

Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie
an der Philosophischen Fakultät
der Technischen Universität Dresden

Identitätspolitiken multilokaler Nachtrennungsfamilien

Praktiken der Vergemeinschaftung im paritätischen Wechselmodell

vorgelegt von

Dipl.-Soz. Tino Schlinzig
geb. am 28. Februar 1979 in Dresden

Betreuer: Prof. Dr. phil. habil. Karl Lenz, Technische Universität Dresden

GutachterIn:

1. Prof. Dr. phil. habil. Karl Lenz, Technische Universität Dresden
2. Prof. Dr. phil. habil. Sylka Scholz, Friedrich-Schiller-Universität Jena

Einreichung: 23. Juni 2016

Verteidigung: 19. September 2016

Dresden, 20. Juni 2017

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	6
1 Einleitung	8
I Multilokalität von Familie. Begriffsbestimmungen, theoretische Grundlagen und Bestandsaufnahmen	15
2 Zeitdiagnostische Einordnung: Entgrenzte Familie(n)	16
3 Familie(n). Soziologische Bestimmungsangebote einer sozial-kulturell geformten Kategorie	20
4 Familie nach Trennung und Scheidung: Perspektiven und Befunde	32
4.1 Trennung und Scheidung: Zwischen Desorganisation und Transition von Familie	33
4.2 Familiäre Beziehungen nach Trennung und Scheidung	37
4.3 Zwischenresümee	40
5 Mehrörtige Lebensformen und Familienarrangements: Formen, Verbreitung und Charakteristika der Akteurinnen und Akteure	41
5.1 Residenzielle Multilokalität – terminologische Eingrenzungsversuche	41
5.1.1 Begriffsgeschichte	42
5.1.2 Ortspolygamie, Polytopozität, Plurilokalität und Translokalität – zur Begriffsvielfalt des Multilokalen	44
5.1.3 Multilokalität: zwischen Zirkulation und Migration	46
5.2 Formen multilokalen Wohnens und mehrörtiger Familien nach Trennung und Scheidung	48
5.2.1 Historische Vorläufer und sozialhistorische Kontextualisierung	48
5.2.2 Formen multilokalen Wohnens	51
5.2.3 Formen multilokal situierter Familien nach Trennung und Scheidung	56
5.3 Verbreitung multilokaler Nachtrennungsfamilien	62
5.4 Charakteristika von Akteurinnen und Akteure in <i>shared care-Arrangements</i>	74
5.5 Stiefeltern und -geschwister in multilokalen Nachtrennungsfamilien	79

6	Familie, Raum und Identität. Theoretische Rahmungen	82
6.1	Theoretische Perspektiven der Familienforschung: Zusammenschau und zentrale Zugänge der Studie	83
6.1.1	Soziologische Theorien in der Familiensoziologie	83
6.1.2	Das Feld der Praxistheorie(n)	86
6.1.3	Alltägliche und familiäre Lebensführung	88
6.1.4	Zur „Seinsverbundenheit“ familialer Praktiken: Die Perspektive der praxeologischen Wissenssoziologie	89
6.1.5	Doing Family – Familie als Herstellungsleistung	90
6.1.6	Exkurs: Theoretische Zugänge der Multilokalitätsforschung (zur Familie)	94
6.2	Die mehrörtige Familie: Familienforschung und raumsoziologische Überlegungen	95
6.2.1	Die Familie in raumsoziologischer Betrachtung	95
6.2.2	Zur raumübergreifenden Herstellung persönlicher Beziehungen: Deutungsangebote aus den Forschungsfeldern zur Multi- und Translokalität	98
6.3	Familiäre Identität als Herstellungsprozess: Sozialwissenschaftliche Ansätze der Identitätsforschung und Versuch einer Eingrenzung	101
6.3.1	Personale, Gruppen- und kollektive Identität	102
6.3.2	Familiäre Identität(en) und Identitätspolitik	104
II	Forschungsfragen und Anlage der Untersuchung	113
7	Forschungsziele und Forschungsfragen	114
8	Methodologische Anlage und Methodik der Untersuchung	117
8.1	Methodologische Verortung der Arbeit	117
8.1.1	Qualitativ-rekonstruktive Methodologie	118
8.1.2	Kollektive Orientierungen und Handlungspraktiken als Gegenstand der <i>dokumentarischen Methode</i>	119
8.1.3	Bilder als soziale Praxis – soziale Praxis in Bildern. Beiträge der visuellen Soziologie und <i>dokumentarischen Bildinterpretation</i> zur Rekonstruktion von Handlungspraktiken	122
8.2	Erhebungsmethoden	126
8.2.1	Die Perspektiven der Kinder	128
8.2.2	Die Perspektiven der Eltern	135
8.2.3	Die Perspektive der Familie als interaktive und kommunikative Einheit	136
8.3	Sampling und Datenkorpus	139
8.4	Datenkonservierung, -aufbereitung und -analyse	143
8.4.1	Transkription	145
8.4.2	Dokumentarische Methode der Textinterpretation: Analyse der Interviews und Gruppendiskussionen	145

8.4.3	Dokumentarische Methode der Bildinterpretation	148
8.4.4	Zur Dominanz von Typenbildung und dem Kern des Forschungsinter- esses	151
8.4.5	Analyse der Netzwerkkarten und -interviews	152
9	Fünf multilokale Familienverbände: Darstellung der Fälle	155
III	Ergebnisdarstellung	163
10	Prolog und Ausblick: Der Herstellungscharakter und die potenzielle Unab- geschlossenheit multilokaler Nachtrennungsfamilien	164
11	Selbst-Behauptungen. Die Zwei-Welten-These und Territorialisierungen des Familialen	170
11.1	Zwei Familien – zwei Welten. Die Differenzthese als Ausgangspunkt familialer Identitätskonstruktionen	171
11.2	Lokal gebundene soziale Ordnungen	176
11.3	Praktiken physischer und symbolischer Territorialisierung und Schließung . . .	180
11.3.1	Kommunikative Schließung und Durchlässigkeit der Familienkerne . .	181
11.3.2	Räumliche Schließung: Territorialisierungen und Grenzmarkierungen .	195
11.3.3	Personelle Schließung: Inklusion und Exklusion	201
11.3.4	Materielle Schließung: Politiken der Dinge	218
11.3.5	Habituelle Schließung als Ankerpunkt für die Bestimmung familialer Identität	234
11.3.6	Geruchsmarkierungen. Die olfaktorische Dimension von Vergemein- schaftung	238
11.4	„Das ist jetzt meine Gehirnhälfte für den Haushalt und das die Gehirnhälfte für den Haushalt.“ – Re-Integrationsbedarfe und „Switch-Vermögen“	248
11.5	Familiale Identitätspolitiken und Perforationen lokaler Ordnungen	257
11.6	„Ausgleichen, Vermitteln und Verknüpfen“ – Eltern multilokaler Kinder als alltags- und zwischenweltliche Mediatoren mit doppeltem Mandat und Deu- tungshoheiten	260
11.7	Abwesende Anwesenheit des anderen Familienkerns: Interdependenzen im All- tag und biographische Perspektiven	267
12	(Selbst-)Normalisierungen und -problemtisierungen eines Familienmodells	270
12.1	Normalität und Normativität von Familie. Normalismustheoretische Rahmung	272
12.2	Normalität und Normativität von Familie als private Lebensform	275

12.3	Multilokale Familienwirklichkeiten zwischen Normalität und Abweichung: Diskurse und strukturelle Anhaltspunkte	277
12.3.1	Binnendiskurs und Fremdattribuierungen zwischen Normalitätsbehauptung und Devianzvermutung	280
12.3.2	Familiäre Doppelstrukturen und personelle Zusammensetzungen	285
12.3.3	Re-Integrationsbedarfe zwischen Normalität und Desintegrationsverdacht	294
12.3.4	„Ich frage mich immer noch irgendwie, was man eigentlich ist.“ – Rollenambiguität und lexikalische Desiderata	297
12.4	Strategien der Normalisierung zwischen Selbstbehauptung und Diskreditierung	302
12.4.1	Normalisierung in Anlehnung	302
12.4.2	Dekonstruktion der Normalfamilie und Gegenhorizonte „Wochenendpapa“ und Patchworkfamilie	307
12.4.3	Positivrahmung: Kompetenzzuwachs und Wissensvorsprung multilokaler Kinder	313
12.4.4	„Gerecht und praktisch“ – Paritätsimperativ und Egalitätsnorm als Normensetzungen eigener Art	315
IV	Schlussbetrachtungen	317
	Literaturverzeichnis	334
	Abbildungsverzeichnis	370
A	Appendix	372

Danksagung

Eine empirisch angelegte Forschungsarbeit kommt ohne ihre StudienteilnehmerInnen nicht aus. Daher gilt mein besonderer Dank zuvorderst den Eltern, deren Partnerinnen und Partnern sowie den Kindern der untersuchten Familien für ihre Geduld und Bereitschaft, mir über einen längeren Zeitraum Einblicke in ihr Leben zu gewähren und mir darüber im Vertrauen zu berichten.

Für die wissenschaftliche Betreuung der Arbeit danke ich Prof. Dr. Karl Lenz (Institut für Soziologie, Technische Universität Dresden) und Prof. Dr. Sylka Scholz (Institut für Soziologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena), die mir mit ihren Diskussionsbeiträgen und Ratschlägen bestärkend und, wann immer es nötig war, auch fordernd zur Seite standen. Mein Dank gilt ferner den unermüdlich das Thema mitdenkenden und kritisch nachfragenden Kolleginnen der Schumpeter Forschungsgruppe „Multilokalität von Familie“ des Deutschen Jugendinstituts e.V. in München, insbesondere Maya Halatcheva-Trapp, Giulia Montanari, Anna Monz und Petra Schmidt. Herausstellen möchte ich die wertvollen Anregungen der Leiterin dieses Forschungszusammenhangs, Dr. Michaela Schier. Ihre Mühen um diese Gruppe im Allgemeinen und im Besonderen der Zuspruch, den ich von ihr für meine Forschungen erfahren habe sowie ihre Anstrengungen, mich in den weiteren Diskurs zum Thema einzubinden, können kaum aufgewogen werden.

Danken möchte ich ferner den Kolleginnen und Kollegen des ETH Wohnforums – ETH CASE in Zürich für den Austausch und das große Interesse an meiner Arbeit während meines Forschungsaufenthaltes. Ihre eigenen Arbeiten – inhaltlich sowie methodisch – haben mein Verständnis soziologischer Forschung und den Blick auf meinen „Gegenstand“ mitgeformt. Auch gilt mein Dank den Forscherinnen und Forschern des „Netzwerks Multilokalität“, mit denen ich das Interesse am Verstehen des Phänomens *Multilokalität* teile und deren Diskussionsbeiträge sowie Publikationen ich stets als eine wertvolle Quelle und einen Ansporn begriffen habe. Juliane Bendel und Sabine Dreßler danke ich für die gemeinsame intensive und ertragreiche Diskussion der empirischen Materialien unserer drei Forschungsarbeiten. Jo-

hannes Quade bin ich für das sorgfältige Korrektorat in Dankbarkeit verbunden. Kaum zu schultern gewesen wäre eine solche Arbeit ohne die Zuneigung sowie kritische und wohlwollende Begleitung meiner Lebenspartnerin Romy Hanke, der mein besonderer Dank gilt. Julius möchte ich für seine Fähigkeit danken, mich stets zurück auf den Boden familialen Alltags geführt zu haben. Er war mir auch in trüben Stunden zumeist freudig zugewandt. Dankbar bin ich ebenfalls seiner Mutter Annegret Stanke für ihre Ermunterungen und ihren ungebrochenen Optimismus. Schließlich danke ich meinen Eltern für die Unterstützung und den Zuspruch über die gesamte Phase der Promotion hinweg.

1 Einleitung

Ausgangspunkt für die Forschungsarbeit der vorliegenden Studie ist ein modernisierungstheoretisches Argument, wonach gesellschaftliche Institutionen wie *die* Familie fundamental in Frage gestellt werden: soziale resp. persönliche Beziehungen in Gesellschaften der zweiten oder reflexiven Moderne sind keine gegebene Größe, sondern vielmehr Gegenstand von Aushandlungsprozessen zwischen den Akteurinnen und Akteuren (vgl. Giddens 1995, Beck 1987, 1986). „Alles muss nun erörtert, gerechtfertigt, in seinen Folgen durchdacht werden“ (Beck 1987: 46). Die handlungsleitenden gesellschaftlichen Wissensvorräte erodieren hiernach bzw. werden zur Disposition gestellt. Die Familie kann hierbei als ein Seismograf dieser Entwicklungen studiert werden. Der soziologischen Diskussion um familiäre Lebensformen folgend, hat das klassische Modell der bürgerlichen Kernfamilie, wie es sich Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts aus der bürgerlichen Mittelschichtfamilie herausgebildet hat, seine hegemoniale Stellung im gesellschaftlichen Gefüge familialer Arrangements eingebüßt. Gleichzeitig erleben bis dato alternative Formen familialen Zusammenlebens neben ihrer zahlenmäßigen Ausbreitung eine soziale Aufwertung. So lassen sich weitreichende Wandlungstendenzen ablesen: die Zunahme struktureller und distributiver Vielfalt familialer Lebensformen, eine (rhetorische) Verflüssigung traditioneller Geschlechterrollen, eine Lockerung der Verbindung von Familie, Ehe und Heterosexualität, die Aufweichung der monolokalen Haushaltsbindung von Familien u.v.m. (vgl. Peuckert 2012, Maihofer 2004, Wagner et al. 2001). Statistisch sind diese Beobachtungen hinreichend unterlegt. Theoretisch lassen sich diese Entwicklungen mit Erklärungsangeboten wie der De-Institutionalisierung, Individualisierung und der These vom Wertewandel gut beschreiben. Jedoch greifen diese für ein umfassendes Verständnis der Wandlungstendenzen von Familie meist zu kurz und blenden eine Dimension des Phänomens aus, namentlich die soziale Wirklichkeit der Handelnden in ihrem Alltag (vgl. Maihofer 2014, Peuckert 2012, Maihofer 2004). Denn weniger als der strukturelle Wandel familialer Lebensformen selbst, sind die veränderten Selbstverständnisse der Akteurinnen und Akteuren kaum in den Fokus soziologischer Erörterung gerückt worden, deren Perspektive auf das,

was Familie für sie bedeutet und in seiner Konsequenz erarbeitet und präsentiert wird – kurzum: die „wahrgenommene Familie“ (Neyer/Bien 1993) und damit die subjektiv empfundene Familienzugehörigkeit von Bezugspersonen sowie deren (Alltags-)Praktiken. Neuere Beiträge, insbesondere aus der angelsächsischen Diskussion um das Phänomen, greifen mit den Konzepten *doing family* und *displaying family* diesen bisher kaum beachteten Aspekt sich wandelnder Familienwirklichkeiten auf (vgl. Morgan 2011, James/Curtis 2010, Finch 2007, Hertz 2006). Diese Ansätze einer konstruktivistisch gewendeten Familienforschung mit einem starken Fokus auf die *Praktiken der Herstellung von Familie* richten ihre Aufmerksamkeit auf die alltagspraktischen Verrichtungen und Koordinationsleistungen sowie auf die Herstellung und Verstetigung von *Gemeinsamkeit* bzw. *Gemeinschaft*¹ (vgl. Jurczyk 2014, Schier/Jurczyk 2007). Diese Einsichten zusammengenommen legen den Schluss nahe: „Man 'hat' eine Familie nicht einfach, sondern man muss sie 'tun'“ (Jurczyk 2014: 117). Ähnlich verhält es sich mit Identität, die als eine „Patchworkarbeit“ mit Bezügen zu unterschiedlichen sozialen Erfahrungsräumen fortwährend bestätigt und situativ aktualisiert werden will (vgl. u.a. Behringer 1998, Keupp 1997) – sowohl auf der Ebene der Individuen als auch auf der von Gruppen und (Groß-)Kollektiven. Beide Beobachtungen, zur Familie und Identität, provozieren die Frage nach der Ausgestaltung des mit dem Terminus *Doing Family* im Rahmen einer praxistheoretischen Wende innerhalb der Familiensoziologie zum Ausdruck gebrachten (Aus-)Handelns von Gemeinschaft und familialer Identität. Hier setzt das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit an, die wenngleich als eine empirisch angelegte, freilich nicht theorielos bleiben soll. Vielmehr bewegen sich die hier angestellten Überlegungen in stetiger Pendelbewegung zwischen Empirie und Theorie und sollen in einen breiteren theoretischen Kontext sowie in Bezug zum aktuellen Forschungsstand des Phänomenbereichs gestellt werden. Ihr Ziel ist daher zweigeteilt: (1) zum einen sollen die vorliegenden empirischen Erkenntnisse und theoretisch-konzeptuellen Überlegungen aus der Perspektive maßgeblicher Forschungsfelder systematisch für einen familiensoziologischen Zugang zum fokussierten Phänomenbereich zusammengeführt und diskutiert werden, zum anderen (2) richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Identitätspolitiken und Territorialisierungspraktiken zur (Standort-)Bestimmung der Ensembles als Familie durch die hier untersuchten multilokalen Fortsetzungsfamilien. Das Verhältnis der drei Kategorien *Familie*, *Raum* und *Identität* ist bisher kaum geklärt. Die Em-

¹Der von den Autorinnen und Autoren gebrauchte Begriff der *Gemeinsamkeit* stellt in gewisser Weise eine positiv verengte Optik auf die Herstellung von familialer *Gemeinschaft* dar insofern, als dass auch der Dissens für die Herstellung und Verstetigung von persönlichen Beziehungen konstitutiv sein kann. Überlegungen hierzu finden sich etwa in der Paarforschung (vgl. Lenz 2009, Lenz/Nestmann 2009).

pirie der vorliegenden Arbeit soll hierzu Anhaltspunkte liefern und will zum Diskurs dieses Feldes beitragen. Die in den theoretischen Vorbetrachtungen diskutierten Konzepte und empirischen Befunde dienen hierbei als Sensibilisierungen mit „heuristischer Qualität“.

Für einen Nachvollzug dieser Handlungspraktiken empfiehlt es sich, den Blick auf Familien zu richten, die – wie es Galvin (2006) fasst – nach innen und außen besonders *diskursabhängig* sind (vgl. auch Nelson 2006). Die Forschungen der vorliegenden Arbeit wenden sich daher in ihrer empirischen Arbeit sogenannten „binuklearen (Stief-)Familien“ (Ahrns 1979) oder „Zwei-Kern-Familien“ (Napp-Peters 1988) als besonders komplexe Formen von Fortsetzungsfamilien zu – und hier mit spezifischem Zuschnitt auf sogenannte *shared care* resp. *shared residence* oder *paritätische Wohnarrangements* von Familien nach Trennung und Scheidung, in denen Kinder regelmäßig und zu gleichen Teilen an den Orten der getrennt lebenden Eltern wohnen. Das in der öffentlichen Debatte als *Wechselmodell* firmierende Nachtrennungsarrangement erfährt neben einem steigenden Zuspruch durch die Familien selbst zunehmend Aufmerksamkeit im (massenmedialen) Interdiskurs. So widmet das Wochenmagazin FOKUS bereits 2005 in seiner Ausgabe Nr. 42 den „Kleine Nomaden“ einen Beitrag². DER SPIEGEL berichtet in seiner Onlineausgabe vom 05.03.2010 über „Pendelnde Scheidungskinder: Im Zug der Familien-Nomaden“³ und der „Bildungskanal“ ARD-*alpha* widmet dem Thema unter der Überschrift „Scheidungskinder: Wenn die Eltern sich trennen“ und „Max und Mia pendeln zwischen zwei Welten“ ein Dossier mit Videoclips und Unterrichtsmaterialien⁴. Wenngleich sich auch Familienleitbilder als gesellschaftlich geteilte normative Vorgaben ausdifferenzieren – mitunter ist sogar vorschnell die Rede von einer „Erosion der normativen Verbindlichkeit des bürgerlichen Familienmusters“ (Peuckert 2012: 12) – und die soziale Akzeptanz für unkonventionelle Familienmodelle steigt (vgl. BiB 2015, Maihofer 2014), erzeugt der weitgreifende Wandel familialer Beziehungskonstellationen und Wohnformen Unsicherheiten für die Akteurinnen und Akteure in diesen Familien selbst. Neben dem Umstand, dass sich die Mitglieder der hier untersuchten Familienform bei der Ausgestaltung ihrer Lebensführungen und der Beschreibung ihres Ensembles nur bedingt auf gesellschaftlich geronnene handlungsleitende Orientierungsfolien stützen können, sehen sich die Eltern und Kinder in diesen Arrangements insbesondere in der Kommunikation und Interaktion mit ihrer näheren und weiteren sozia-

²http://www.focus.de/politik/deutschland/familien-die-kleinen-nomaden_aid_209381.html, Zugriff: 06. Juni 2016

³<http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/pendelnde-scheidungskinder-im-zug-der-familien-nomaden-a-659858.html>, Zugriff: 06. Juni 2016

⁴<http://www.br.de/fernsehen/ard-alpha/sendungen/schulfernsehen/eltern-trennung-scheidungskinder100.html>, Zugriff: 06. Juni 2016

len Umwelt mit einem nach wie vor normativ verbindlichen Familienbild der traditionellen Kernfamilie als „Normalfall“ konfrontiert. So gilt es familienintern die strukturellen Besonderheiten dieser Beziehungskonstellationen zu erfassen, als Familie zu begreifen und für sich zu definieren (vgl. auch Galvin 2006). Für das erweiterte und dynamische Netzwerk persönlicher Beziehungen der in diesen Konstellationen lebenden Akteurinnen und Akteure lässt sich daher ein gesteigerter Bedarf vermuten, das vorhandenen Desiderat gesellschaftlich geformter Begrifflichkeiten auszugleichen, fehlende oder nicht passende Deutungsvorlagen zu re-interpretieren und in (Alltags-)Praktiken raumübergreifender Lebensführungen zu übersetzen. Hieran an schließen folgende Fragestellungen, die die Forschungsarbeit orientierend anleiten:

- Mittels welcher Praktiken und Strategien stellen Eltern und Kinder in multilokalen Fortsetzungsfamilien *Gemeinschaft* und *Identität* als Familie her? Auf welche (kollektiven) Wissensbestände wird sich hierbei bezogen?
- Welche (Selbst-)Definitionen von Familie und familiale Identitätsentwürfe werden innerhalb dieser Arrangements und im Abgleich mit deren sozialer Umwelt erarbeitet?
- Wie werden Differenzerfahrungen durch die erwachsenen Akteurinnen und Akteure sowie die Kinder in diesen Familienarrangements bearbeitet?
- In welchem Verhältnis stehen die impliziten Praktiken der Akteurinnen und Akteure zur Herstellung von Familie und die Diskursivierung von Gemeinschaft und Familienidentität?

Vor dem Hintergrund der bisher schmalen empirischen Datenlage ist es naheliegend, einen explorativen Zugang zur Annäherung an die Thematik zu wählen, der die Variabilität und potenzielle Formenvielfalt der interessierenden Identitätspolitik und Territorialisierungspraktiken zu berücksichtigen weiß, ohne unnötig die mögliche Breite der Befunde im Voraus zu strukturieren und den Erkenntnisgewinn zu schmälern. In der Zusammenschau lässt sich die vorliegende Arbeit daher als ein dichtes Dokument der Suchbewegung des Autors nach dem passenden Theorievokabular, geeigneten Erhebungs- und Analysemethoden sowie theoretisch gehaltvollen Deutungen lesen. Ganz im Sinn des von Hoffmann-Riem (1980) für eine qualitativ-rekonstruktive Methodologie vorgeschlagenen *Prinzips der Offenheit* wurde die Anlage der Untersuchung so gestaltet, dass Forschungsfragen, Erhebungsinstrumente und Analyseverfahren in der Auseinandersetzung mit den empirischen Materialien eine Reihe von Reformulierungen und Modifikationen erfahren haben. Wie für Hypothesen generierende

Verfahren üblich, galt das Primat stets den Relevanzsetzungen der UntersuchungsteilnehmerInnen. Diese Prämisse bildete die Grundlage für die Auswahl der Erhebungsinstrumente: den problemzentrierten narrativen Interviews, Gruppendiskussionen, ego-zentrierten Netzwerkkarten sowie den Fotoarbeiten der Kinder. Diese sind weitestgehend an der Alltagskommunikation der Eltern und Kinder der untersuchten Familien orientiert. Das Hauptaugenmerk der Interpretationsarbeit lag auf der sequenziellen Rekonstruktion von Orientierungsrahmen und Handlungspraktiken, die zunächst am Einzelfall und in der Folge fallkontrastierend herausgearbeitet und bei theoretischer Sättigung gefestigt wurden.

Die vorgelegte Studie gliedert sich in vier Abschnitte: Teil I diskutiert die für die Arbeit wesentlichen Begrifflichkeiten, entwickelt die theoretischen Grundlagen und nimmt eine Bestandsaufnahme der aktuellen Forschungen zum Thema vor. Der zweite Teil führt in die erkenntnistheoretische und methodologische Basis der Untersuchung ein und stellt die verwendeten Erhebungsinstrumente und Analyseverfahren vor. Teil III widmet sich der detaillierten Darstellung der empirischen Befunde und theoretischen Ableitungen, gefolgt von resümierenden Schlussbetrachtungen (Teil IV).

Das der Einleitung folgende und den ersten Teil der Arbeit einführende Kapitel 2 „Zeitdiagnostische Einordnung: Entgrenzte Familie(n)“ versucht zugespitzt wesentliche Befunde, Argumentationslinien und Theorieangebote der Familienforschung zur Charakterisierung der Wandlungstendenzen von Familie zusammenzutragen. Im Zentrum stehen hierbei die im Rahmen des sogenannten *Entgrenzungstheorems* diskutierten Dimensionen gegenwärtiger Transformationsprozesse von Familie in morphologischer, räumlicher und normativer Hinsicht sowie entsprechende Indikatoren der amtlichen Statistik (vgl. Jurzyk 2014, Schier/Jurczyk 2007). Daran anschließend widmet sich Kapitel 3 den begrifflichen Grundlegungen der Arbeit, genauer dem verwendeten Familienbegriff, und in dessen Weiterführung dem für die Untersuchung relevanten Begriff der *multilokalen Familie* in Verbindung mit der *Stief-* resp. (komplexen) *Fortsetzungsfamilie*. Hierfür werden Grundzüge der innerhalb der Familiensoziologie geführten Debatte um ihre zentrale Kategorie skizziert. Dem folgend werden konkurrierende Perspektiven und Befunde der Trennungs- und Scheidungsforschung skizziert (Kap. 4). Die Trennung eines Elternpaares wird hierbei als ein sozialer Prozess zwischen Desorganisation und Transition von Familie verhandelt. Der Nachvollzug dieser Verschiebungen im Fachdiskurs eröffnet den Blick auf die *Dynamiken* und den *Herstellungscharakter* familialer Gemeinschaft nach Trennung und Scheidung. Kapitel 5 „Mehrörtige Lebensformen und Familienarrangements:

Formen, Verbreitung und Charakteristika der Akteurinnen und Akteure“ nimmt wiederum notwendige Begriffseingrenzungen vor (Kap. 5.1), illustriert – auch im historischen Nachvollzug – Ausprägungen multilokaler Lebensformen im Allgemeinen und mehrörtig verfasster Familienarrangements im Speziellen (Kap. 5.2) und liefert statische Anhaltspunkte zur Verbreitung multilokaler Nachtrennungsfamilien (Kap. 5.3) sowie zu den sozio-demografischen Charakteristika der darin lebenden Eltern und Kinder im internationalen Vergleich (Kap. 5.4). In diesem Zuge wird der aktuelle Stand der Forschungen zu diesen Themenfeldern referiert. Kapitel 5.5 stellt den Versuch einer Zusammenführung der Betrachtungen zu paritätisch verfassten multilokalen Nachtrennungsarrangements und Stief- resp. Fortsetzungsfamilien dar. Den ersten Teil der vorliegenden Arbeit schließt sodann Kapitel 6 „Familie, Raum und Identität. Theoretische Rahmungen“. Nach einem grundlegenden Aufschlag theoretischer Bezüge der Familiensoziologie (Kap. 6.1) werden darin Überlegungen zu einer Zusammenführung von Familienforschung und Raumsoziologie angestellt (Kap. 6.2), sozial-psychologische und soziologische Identitätstheorien umrissen sowie deren Angebote für ein Begriffsverständnis persönlicher, Gruppen-, kollektiver und familialer Identität nachgezeichnet (Kap. 6.3). Diese Darstellungen werden abschließend mit für das Kernthema der Arbeit relevanten Bezügen zum sozialgeografischen und soziologischen Diskurs um die Kategorie *Raum* verknüpft. Das Teil II der Untersuchung eröffnende Kapitel 7 entfaltet zentrale Ziele und Forschungsfragen der Studie, gefolgt von Darlegungen zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen und zur Methodologie (Kap. 8.1), zu den Erhebungsmethoden (Kap. 8.2), zur Samplingstrategie und zum Datenkorpus (Kap. 8.3) sowie den Analysenmethoden (Kap. 8.4). Hierin werden grundlegende theoretischen Reflexionen zum Zugang zu familialen Praktiken angestellt und zwischen den Instrumenten der Datenerhebung, getrennt für Kinder, Erwachsene und die Familie als interaktive und kommunikative Einheit, sowie den Ebenen und Arbeitsschritten der Analyse differenziert. Geschlossen werden diese Ausführungen mit einer Vorstellung der einbezogenen Fälle aus den eigenen Erhebungen und den Sekundärdaten des Projekts „Multilokalität von Familie“ des Deutschen Jugendinstituts e.V. in München (Kap. 9). Der dritte Teil dieser Arbeit wendet sich den zentralen Befunden der Untersuchung zu. Dem einführenden Kapitel 10 „Prolog und Ausblick: Der Herstellungscharakter und die potenzielle Unabgeschlossenheit multilokaler Nachtrennungsfamilien“ folgend, wird eine zentrale Figur in den Orientierungen der untersuchten Kinder und Eltern der multilokalen Nachtrennungsarrangements entfaltet: die These von einer grundlegenden *Differenzierung zweier sozialer Welten* entlang der beiden Familienkerne (Kap. 11.1). Im Zentrum stehen hierbei die aus

dem vorliegenden Datenmaterial entwickelten Praktiken der *Behauptung lokaler Ordnungen* (Kap. 11.2) sowie der *kommunikativen, räumlichen, personellen, materiellen und habituellen Schließung* (Kap. 11.3), denen die Struktur dieses Kapitels folgt. Ein Exkurs zu Links (1997, 1992) *Theorie des Normalismus* (Kap. 12.1) sowie eine einführende Skizze zur „Normalität und Normativität von Familie als private Lebensform“ (Kap. 12.2) eröffnen Kapitel 12 „(Selbst-)Normalisierungen und -problematisierungen eines Familienmodells“. Diesem folgen Darstellungen struktureller Besonderheiten, die den Mitgliedern dieser Arrangements als Anhaltspunkte für (eigene) Abweichungsvermutungen dienen (Kap. 12.3). Die empirischen Materialien geben ferner Aufschluss darüber, welche Identitätspolitiken begründenden Normalisierungsstrategien durch Kinder und Eltern Anwendung finden, und zwar im Binnendiskurs der multilokalen Familien sowie in Auseinandersetzung mit ihrer sozialen Umwelt, mit den Spezialdiskursen und Leitbildern um Familie sowie mit Annahmen zu deren Gelingensbedingungen (Kap. 12.4).

Teil IV schließt die Betrachtungen mit einer Zusammenfassung der Erkenntnisse der Studie, zieht ein Resümee zur methodischen Anlage der Untersuchung, arbeitet anschlussfähige Forschungsfragen heraus und identifiziert mögliche (politische) Handlungsfelder.

Teil I

Multilokalität von Familie. Begriffsbestimmungen, theoretische Grundlegungen und Bestandsaufnahmen

2 Zeitdiagnostische Einordnung: Entgrenzte Familie(n)

Weitgehend Konsens innerhalb der multidisziplinär angelegten Familienforschung herrscht über die Deutung der Wandlungstendenzen privater Lebensformen, persönlicher Beziehungen und im Engeren der Familie als eine Pluralisierung (vgl. Peuckert 2012). Wagner et al. (2001) diskutieren diese vor dem Hintergrund einer Reihe theoretischer Erklärungsmuster – etwa der De-Institutionalisierung, Individualisierung und dem Wertewandel mit Blick auf die strukturelle und distributive Vielfalt privater Lebensformen im Lebensverlauf. Kriterien für die Beschreibung dieser Pluralisierung sind unstrittig sich wandelnde und ausdifferenzierte Partnerschafts- und Elternschaftsstatus sowie Familien- und Haushaltsformen. In den neuen Bundesländern leben 2013 lediglich etwas mehr als die Hälfte der Eltern in einer Ehe zusammen. In den alten Ländern trifft das immerhin noch auf knapp drei Viertel der Eltern zu (vgl. BMFSFJ 2014: 14). Trotz dieser Unterschiede lässt sich für Gesamtdeutschland ein Trend ablesen. Abbildung 2.1 (S. 19) zeigt, dass sich die Anteile alternativer Familienformen in Deutschland im Zeitraum von 1996 bis 2014 stetig erhöhen und die als klassisch geltende Ehegattenfamilie weniger Zuspruch erfährt. Liegt der Anteil von Kindern mit verheirateten Eltern 1996 noch bei 81,4 Prozent, sind es 2014 nur noch etwas mehr als zwei Drittel der Minderjährigen, die in dieser Familienform aufwachsen (69,3 Prozent). Nichteelichen Lebensgemeinschaften indes verdoppeln ihren Anteil auf etwas mehr als 10 Prozent. Auch wachsen Kinder immer häufiger nur mit einem Elternteil auf. Der Anteil der Mädchen und Jungen, die in Ein-Elter-Familien aufwachsen, steigt im Referenzzeitraum von 13,8 Prozent auf gut ein Fünftel (20,3 Prozent)¹.

Neben dem werden die normativen Vorgaben zur Familie zusehends fluide. Zeitdiagnostisch

¹ Das Haushaltskriterium als Bestimmungsmerkmal von Familie in der amtlichen Statistik lässt den Anteil „Alleinerziehender“ sicherlich zu hoch ausfallen. Die hinter der Form der *Ein-Elter-Familie* stehenden Konstellationen persönlicher Beziehungen zeichnen ein heterogeneres Bild. So ist es naheliegend, dass sich es dabei auch um Familien handelt, in denen Mütter und Väter voneinander getrennt leben – mit fortbestehender Partnerschaft oder auch nach Trennung und Scheidung – und Kinder bei beiden Eltern

werden diese Deutungen durch Beschreibungen der Ent-Traditionalisierung und Individualisierung angereichert (vgl. Jurczyk 2014). Bis dato fraglose Gegebenheiten werden reflexiv gestellt und Gegenstand von (Neu-)Interpretationen und Aushandlungen zwischen den Familienmitgliedern. Das unter dem Label *bürgerliches Kernfamilienmodell* firmierende Arrangement persönlicher Beziehungen – die „Normalfamilie“ – verliert seine empirische Basis im Leben der Akteurinnen und Akteure. Gleichzeitig beweist dieses Modell als *Normaltypus* eine erstaunliche Persistenz, entfaltet weiterhin seine handlungsleitende Wirkkraft, liegt jedoch mit einem nicht unwesentlichen Teil der Lebensbedingungen realiter quer.

Die Deutung dieser Entwicklungen von Familie als *Entgrenzung* lässt sich in dreierlei Hinsicht dimensionieren (vgl. Jurczyk 2014, Schier/Jurczyk 2007): (1) **morphologisch** im Sinne eines Bedeutungsverlustes biologischer Abstammung, der Ehe und klassisch geschlechterkonnotierter Arbeitsteilung. Letztere zumindest auf der Ebene einer Gleichheitsrhetorik, weniger auf der sozialer Praktiken (vgl. Koppetsch/Burkart 1997). (2) **Räumliche** Mobilität – erwerbsbedingt und nach Trennung/Scheidung – beeinflusst nachhaltig die alltägliche Lebensführung von Familien und Paarbeziehungen (Feldhaus/Schlegel 2009: 37). Empirische Befunde zum Wandel der Familie können belegen, dass das Modell der monokal situierten bürgerlichen Kernfamilie seine Monopolstellung im Gefüge privater Lebensformen einbüßt, eine Reihe auch mehrörtig verankerter Alternativen an Bedeutung gewinnen. Und schließlich (3) macht die Auflösung von institutionell und **normativ** abgesicherten Selbstverständlichkeiten vor der Familie als Lebensform keinen Halt – sie wird zur Option und ihre Ausgestaltung selbst zur Arbeit. Individuen in spätmodernen Gesellschaften werden aus vorgegebenen Statusgruppen und traditionellen Bindungen gelöst, vormals geltende Handlungsorientierungen in Form normativer Vorgaben brüchig (vgl. Beck 1986). Katalysator dieser Entwicklungen sind die unter der Überschrift der *Entgrenzung von Erwerbsarbeit* verhandelten Transformationen. Entgrenzung wird im öffentlich wie im Fachdiskurs allgemein als sozialer Prozess begriffen, in Zuge dessen historisch gewachsenen „soziale Strukturen der regulierenden Begrenzung von sozialen Vorgängen ganz oder partiell erodieren“ (Voß 1998: 474). Den für die Erwerbsarbeit beobachtbaren Strukturwandel deutet Voß (1998) als eine Flexibilisierung der Arbeitsorganisation, die im Kern als eine Abkehr von tayloristisch-fordistischen Betriebsstrategien mit weitgehend standardisierten Arbeitsverhältnissen gelesen werden kann, hin zu einer übertragenen Verantwortung für die Arbeitsorganisation in den Händen der Subjekte. Dieser Strukturwandel bleibt

multilokal wohnen (vgl. Lenz 2013: 114f. und Kap. 5.3, S. 62 in dieser Arbeit). Zudem ist Lenz' (2013) Annahme zuzustimmen, dass als allein erziehend erfasste Mütter bzw. Väter nicht selten auch in einer festen Paarbeziehung leben dürften, ohne einen gemeinsamen Haushalt zu führen.

nicht folgenlos für das Verhältnis von Erwerbsarbeit und alltäglicher Lebensführung. ArbeitnehmerInnen sehen sich mit der Herausforderung konfrontiert, Grenzziehungen zwischen Arbeits- und Privatsphäre fortwährend neu vorzunehmen. Gestiegene Mobilitätsanforderungen an erwerbstätige Familienangehörige befördern eine räumliche Neuordnung von Paar- und Eltern-Kind-Beziehungen. Eine weitere zentrale Einflussgröße der Entgrenzung familialer Lebensformen hinsichtlich ihrer morphologischen und normativen Grundlagen stellt das Bindungsverhalten der Eltern in ihren Paarbeziehungen dar. Wenngleich Scheidung und Trennung des Elternpaares nicht mit dem Ende der Familie gleichzusetzen sind, sondern durch aktuelle Forschungsansätze vielmehr als *Rekonfiguration* resp. *Reorganisation* der jeweiligen räumlichen, zeitlichen und sozialen Arrangements gelesen werden, bleiben diese im hier ange deuteten Sinn nicht konsequenzlos (für detaillierte Darstellungen zu Formen und Verbreitung multilokaler Nachtrennungsarrangements siehe Kap. 5.3, S. 62ff.).

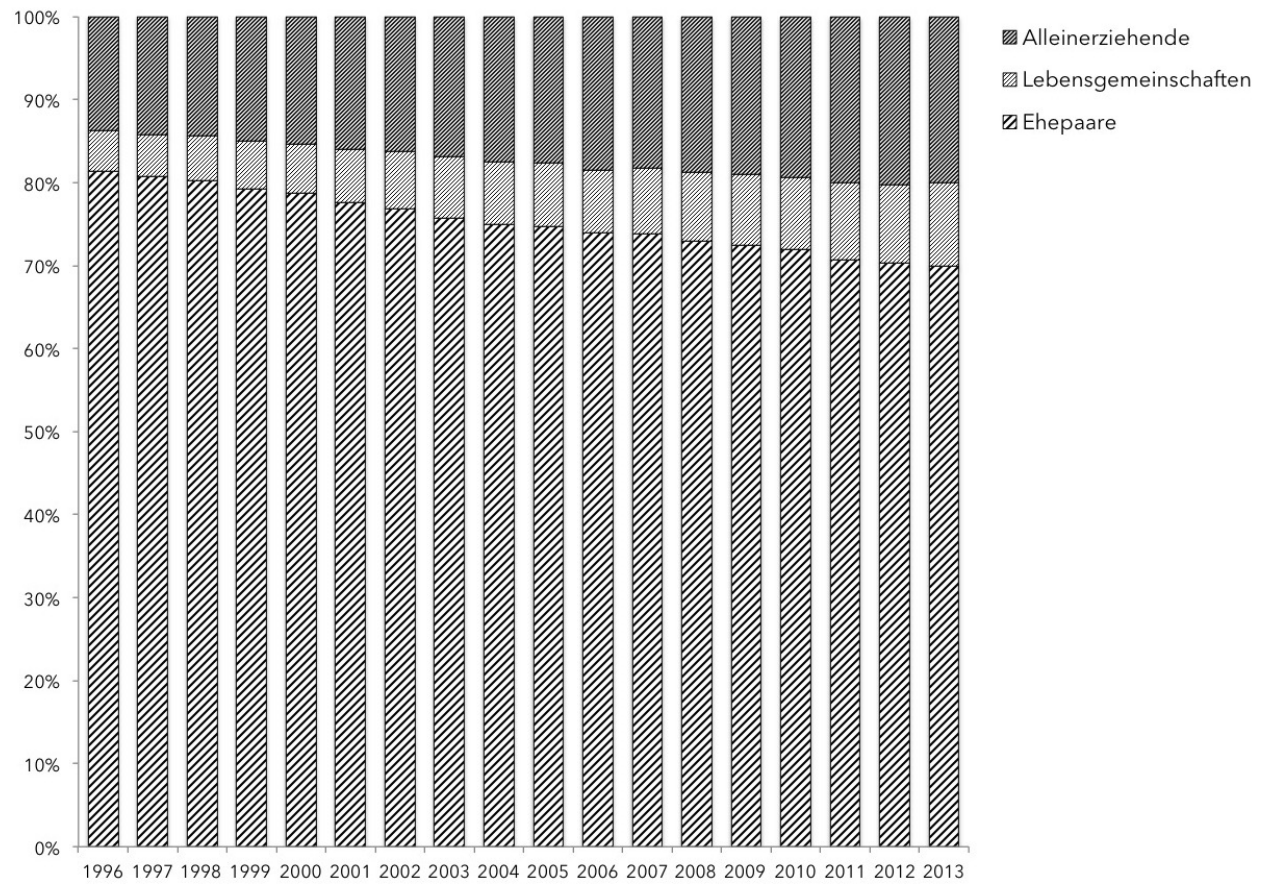


Abbildung 2.1: Familien mit minderjährigen Kindern nach Lebensform in Deutschland, 1996 bis 2013 (Datenquelle: Statistisches Bundesamt Mikrozensus, Berechnungen: BiB 2015)

3 Familie(n). Soziologische Bestimmungsangebote einer sozial-kulturell geformten Kategorie

Die folgenden Darstellungen stellen einen Teil der Einführung in die begrifflichen Grundlagen der Arbeit dar, genauer in den verwendeten Familienbegriff und in dessen Weiterführung in den für die Untersuchung relevanten Begriff der *multilokalen Familie* in Verschleifung mit dem der Stief- resp. (komplexen) Fortsetzungsfamilie. Hierfür werden Grundzüge der innerhalb der Familiensoziologie geführten Debatte um ihre zentrale Kategorie – die Familie – nachgezeichnet, ausgewählte Aspekte gängiger Bestimmungen unter Rekurs auf den im Sonderdruck (Jg. 14, Heft 3) der Zeitschrift *Erwägen, Wissen, Ethik* (EWE) kontrovers diskutierten Beitrag von Lenz (2003) problematisiert und auf die in dieser Arbeit fokussierten Familien hin diskutiert.

Weitestgehend Konsens herrscht innerhalb der (soziologischen) Familienforschung darüber, dass sich gegenwärtig eine Ausdifferenzierung familialer Lebensformen beobachten lässt und sich Mitglieder in (westlichen) Gegenwartsgesellschaften zunehmend soziokulturell legitimierten Alternativen zum bürgerlichen Kernfamilienmodell gegenüber sehen. Divergenzen zeigen sich jedoch, wie dies zu deuten ist – als *neue Pluralität der Familie* oder als ein Monopolverlust der klassischen bürgerlichen Kernfamilie und damit verbunden eine *stärkere Verbreitung sog. alternativer*, historisch betrachtet gar nicht so neuer, *Familienkonstellationen* (vgl. Maihofer 2004: 392). Die Interpretationen dieser Befunde bewegen sich im Hinblick auf die zukünftige Perspektive *der Familie* entsprechend zwischen ihrer Stabilität in einer bunten Vielfalt ihrer gelebten Ausprägungen und zum andern der Familie als krisenhaftes Auslaufmodell in einer hedonistisch geprägten individualisierten Gesellschaft. Entlang dieser Perspektiven werden Definitionen der Familie als soziologischer Kategorie vorgeschlagen, die sich mehr oder minder an einer statistisch belegbaren Varianz der Familienformen ausrichten und einen engen oder weiter gefassten Begriff entfalten. Der Schweizer Familiensoziologe Kurt Lüscher

(2003: 539) sieht Familie als „Ort gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen“, deren (variable) Bedeutung sich daraus ergäbe, „auf welche Sachverhalte (1) das Wort Familie (2) in welcher Absicht der Erkenntnis (3) in bestimmten 'Gesellschaften' und 'Zeiten' angewandt wird“. Folgt man dieser Annahme, ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Debatte der Familiensoziologie um ihren Kernbegriff so alt ist wie der Teil dieser Disziplin selbst. Vor dem Hintergrund weitreichender Wandlungstendenzen trägt die klassische, an das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie gebundene, Familiendefinition nicht mehr. Sie wird der empirischen Realität nicht mehr gerecht. Zudem ist Familie als ein Sozialzusammenhang in der alltäglichen Erfahrung der allermeisten Menschen verankert. Wir *tun* sie gleichsam, wie es in der neueren Familienforschung aus gutem Grund heißt. Implizit ist dem ein Wissen darum, was mit Familie gemeint ist. In der sozialen Praxis der Akteurinnen und Akteure wird dieses Verständnis rituell offengelegt – etwa in Form von feierlichen Zusammenkünften oder in Krisensituationen wie der Trennung eines Elternpaares und damit einer Transformation von Familie. Für eine soziologische Beschreibung dieses *Familietuns* reicht es freilich nicht aus, auf ein alltagsweltliches Verständnis des fokussierten Phänomens, einen subjektiven Familienbegriff abzustellen und damit auf der Ebene Schütz' (1971) *Konstruktionen ersten Grades* zu verbleiben. Der erste Schritt eines Soziologen bzw. einer Soziologin besteht darin, so Durkheim (1965 [1895]: 131), „die Dinge zu definieren, damit man weiß, und genau weiß, um welches Problem es sich handelt. (...) Immer ist zum Gegenstand der Untersuchung nur eine Gruppe von Erscheinungen zu wählen, die zuvor durch gewisse äußere gemeinsame Merkmale definiert worden ist.“ Ein solcher soziologischer Bestimmungsversuch soll im Folgenden unternommen werden. Zentral hierfür ist die Frage danach, was aus soziologischer Perspektive gegenwärtig konstitutiv für Familie ist. Zu diesem Zweck wird der Blick auf die innerhalb der Familiensoziologie prominent und kontrovers geführte Diskussion um ihre Gegenstandsdefinition gerichtet.

Für eine Eingrenzung des Familienbegriffs erscheint es sinnvoll, zwei Problemkreise in der rege geführten Debatte zunächst getrennt voneinander zu betrachten. Der eine bezieht sich auf die Diskussion konstitutiver Merkmale von Familie und die Kritik an einem in den vorliegenden Bestimmungsversuchen präferierten Modell, namentlich das Modell der bürgerlichen Kernfamilie. Zentral in dieser Hinsicht ist sicherlich der Beitrag von Lenz (2003), in dem danach gefragt wird, „ob Abschied von Familie als soziologischem Grundbegriff genommen werden soll“ (ebd.: 486). Der andere ist wissenschaftstheoretischer Natur und fragt grundlegend nach verschiedenen Formen von Definitionen und damit verknüpft nach der Reichweite

dieser unterschiedlichen Begriffe. Zunächst soll der zweite knapp nachvollzogen werden.

Klassifikation von Definitionen zur Bestimmung von Familie

Mittels Definitionen, so kann zunächst festgehalten werden, soll der Vorstellungsgehalt von bestimmten Begrifflichkeiten bestimmt werden. Sie stellen Versuche dar, interessierende Sachverhalte und Tatsachen zu beschreiben. Mit Blick auf den in diesem Teil interessierenden Familienbegriff lässt sich mit Trost (1999) im Sinne wissenschaftlicher und alltagsweltlicher Kategorien zwischen vier Formen von Definitionen unterscheiden: (1) theoretisch nominale, (2) operationale, (3) phänomenologische und (4) empirische. Während die beiden ersteren in Zusammenhang mit den theoretischen Bestimmungen des Fachdiskurses, zur Modellbildung und Operationalisierung messbarer Indikatoren zu sehen sind, nehmen die beiden letzteren Rekurs auf die Relevanzsysteme beforschter Familienmitglieder. *Phänomenologische Definitionen*, so Trost (1999: 80), nehmen die wahrgenommene Familie und deren erfahrene Bedeutung in den Blick. Letztere hingegen befassen sich weniger mit den subjektiven Konzepten der Akteurinnen und Akteure als vielmehr mit deren Handeln bzw. Praktiken, deren Erwartungshaltungen und personellen Bestimmungen, die in der Folge Familien hervorbringen. Phänomenologische und empirischen Definitionen helfen dabei „[to] understand the mechanisms behind the inclusion and exclusion of persons in the individual's concept of their own family, the person's expectations and the other's behavior“ (ebd.). Wenngleich bei weitem nicht so mannigfaltig wie diese Bestimmungen, so zeigt sich auch mit Blick auf theoretische und nominale Ansätze durchaus eine Vielfalt von Beschreibungen. Plausibel ist das allenfalls, da es zweifelsohne nicht denkbar ist, eine soziologische Eingrenzung des Familienbegriffs vorzunehmen, ohne den empirischen Referenten, das Alltagsverständnis von Familien, zu berücksichtigen. Anders wären die immer wieder aufkeimenden Debatten um den Terminus kaum nachvollziehbar. Die empirisch beobachtbare Vielfalt familialer Lebensformen lässt eine Revision der gebrauchten soziologischen Kategorien zwingend erscheinen. Dabei dürfte es unerheblich sein, dass bestimmte Ausprägungen von Familie quantitativ (noch) kaum ins Gewicht fallen. Entsprechend ist Lenz' (2003: 495) Auffassung zuzustimmen, dass Forschungen zu den subjektiven Vorstellungen von Familie lohnenswert und instruktiv sind, jedoch ein allein darauf aufbauender Familienbegriff eine wissenschaftlich anschlussfähige Begrifflichkeit verwässern würde. Demzufolge empfiehlt es sich, seinem Plädoyer folgend, einen solchen Begriff ebenso wie den mit einem historisch singulären Familienmodell verbundenen zugunsten eines „Allgemeinbegriffs mit überzeitlicher und überräumlicher Geltung“ zu verwerfen (ebd.).

Andererseits ist der Anspruch eines *Universalbegriffs* schwierig, will er – im Grunde genommen ohne Not – kulturübergreifende Gültigkeit beanspruchen und damit gewissermaßen auch ahistorisch sein. Er müsste derart abstrakt ausfallen oder im Sinne einer Minimaldefinition ein eng abgestecktes Set an Merkmalen umfassen, dass Familie als soziologische Kategorie Gefahr läuft, sich unbrauchbar auszuweiten. Entsprechende Kritik und Einwände an einem solchen Vorhaben wurden auch prompt geäußert (vgl. Bien 2003, Burkart 2003, Kopp 2003). Gerade wegen der nach wie vor in den Diskurs eingebrachten von Biologismen und historischen Bindungen eingefärbten soziologischen Familienbestimmungen ist es lohnenswert, nach des „Pudels Kern“ zu fahnden und Grundkonstituenten zusammenzutragen, wie es Lenz (2003) tut. Wie nun kann eine solche Bestimmung aussehen?

Begriffseingrenzung I.

Konstitutive Merkmale von Familie und eine Minimaldefinition

Wenngleich die subjektiven Ausdeutungen für eine wissenschaftlich belastbare Bestimmung von Familie – in Abgrenzung zu einem Alltagsbegriff – nur bedingt brauchbar sein dürften, sind die nach etwa Milieu oder auch Ethnie differierenden Interpretationen familialer Netzwerke für einen Nachvollzug pluraler und zwischen den in verschiedensten Arrangements lebenden Akteurinnen und Akteure und ihrer Umwelt täglich erarbeiteten Familienwirklichkeiten allemal instruktiv, eröffnen diese doch den Blick auf grundlegende Konstituenten moderner Familien. Mag die Arbeit am Begriff der Familie per se verschwendete Zeit sein, wie es etwa Brüderl (2006) einschätzt, können Untersuchungen zeigen, dass es durchaus Sinn hat, die soziologische Kategorie *Familie* an den empirischen Referenten abzuarbeiten (vgl. exemplarisch Weigel 2008, Krekula 2002, Trost 1999, 1990). Die Wahrnehmungen eines familialen Netzwerkes als *Familie* sind hinsichtlich der Anzahl der Mitglieder und der Beziehungen, in welchen diese zueinander stehen, höchst variabel (vgl. Trost 1990: 453). Wie Trost (1999, 1990) oder eine vom BMFSFJ in Auftrag gegebene Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach (2012) gezeigt haben, fallen die Klassifizierungen der Befragten vielfältig aus, was jedenfalls dafür spricht die innerhalb der Familiensoziologie lange Zeit vorherrschende Vorstellung von Familie als bürgerliche Kleinfamilie, monolokal situiert und mit biologisch-sozialen Eltern in Verantwortung für ein oder mehrere Kinder, zu hinterfragen. Das in diesen Untersuchungen zur Familie als dazugehörig erachtete Personal geht weit über das der Kernfamilie hinaus, wie Lenz (2003) festhält. Andererseits betrachten in der zuletzt genannten Untersuchung knapp ein Drittel der Befragten ein verheiratetes Paar ohne Kinder als Familie.

In der von Trost (1990) durchgeführten schwedischen Studie waren es gar 75 Prozent, die einem solchen Paar die Form einer Familie zusprachen. Auch dürfte es nicht unüblich sein, dass sich diese Paare selbst als Familie (an-)erkennen. Wenngleich es für eine soziologische Eingrenzung von Familie unabdingbar und im Sinne einer Heuristik erhellend ist, auf die Definitionen der Mitglieder einer Gesellschaft zu blicken, zeigen diese Befunde, dass es kaum zielführend sein dürfte, diese vorbehaltlos in eine Begriffsbestimmung zu überführen. Eine darauf gründende Definition von Familie ist für eine soziologische Eingrenzung problematisch. Beim konkreten Fall des kinderlosen Paares stellt sich die Frage nach einer Abgrenzung zum Begriff der Zweier- resp. Paarbeziehung und entsprechend fokussierte Forschungsarbeiten, die lange Zeit undifferenziert unter das Label Familienforschung subsumiert worden sind. Dass es Sinn hat, diese als einen Strukturtypus persönlicher Beziehungen gesondert in Augenschein zu nehmen, zeigen Lenz (2009) und Lenz/Nestmann (2009). Diese und andere Veränderungstendenzen von Familie weisen jedoch den Weg zur Bestimmung von Familie im Sinne einer Realdefinition und damit zur Beschreibung ihrer Beschaffenheit.

Wenngleich sich die Familienforschung außerordentlich schwer tut, einen einheitlichen Begriff zu finden, besteht weitgehend Konsens darüber, dass eine *Elter-Kind-Dyade* und damit eine oder mehrere in besonderer persönlicher Beziehung zu einander stehende *Generationenfolgen* als konstitutives Merkmal für Familie und als Minimalanforderung gelten kann (vgl. u.a. Lenz 2003, 2013, Nave-Herz 2013, Huinink/Konietzka 2007, Lüscher 2003)¹. Widerspruch im Fachdiskurs erhält Lenz' (2003: 495) Aussage, dass es darauf ankommt, „dass in dieser persönlichen Beziehung die Position und Rolle eines Elters und eines Kindes reziprok zugeschrieben und im Lebensalltag übernommen werden“. So führt Rosemarie Nave-Herz (2013) mit Rekurs auf René König das Kriterium der *biologisch-sozialen Doppelnatur* – und damit die „Übernahme der biologischen und sozialen Reproduktions- und Sozialisationsfunktion“ (ebd.: 36) – als Charakteristikum von Familie und in Unterscheidung zu anderen Lebensformen an. Aus strukturalistisch-systemtheoretischer Perspektive sieht Hildebrand (2003) gar die aus der biologisch konstituierten *Triade von Vater, Mutter und Kind* bestehende Kernfamilie als Ausgangspunkt für Familie überhaupt. Damit wird neben der Problematik eines *historisch gebundenen Familienkonzepts* ein zweiter, aus Lenz' (2013, 2003) Sicht dem Begriff –

¹Der Vorwurf an Lenz, er gäbe mit seinem Vorschlag, „Familie als ein variables Ensemble persönlicher Beziehungen aufzufassen“, den Familienbegriff als zentrale Kategorie der Familienforschung auf, ist insofern verfehlt, als er selbst dessen Unverzichtbarkeit wiederholt betont (Lenz 2005: 10). Vielmehr ist das Verstehen von Familie und ihr zugrundeliegender Prozesse über den Blick auf die *dyadischen* Beziehungen ihrer Mitglieder als grundlegende Analyseeinheit naheliegend, wenn damit nicht die Verschränkung dieser Beziehungen zu einem Ganzen, eben der Familie, vernachlässigt wird (vgl. Lenz 2005, Trost 1999).

mit unterschiedlicher Verbreitung – inhärenter, Problemkreis angesprochen: der *Biologismus*, d.h. die Festlegung auf eine biologische Elternschaft als Bestimmungsmerkmal von Familie. Wie oben bereits angedeutet, ist für ihn nicht die biologische Vater- und/oder Mutterschaft konstitutiv für Familie, sondern die Übernahme und das Innehaben einer Mutter- und/oder Vater-Position im Alltag der Kinder und damit das Ausfüllen entsprechender sozialer Rollen. Damit ist nicht gesagt, dass dem von Bertram (2003: 503) angemerkten „biologisch begründeten Einfluss der Mutter-Kind-Beziehung auf die kindliche Entwicklung“ keine Geltung zugesprochen wird. Eine solche Kritik verfehlt wohl den Kern des Arguments und das Ansinnen der Suche nach einer Realdefinition von Familie.

Nicht zu letzt problematisiert Lenz (2013, 2003) den Verweisungszusammenhang von *Familie und Haushalt* und damit die Festschreibung auf die Haushaltsgemeinschaft. Von besonderem Interesse für die Untersuchung der in dieser Arbeit fokussierten mehrörtig situierten Familien nach Trennung und Scheidung ist ebendiese Diskussion um die Brauchbarkeit des Kriteriums des gemeinsamen Haushaltens als Bestimmungsmerkmal für Familie. Hill/Kopp (2013) wollen in der fünften Auflage ihres Lehrbuchs zur Familiensoziologie in einer Zusammenschau der vorhandenen Definitionen von Familie deren Kern identifiziert haben. Es handele sich dabei um „eine auf Dauer angelegte *Verbindung von Mann und Frau mit gemeinsamer Haushaltsführung* [Hervorhebung, TS] und mindestens einem eigenen (oder adoptierten) Kind“ (ebd.: 10). Unterschlagen wird dabei zum einen, dass es auch gleichgeschlechtliche Elternpaare in sogenannten Regenbogenfamilien und Ein-Elter-Familien gibt. Zum anderen, für die folgenden Darstellungen maßgeblich, schließt die von Hill/Kopp (2013) als Bestimmungskriterium eingeführte gemeinsame Lebensführung en passant eine Reihe multilokal verfasster Familienmodelle aus. Dieser Umstand wird nicht besser dadurch, dass eine solche eingeführte Definition nicht gleichbedeutend damit ist, dass „derartige Lebensformen nicht untersuchenswert sind“ und daher für die Forschungspraxis ohne Konsequenzen bleiben (ebd.). Vielmehr handelt es sich nach Maßgabe der Autoren um einen Pragmatismus, der „einfach der Sprach- und Forschungsökonomie [dient]“. Warum dies nicht für die von Lenz (2013, 2003) vorgeschlagene Eingrenzung des Familiengriffs zutreffen soll und ein in vielerlei Hinsicht begrenzter Begriff präferiert wird, bleibt offen. Angesichts der Vielfalt auch räumlich disparater Familienarrangements und der Feststellung, dass Familie nicht mit dem Auszug der Kinder – der sogenannten „empty-nest-Phase“ – endet, dürfte deutlich werden, dass die Haushaltsgemeinschaft als Bestimmungskriterium von Familie nur noch bedingt brauchbar ist. Dies zeigt sich insbesondere in der Rekonfiguration von Familien nach Trennung und Scheidung, die zunehmend *multilokal* verortet sind.

Begriffseingrenzung II.

„Two Housholds, one Family“: Raumübergreifende Familienarrangements

Mit der Formel *two households, one family* brachte Ahorns (1979) früh etwas auf den Punkt, dem spätestens mit dem Begriff der *multilokalen Mehrgenerationenfamilie* (vgl. Lauterbach 2004, Bertram 2002) auch innerhalb der deutschen Familienforschung Rechnung getragen werden soll: Familie bleibt auch nach dem Auszug der Kinder oder nach Trennung und Scheidung des Elternpaares über das gemeinsame Leben an einem Ort hinaus – Nave-Herz (2005) spricht in diesem Zusammenhang etwas irreleitend von *Familienphase* als eine von vier Stufen innerhalb des Lebenslaufs einer Familie – als soziales Netzwerk mit engen Bindungen solidarisch, emotional und identifikatorisch bestehen. Die durch den beobachtbaren demographischen Wandel ermöglichte vertikale Ausdehnung der Generationenbeziehungen und die (auch in den Lebenswelten der Akteurinnen und Akteure) folgenreiche Unterscheidung zwischen Herkunfts- und Eigenfamilie und damit das für westliche Gesellschaften gängige Prinzip der Neolokalität befördert mehrörtige Familienverbände, wie die AutorInnen treffend festhalten. So ist das Verdienst dieses Ansatzes vor allem darin zu sehen, den Blick der Familienforschung auf die bis dato vernachlässigten vielschichtigen raumübergreifenden Verflechtungsbeziehungen zwischen Familienmitgliedern verschiedener Orte zu richten. Gleichsam erweitert dieses Verständnis Familie auf das räumliche getrennte Wohnen von Eltern- und (erwachsenen) Kindergenerationen und verortet diese zeitlich in der sogenannten Nachfamilienphase, das heißt nach dem Auszug der Kinder aus dem elterlichen Haushalt.

Trotz der terminologischen Nähe zwischen dem Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie und der unter der Überschrift *Multilokalität von Familie nach Trennung und Scheidung* geführten vorliegenden Untersuchung, die eine inhaltliche Nähe vermuten lässt, gibt es Unterschiede festzuhalten, die für den hier verwendeten Familienbegriff und das Arbeitsprogramm bedeutsam sind. Der vor allem von Bertram (2002) in den Diskurs eingepflegte Ansatz der *multilokalen Mehrgenerationenfamilie* verstellt zunächst den Blick auf Familienarrangements nach Trennung und Scheidung. So können Forschungen zu Nachtrennungsfamilien zeigen, dass diese oftmals durch eine binukleare und damit mehrörtige Struktur charakterisiert sind und Trennungen mit einer Reorganisation der alltäglichen Lebensführung sowie Veränderungen der Sozial- und Aktionsräume einhergehen (vgl. Schier 2013a, Weichhart 2009, Teubner 2002b, Ahrons 1979). Ergänzend hat es daher Sinn, den oben skizzierten Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie von zwei weiteren Formen familialer Multilokalität abzugrenzen, wie dies Schier (2013b, 2010) vornimmt. Sie unterscheidet zum Einen zwischen Formen

des auch über weitere Distanzen geführten *mehrrötigen Zusammenlebens von Eltern und (minderjährigen) Kindern in frühen Familienphasen*, bei denen mindestens ein Familienmitglied regelmäßig abwechselnd mehrere Behausungen bewohnt – etwa Kinder in sogenannten *shared-residence-Arrangements*², die rhythmisch abwechselnd in den Haushalten der beiden getrennt lebenden Eltern leben. Zum anderen ergänzt sie den Typus des *mobilen resp. multilokalen Familienwohnens*, der sich dadurch auszeichnet, dass Eltern und Kinder gemeinsam wiederkehrend mehrere Wohnstandorte nutzen. Analog hierzu spricht Nave-Herz (2013: 40) von *Pendlerfamilien*. Exemplarisch nennt Schier (2010) die multilokale Lebensführung von Schaustellerfamilien. Denkbar ist aber auch das historisch bekannte saisonale Bewohnen verschiedener Behausungen, etwa der bürgerlichen Sommerfrische als jahreszeitliche Übersiedlung aus dem städtischen in den ländlichen Raum, wie wir es aus Thomas Manns Roman *Buddenbrooks: Verfall einer Familie* kennen (vgl. hierzu Kap.5.2.1, „Historische Vorläufer und sozialhistorische Kontextualisierung“, S. 48ff.). Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Verweis auf den gemeinsamen Haushalt bekannten Befunden zur Multilokalität der Familie (vgl. Betram 2002, Schier/Proske 2010) nicht Rechnung trägt und damit einem an gegenwärtigen Verhältnissen von Familien orientierten Verständnis entgegen steht.

Begriffseingrenzung III

Stief-, Fortsetzungs- und Folgefamilie

Nach einer allgemeineren Eingrenzung des Familienbegriffs und einem ersten Zugriff auf das Phänomen multilokaler Familien soll abschließend in der gebotenen Kürze auf den Begriff der Stieffamilie resp. seiner Surrogate eingegangen werden, da es gerade diese Figuration aus multilokal verorteten und Stieffamilien ist, die in der vorliegenden Arbeit als Untersuchungseinheit in den Blick genommen wird.

Die Problematik einer Eingrenzung des Begriffs der *Stieffamilie* ist in Anbetracht der Vielzahl äußerst heterogener Familienformen, die hierunter subsummiert werden können, nicht kleiner als die des Familienbegriffs im Allgemeinen (vgl. Steinbach 2008; Teubner 2000a, 2000b). Deutlich wird dies etwa mit der Erkenntnis Teubners (2002b: 54), dass bereits

²In der Literatur finden sich auch die Begrifflichkeiten *bilokale* Familien als Familien mit zwei Wohnsitzen im Allgemeinen und *binukleare* Familien im Speziellen, in denen Kinder zumeist nach Trennung und Scheidung des Elternpaares mehr oder minder regelmäßig zwischen zwei Aufenthaltsorten wechseln (vgl. Ahorns 1979, und überblicksartig Nave-Herz 2013). Für eine Diskussion verschiedener Modelle von Familien nach Trennung und Scheidung und entsprechender begrifflicher Konventionen siehe Kap.5.2.3, „Formen multilokal situierter Familien nach Trennung und Scheidung“, S. 56ff.

auf der Ebene primärer Stieffamilienhaushalte, d.h. auf der Ebene der Alltagsfamilie, durch die Kombinatorik dreier typenbildender Kategorien – dem Geschlecht des Stiefelternteils (Stiefmutter-/Stiefvaterfamilie), der Zusammensetzung der Kinder im Haushalt (einfache, zusammengesetzte und komplexe Stieffamilie³) und der Form der Zweierbeziehung – bereits 15 unterschiedliche Formen zu identifizieren seien. Ferner zeigt sich die Komplexität dieser Familienform auch anhand der verschiedenen Begriffe und begrifflichen Substitute, die – mit unterschiedlicher Gewichtung – im Alltagsdiskurs ebenso zu finden sind wie in der Fachdiskussion: *Fortsetzungs-* und (vorzugsweise im Rätegeberdiskurs) *Patchworkfamilien*, selten auch *Folgefamilien*⁴ usf. In jedem Falle neutraler wäre es, so sieht es Steinbach (2008), ob der negativen Konnotation des Stieffamilienbegriffs vorzugsweise von Fortsetzungsfamilie zu sprechen. Gleichwohl legen beide Begriffe unterschiedliche Schwerpunkte in der Beschreibung ihres Gegenstands, wie Ley (2005) festhält. Beschreibt der Patchwork-Begriff den Zustand einer Familienformation, fokussiert der Terminus der Fortsetzungsfamilie den Prozess der Rekomposition⁵ des einstigen Ensembles hin zu einem neuen, so die Autorin weiter⁶. Entscheidet sich Steinbach (2009) pragmatisch für ein Festhalten am Begriff der Stieffamilie, da er den entschiedenen Vorzug besäße, auch Bezeichnungen für die verschiedenen Mitglieder bereitzuhalten, was der begrifflichen Alternative Fortsetzungsfamilie ermangeln würde, wird in den folgenden Darstellungen aus den oben genannten Gründen dennoch der Alternativbegriff geführt.

Fragt man nach grundlegenden Konstituenten der den drei Begriffen zugrundeliegenden Fami-

³Den *einfachen Typ* sieht Teubner (2002b: 54) vorliegen, wenn lediglich ein Partner/ eine Partnerin Kinder in die Beziehung einbringt und es keine gemeinsamen Kinder gibt. Die Form der *zusammengesetzten Stieffamilie* sei dadurch gekennzeichnet, dass beide PartnerInnen Kinder einbringen, jedoch wiederum keine gemeinsamen leiblichen Kinder existieren. Der dritte Typ, die *komplexe Stieffamilie*, ergänzt die vorherigen um die gemeinsame Elternschaft.

⁴Genutzt wird dieser als weitgehend wertfrei erkannte Terminus u.a. von Sieder (2008: 56f.). In seiner Bestimmung von *Folgefamilien* allerdings verschwindet die Schärfe der Bestimmung der Familienform zugunsten eines (zu) weiten Begriffs insofern, als alle aus einer Trennung oder Scheidung folgenden Familienarrangements als Folgefamilien zu fassen seien. Das Familienleben, so Sieder (2008: 54), spalte sich zudem nach der Trennung des Elternpaares in zwei Folgefamilien auf. Der sinnvolle Terminus der Folgefamilie wird damit nicht nur inhaltlich ausgehöhlt und für eine soziologisch anschlussfähige Diskussion unbrauchbar, sondern verfängt sich wiederum in der Logik der Familie als haushaltsgebundene Entität und vernachlässigt damit eine Reihe von Erkenntnissen u.a. der Netzwerk- (vgl. Hollstein 2006), Transnationalismus- (vgl. Pries 2010, 2008) und Multilokalitätsforschung (vgl. Schier/Schlinzig/Montanari 2015) zu raumübergreifenden sozialen (Familien-)Beziehungen.

⁵Der Begriff der Fortsetzungsfamilie im Französischen steht dieser Deutung näher. Dort ist die Rede von *famille recomposée* (vgl. Meulders-Klein/Thèry 1998).

⁶Dem tragen auch in der angelsächsischen Familienforschung gebräuchliche Begriffe der *reconstituted* (rekonstituierte bzw. wiederhergestellte) oder *blended family* (gemischte) Rechnung.

lienform, lassen sich im Wesentlichen drei Merkmale herausarbeiten (vgl. Ley 2005, Teubner 2002b: 52):

1. Zum einen handelt es sich dabei um Familien, in denen aus Sicht der Kinder zu den beiden leiblichen Elternteilen ein sozialer hinzutritt bzw. wird ein verstorbener leiblicher Elternteil durch einen sozialen ersetzt. Sie sind daher durch multiple Elternschaft gekennzeichnet.
2. Zum anderen leben in der so neu zusammengesetzten Familie nicht selten weitere Kinder – leibliche des Partners/der Partnerin aus vorheriger Paarbeziehung und/oder gemeinsame Kinder und damit sogenannte Halbgeschwister.
3. Schlussendlich weisen Fortsetzungsfamilien zumeist eine bi- resp. polynukleare Struktur auf, d.h. sie sind multilokal situiert, erstrecken sich über mehrere Haushalte.

Diese Bestimmungsmerkmale weisen ganz ähnlich zu dem weiter oben favorisierten allgemeinen Familienbegriff den Vorzug auf, offen zu lassen, ob es sich bei dem Elternpaar um ein Ehepaar oder eine nichteheliche Lebensgemeinschaft handelt, es gleich- oder gegengeschlechtlich ist und ob dieses Paar gemeinsam in einem oder in getrennten Haushalten lebt. Im Sinne des Arbeitsprogramms der vorliegenden Schrift ist Teubner (2002b: 52) zu folgen, der dafür plädiert, Familie haushaltsübergreifend in den Blick zu nehmen: „Angesichts der komplexen Grundstruktur ist eine Analyse auf der Ebene einzelner Haushalte ungeeignet. Da nicht nur Kinder, die mit einem leiblichen Elternteil und einem Stiefelternteil zusammenwohnen, in einer Stieffamilienkonstellation leben, sondern eben auch Kinder, deren außerhalb lebender Elternteil eine neue Partnerschaft eingegangen ist, ist es angezeigt, eine familienzentrierte Perspektive einzunehmen, die sich über alle Haushalte erstreckt.“ Hierfür spricht auch die Perspektive der in diesen Arrangements lebenden Akteurinnen und Akteure. So können etwa Röhr-Sendlmeier/Greubel (2004) zeigen, dass Erwachsene in Stieffamilienkonstellationen zwar oftmals lediglich die zum Haushalt gehörigen Personen als Familienmitglieder betrachten, die in diesen Konstellationen auch multilokal lebenden Kinder hingegen ein differenzierteres Bild zeigen und auch die im jeweiligen externen Haushalt lebenden Bezugspersonen in ihr Familienverständnis einschließen.

Einige wenige Worte zur Verbreitung von Fortsetzungsfamilien. Zuverlässig Auskunft zu geben, wird freilich durch diese recht unscharfe begriffliche Eingrenzung erschwert. Entsprechend dünn fällt die Datenlage zu dieser Familienform aus. Die amtlichen Daten sind insofern wenig hilfreich, als zwischen traditioneller Kernfamilie und Fortsetzungsfamilie nicht differen-

ziert, sondern vielmehr auf der Haushaltsebene verblieben wird. Ob die im Haushalt lebenden Erwachsenen mit minderjährigen Kindern leibliche oder ‚lediglich‘ soziale Eltern sind, wird durch diese Zahlen nicht erfasst. Die bisherigen Erkenntnisse zur Verbreitung dieser Familienform stützen sich im Wesentlichen auf die Daten des Gender Generation Surveys (vgl. Kreynefeld/Martin 2011), der Dritten Welle des Familiensurveys des Deutschen Jugendinstituts (vgl. Bien/Hartl/Teubner 2002), der Studie ‚Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten‘ (AiD:A) (vgl. BMFSFJ 2013) und des ‚Beziehungs- und Familienpanels‘ (pairfam) (vgl. Feldhaus/Huinink 2011). Die Anzahl von Stieffamilien mit minderjährigen Kindern in Deutschland beläuft sich diesen Studien zufolge auf zwischen 7 und 14 Prozent. Im Vergleich zwischen neuen und alten Bundesländern fällt der höhere Anteil von Fortsetzungsfamilien in Ostdeutschland auf.

Familie als soziologische Kategorie. Ein Zwischenfazit

Wissen und Erkenntnis sind milieu- und kulturabhängig. Die Wissenssoziologie Mannheims (1969) spricht von der *Seinsgebundenheit des Wissens*, von der wissenschaftliche BeobachterInnen und ihre Deutungsversuche nicht ausgenommen sind. So ist es nicht verwunderlich, dass der Familienbegriff nicht nur im Alltagsdiskurs schillernd und durch und durch normativ eingefärbt ist, sondern auch die ExpertInnen der Familienforschung ihre zentrale Bezugsgröße verklären. Problematisch wird dies, wenn damit einem bestimmten – historisch gebundenen – Modell wie etwa dem der bürgerlichen Kernfamilie der Vorzug gegeben und damit der Blick auf das, was Familie gegenwärtig in ihrer Vielfalt ist, verstellt wird bzw. die Beurteilung des Gelingens von Familie an diesem einen Arrangement ausgerichtet ist. In diesem Kapitel wurde mit Referenz auf die Argumente Lenz' (2013, 2009, 2005, 2003) der Versuch einer Eingrenzung des Familienbegriffs im Sinne eines *Allgemeinbegriffs mit überzeitlicher und überräumlicher Geltung* unternommen. Wenngleich ein solcher Anspruch nicht unproblematisch ist und KritikerInnen auf den Plan rief, erweist sich ein solches Vorhaben als fruchtbar insofern, als eine Reihe von Engführungen der Familiensoziologie offengelegt worden sind, die andernfalls dem in dieser Untersuchung fokussierten Modell der *multilokalen Fortsetzungsfamilien* den Status der Familie aberkennen würden. Neben dem Verweisungszusammenhang von Familie mit Bezug auf das historisch singuläre Modell der bürgerlichen Kernfamilie sind hier vor allem die fehlende Differenzierung von biologischer und sozialer Elternschaft zu nennen wie Vorstellungen von Familie als Haushaltsgemeinschaft. Blicke es dabei, Familie im Kern nicht lediglich als mindestens zwei Generationen, die in einer Eltern-Kind-Beziehung

stehen, zu fassen, würden unter anderem Familien ausgeschlossen, die nach Trennung und Scheidung in ihren komplexen Verästelungen aus neuen Paarbeziehungen, gemeinsamen Kindern und denen aus vorangegangenen Beziehungen, reorganisiert und fortgesetzt werden und raumübergreifend Eltern-Kind-Beziehungen – und damit Familie – herstellen und verstetigen.

4 Familie nach Trennung und Scheidung: Perspektiven und Befunde

Die Scheidung oder Trennung eines Elternpaares bedeuten für die Beziehungspartner wie für deren Kinder zweifelsohne eine Zäsur, da sie in den allermeisten Fällen mit einer räumlich-zeitlichen Trennung der Lebensführung einhergeht und deren individuelle Reorganisation bei gleichzeitiger gemeinsamer Kooperation erforderlich macht, um die Organisation des Lebensalltags der Kinder sicherzustellen. Das Diskursfeld der *Trennungsforschung*¹ hat hierzu eine Reihe von vor allem US-amerikanischen Untersuchungen vorgelegt, die diesen Prozess unterschiedlich deuten resp. bewerten. Diese Befunde reichen von einer defizitären Charakterisierung von Nachtrennungsfamilien als *desorganisiert* bis zu einer Betonung auch der Chancen, die mit einer Trennung/Scheidung einhergehen und dem liminalen Charakter von Familie und damit ihrer Beschreibung als in *Transition* befindlich (für einen Überblick vgl. Amato 2010). Diese Deutungen sind freilich eng an die Fragestellungen und Perspektiven der in der Scheidungsforschung arbeitenden Disziplinen gebunden. Sie speisen sich im Wesentlichen aus der Psychologie (vgl. u.a. Walper/Krey 2009), Soziologie (vgl. u.a. Amato 2010) und Studien zur Demographie bzw. Arbeiten, die hierzu quer liegen und sich als interdisziplinär ausweisen (vgl. u.a. Schier 2013a, 2013b). Außerdem, davon nicht zu lösen und

¹Nach Kenntnis des Autors besteht innerhalb des Fachdiskurses kein Konsens darüber, unter welchem Label die Forschungen zu Scheidung und Trennung von Paarbeziehungen firmieren sollten. Wengleich beide Begriffe nebeneinander zirkulieren, lässt sich ein Überhang an Arbeiten finden, der sich im Bereich der Scheidungsforschung verorten lässt. Nur ein sehr geringer Teil der vorliegenden Untersuchungen widmet sich genuin den Ursachen, sozialen und psychologischen Folgen (für Kinder und BeziehungspartnerInnen) und Verläufen von Trennung nicht verheirateter Paare (vgl. Amato 2010). Lenz (2009: 160) weist zurecht darauf hin, dass die Scheidungsforschung nur unzureichend zwischen dem den Familiengerichten vorbehaltenen formal-juristischen Akt der Auflösung einer Ehe - der Scheidung - und dem (zeitlich gestreckten) sozialen Prozess der Trennung differenziert. Auch aus diesem Grund schließen die folgenden Ausführungen an den Vorschlag von Lenz (2009: 160f.) an, angemessenerweise von *Trennungsforschung* zu sprechen und den Blick - hier setzt die Arbeit einen anderen Fokus - weniger auf *Strukturmuster* der Auflösungsphase von Zweierbeziehungen als vielmehr auf solche der Herstellung familialer Gemeinschaft nach Trennung und Scheidung zu richten, mit besonderem Augenmerk auf mehrörtige und fortgesetzte Familienarrangements.

ungemein gewichtig, ist das den Interpretationen zugrundegelegte Verständnis von Familie entscheidend (vgl. hierzu auch die Diskussion um den Familienbegriff in Kap. 3, S. 20). Der Krisentopos der Familie lässt sich nur vor dem Hintergrund eines eng umrissenen präferierten Modells der Familie verstehen. Gebunden an die bis dato dominierende strukturfunktionalistische Perspektive auf Familie als Kernfamilie sah der Fachdiskurs bis in die 1970er Jahre hinein die Scheidung als ein unumstößliches Indiz für die Auflösung der Familie (vgl. Walper/Krey 2009, Hill/Kopp 2006). Eine Perspektivenverschiebung identifizieren Walper/Krey (2009) mit der Sicht auf Nachtrennungsfamilien als *reorganisiert*. Nicht die Familie per se ist infolge einer Trennung oder Scheidung in Auflösung begriffen, sondern die Paarbeziehung. Die Eltern-Kind-Beziehung kann diese Transformation überdauern, beide Eltern können in die Sorgeleistungen um die Kinder eingebunden sein und emotionale Bindungen aufrechterhalten werden (vgl. Fthenakis/Niesel/Griebel 1997). Die Entwicklung von Familie ist zudem mit der Trennung des Elternpaares nicht abgeschlossen, wie Daten zur Wiederverheiratung in Deutschland² und zu verschiedenen Formen von Fortsetzungsfamilien andeuten³. Folgend werden zentrale Diskussionslinien der Trennungsforschung in aller Kürze skizziert und auf ihren Ertrag für die weitere Arbeit dieser Untersuchung hin in Augenschein genommen.

4.1 Trennung und Scheidung: Zwischen Desorganisation und Transition von Familie

Mit Blick auf ihren primären Fokus lässt sich innerhalb der Scheidungs- respektive Trennungsforschung eine Konzentration auf mindestens zwei Themenbereiche ausfindig machen: Scheidungsursachen und/oder deren Folgen (für einen komprimierten Überblick vgl. Lenz 2009: 159ff.). Versuchen Studien zur *Ursachenforschung* Zusammenhänge zwischen Scheidungshäufigkeiten und soziodemografischen Merkmalen herauszuarbeiten, nehmen Arbeiten zu den *Folgen* vor allem die Entwicklungen der Kinder nach einer Trennung des Elternpaares in den Blick. Beide Stränge, so hält Lenz (2009: 160) unter Rekurs auf Herzer (1998)

²Die Daten des Statistischen Bundesamtes können für Deutschland zeigen, dass in der Gesamtbetrachtung die Anzahl der Wiederverheiratungen analog zu denen der Erst-Ehen seit den 1960er Jahren rückläufig ist, sich jedoch in den 2000er Jahren stabilisieren konnte (vgl. BiB 2014). Die Berechnungen im Rahmen des Gender Datenreports des BMFSFJ (2005) deuten darauf hin, dass seit den 1990er Jahren Frauen prozentual häufiger nochmals heiraten als Männer, jedoch für beide Geschlechter festgehalten werden kann, dass knapp jede/jeder zweite geschiedene/r Frau/Mann eine neue Ehe schließt.

³So wird der Anteil an Stieffamilien in Deutschland zwischen 7 und 13 Prozent geschätzt, in denen knapp 11 Prozent der nichtvolljährigen Kinder leben (vgl. BMFSFJ 2013)

fest, vernachlässigen es jedoch, jenseits ihrer institutionellen und rechtlichen Absicherung, *Scheidung bzw. Trennung als einen sozialen Prozess* und damit (Verlaufs-)Muster und Dynamiken zu betrachten. An der Publikationsdichte und den inhaltlichen Schwerpunktsetzungen des soziologischen Diskurses zu Trennungs- und Scheidungsfolgen kann abgelesen werden, wie sich Bewertungen und Praktiken im Umgang mit den Konsequenzen spätestens mit Ende der 1970er Jahre verändert haben – sowohl in der disziplinären Beobachtung als auch im Alltag der Akteurinnen und Akteure. Trennung und Scheidung markieren längst keinen Endpunkt für Familie mehr, sondern stellen immer häufiger einen Übergang innerhalb einer Entwicklung familialen Zusammenlebens dar, wie eine Reihe von Studien zeigen kann (vgl. exemplarisch Schier 2013a, Sieder 2008, Schmidt-Denter/Beelmann 1995, Napp-Peters 1988, Ahorns 1979).

Wie bereits angedeutet, zeigte der Blick der bis Ende der 1970er Jahre von der strukturell-funktionalen Familientheorie Parsons'scher Provenienz geprägten Scheidungsforschung eine stark verengte Optik auf das Modell der bürgerlichen Kernfamilie, bestehend aus einem Ehepaar in biologisch-sozialer Elternschaft für ein oder mehrere Kinder. Hiermit verknüpft ist die Sichtweise, dass mit dem Ende der Ehe auch das der Familie besiegelt und die Kernfamilie der einzige Ort ist, der Gelingensbedingungen für eine *normale* psycho-sexuelle Entwicklung und Soziogenese von Kindern bietet (kritisch hierzu vgl. Walper/Krey 2009, Fthenakis/Niesel/Griebel 1997)⁴. Zweifelsohne schwingen in diesem Ansatz, der Familie nach der Scheidung als in **Desorganisation** begriffen versteht, Devianzvorstellungen von Nachtrennungsfamilien und eine daraus resultierende defizitäre Ausstattung der in diesen Arrangements aufwachsenden Kinder mit, die vor dem Hintergrund einer Reihe empirischer Befunde differenzierter betrachtet werden müssen (vgl. Zartler 2011, Amato 2010, Fthenakis/Niesel/Griebel 1997). Wenngleich die Akteurinnen und Akteure in Familien nach Trennung und Scheidung dieser Argumentation mitunter selbst folgen (vgl. Zartler 2012), konnten verschiedenste Arbeiten zeigen, dass Kinder unter bestimmten Bedingungen – etwa der Kooperation der beiden Eltern – auch von einer Trennung oder Scheidung profitieren können, die Konsequenzen vor allem für die betroffenen Kinder nicht per se negativ ausfallen und

⁴Ferner ist diesem Ansatz eine heteronormative Färbung eigen. Das Elternpaar ist nicht nur verheiratet, sondern auch gegengeschlechtlich zusammengesetzt. Gleichsam lässt sich eine solche Verengung auf heterosexuelle Paare in der gesamten Scheidungs- und Trennungsforschung ausfindig machen. Obwohl in einer zunehmenden Anzahl von Staaten der USA, europäischen (darunter Niederlande, Belgien, Spanien, Norwegen, Schweden, Portugal, Island, Dänemark, UK und jüngst Frankreich und Luxemburg) und außereuropäischen Ländern gleichgeschlechtliche Paare bereits das Recht auf zivile Eheschließung haben, ist der Korpus an Arbeiten zu diesem Thema vergleichsweise überschaubar und zeigt vor dem Hintergrund fortschreitender kultureller und rechtlicher Liberalisierung ein Potenzial für zukünftige Forschungen.

auch in Abhängigkeit von der Qualität der familialen Beziehungen vor der Auflösung der Paarbeziehung betrachtet werden müssen (vgl. Amato 2010, Walper 2010, Walper/Krey 2009). Entscheidend für einen solchen Perspektivenwechsel ist die Einsicht, dass für den Fortbestand einer Familie nicht die Paarbeziehung der Eltern maßgeblich ist, sondern die Dyade mindestens zweier Generationen in einer Eltern-Kind-Beziehung (vgl. Lenz 2003: 495). Eine Trennung oder Scheidung markiert aus einer Prozessperspektive, wie sie Herzer (1998) vorschlägt, nicht den Endpunkt der Familie, sondern der Paarbeziehung bzw. deren Transformation zu einer Beziehungen der einstigen PartnerInnen zur Nachtrennungselternschaft. Insofern ist es naheliegend, Scheidung als **Reorganisationsprozess** zu verstehen wie es Ftchenakis/Niesel/Griebel (1997) vorschlagen und Ahrons (1979) es in ihrer systemischen Perspektive auf ein sodann zwei Haushalte umfassendes *binukleares* Familiensystem nach einer Scheidung anlegt, die sie begreift „(...) as a complex process which involves the reorganization and redefinition of the family rather than its dissolution“ (ebd.: 512). Hiernach verschieben diese AutorInnen den Blick von der Ehescheidung als ein einmaliges Ereignis und Endpunkt der Familie hin zu einer Auffassung von Trennung als dynamischer und zeitlich gestreckter Prozess und richten ihr Augenmerk auf die unterschiedlich ausfallenden Umgestaltungsleistungen und -anforderungen an Eltern und Kinder in Nachtrennungsfamilien. Präferiert wird eine Entwicklungsperspektive, wie sie (abgehoben von Trennung und Scheidung) auch die Familiensoziologie kennt (vgl. Hill/Kopp 2013: 54ff.), in Abgrenzung zur bloßen Zustandsbeschreibung von Scheidung und ihrer Konsequenzen als eine mögliche Entwicklung, durch die Familie sich nachhaltig verändert (ebd.: 261). Für Eltern wie Kinder stellen sich im Zuge der Reorganisation der zumeist mehrörtig situierten Familien – und damit einer *Multilokalisierung von Familie* – nach Trennung und Scheidung eine Reihe von Herausforderungen für die Neustrukturierung, Aktualisierung und Verstetigung von Eltern- und Eltern-Kind-Beziehungen sowie der familialen wie individuellen alltäglichen Lebensführungen (vgl. Schier 2013a, Schier et al. 2011, Hater 2003, Ahrons 1979). Anders jedoch als mit den Vorstellungen einer Desorganisation verbunden, können diese Arbeiten zeigen, dass die familialen Beziehungen auch bei einer räumlichen Trennung des Elternpaares aufrecht erhalten werden. Voraussetzung für eine solche Perspektive auf familiäre Nachtrennungsarrangements ist es freilich, den gedanklichen Nexus zwischen Familie und Haushalt als monolokale Einheit für die Bestimmung von Familie zu lösen, wie es Lenz (2003) fordert, und die Relationen und Praktiken der nicht dauerhaft koresidenten Eltern und Kinder zum Gegenstand der Untersuchungen zu machen. Hierüber rückt der Trennungs- und Scheidungsprozess als solches in

den Fokus der Untersuchungen. Eine solche differenzierte Sicht schlägt sich in verschiedentlich vorgeschlagenen Phasenmodellen nieder, die neben der Vorphase der Scheidung und der Scheidung selbst die Nachscheidungszeit abzubilden suchen. Hierbei interessiert die in der sogenannten Reorganisationsphase, der Zeit nach der Trennung, beobachtbare Etablierung und Stabilisierung neuer (Handlungs-)Muster auf individueller, familiärer und kontextueller Ebene (vgl. Walper/Krey 2009). Forschungen zu Stieffamilien können ferner verdeutlichen, dass über die Eltern-Kind-Dyaden hinweg das Beziehungsgefüge der beiden Familienkerne eine Rekonfiguration erfährt und damit an Komplexität gewinnt. So treten neben neuen PartnerInnen der Eltern auch Kinder aus vorangegangenen Beziehungen bzw. gemeinsame Kinder der Beziehungspartner – und damit die im Alltags- wie im Fachdiskurs lexikalisch seltsam reduzierend als *Halbgeschwister*⁵ gefassten Kinder – in das familiäre Netzwerk ein (vgl. Teubner 2002a, 2002b, Beckh/Walper 2002, Sieder 2008). Hierzu ergänzend – und in Abgrenzung zu den o.g. Defizit- resp. Desorganisationsmodellen – fragen Beelmann/Schmidt-Denter (2003) aus sozialpsychologischer Perspektive innerhalb der Forschungen zu kritischen Lebensereignissen nach den greifbaren Veränderungen für die beteiligten Familienakteurinnen und -akteure und begünstigenden wie hinderlichen Einflussgrößen für die Bewältigung von Scheidung resp. Trennung. Diese werden prozessual als **Transition** und **Übergang** auf individueller und sozialer Ebene begriffen und zusammen mit spezifischen Lernprozessen und Anpassungsleistungen verbunden gedacht. Ähnlich zur Vorstellung von Familie nach Scheidung und Trennung in Reorganisation wird hier anerkannt, dass die Entwicklung von Familie als potenziell ungeschlossen verstanden werden muss und durch verschiedenste Übergänge und strukturelle Veränderungen charakterisiert ist – etwa in Form von personellen Zuwächsen oder Abgängen und sich wandelnden alltäglichen Routinen. Nach Auffassung der AutorInnen wird die Familie aufgrund der bestehenden Kontakte fortgeschrieben, die emotionalen

⁵Dass dieser Begriff ungefiltert in den Sprachgebrauch des Fachdiskurses Eingang gefunden hat, muss streng genommen verwundern, impliziert er neben der um einen Elternteil verminderten genetischen Ausstattung der Geschwister auch eine soziale und affektive Distanz. Dass dies durchaus nicht der Fall sein muss, zeigen die Kinder der vorliegenden Untersuchung, die anders als ihre Eltern in den mit ihnen geführten Interviews keine Differenz zwischen *Voll-* und *Halbgeschwistern* erkennen lassen wollen. Howard S. Beckers (2007) Einwand, wir würden die Perspektiven und Einstellungen der untersuchten Gewährspersonen bedenkenlos übernehmen, fänden deren Begrifflichkeiten umweglos Eingang in das Fachvokabular, ist nicht von der Hand zu weisen. Besonders deutlich wird dies am Beispiel des von ihm in seiner Studie *Outsiders. Studies in the Sociology of Deviance* präferierten Terminus *Marihuanakonsum* resp. *-gebrauch* statt des üblichen *Missbrauchs*begriffs. Dieser kleine sprachliche Unterschied geht einher mit einem größeren semantischen. Für den Fall der ‚Halbgeschwister‘ wäre daher ebenso wie dies für die *Stiefeltern* in Ansätzen bereits geschehen ist, über inhaltlich präzisere terminologische Alternativen nachzudenken und/oder die (sozialhistorische) Genese des Begriffs und dessen polysemer Gehalt offenzulegen.

Bindungen haben i.d.R. Bestand und die „alte Kernfamilie [ist] weiterhin kognitiv präsent“ (ebd.: 523). Gleichzeitig erleben die in den Familien eingelagerten persönlichen Beziehungen gravierende Veränderungen.

4.2 Familiäre Beziehungen nach Trennung und Scheidung

Die soeben referierten Sichtweisen auf Nachtrennungsfamilien gehen grundlegend vom Fortbestand des familialen Ensembles aus – wenngleich in einer reorganisierten Konfiguration und in Entwicklung begriffen. Für ein weiterführendes Verständnis dieser Annahme lohnt der Blick auf die Neuausrichtung persönlicher Beziehungen in diesen Familien, auf diejenigen zwischen den Eltern, Eltern und Kindern, Geschwistern und ergänzend zwischen Großeltern und Enkeln. In Deckung mit dem Forschungsinteresse der Arbeit wird sich bei den Darstellungen auf Verwandtschaftsbeziehungen ersten und zweiten Grades beschränkt.

Wie bereits dargelegt, bedeutet Trennung und Scheidung zuvorderst eine Auflösung der Paarbeziehung (vgl. Lenz 2009: 159ff). Ein Charakteristikum von **Elternschaft** ist, dass sie gemeinhin nicht aufkündbar ist und mit der Auflösung der Zweierbeziehung fortbesteht⁶, wenngleich u.a. Schier und Kolleginnen (2011) zeigen konnten, dass bei lediglich 34 Prozent der im Rahmen des AID:A-Surveys untersuchten Kinder der abwesende Elternteil den regelmäßigen und dichten Kontakt aufrechterhält. Mit Blick auf multilokal situierte Nachtrennungsfamilien identifizieren die Autorinnen im empirisch-qualitativen Teil ihrer Studie grundlegend zwei Modi von Elternschaft, die als *konkurrierend* und *kooperativ* idealtypisch gegenübergestellt werden. Vor allem das Kriterium der Durchlässigkeit und der Beziehungsqualität werden für eine Bestimmung herangezogen. So charakterisieren Schier et al. (2011) Eltern mit einem konkurrierenden Konzept als Kontakte zum einstigen Partner vermeidend, oder wie Sieder (2008: 289) darlegt, sie kommunizieren lediglich technisch vermittelt, etwa über Telefon – und die beiden sich nach der Trennung konstituierenden Lebenswelten mehr oder minder strikt trennend. Mehr noch können die von Beelmann/Schmidt-Denter (2003: 511) mit Blick auf die sog. *Akzentuierungshypothese* referierten Befunde zeigen, dass Trennung und Scheidung keine völlig neuen Verhaltens- und Persönlichkeitsveränderungen stimulieren, sondern vielmehr vorhandene individuelle Verhaltensweisen und Eigenschaften sowie Unterschiede

⁶Streng genommen ist die *biologische* Elternschaft ein nicht aufkündbares Faktum, die soziale Mutter- und Elternschaft jedoch nicht, wie Lenz (2005: 17) vollkommen zu Recht festhält. Entsprechend ist es für die Trennungs- und Scheidungsforschung von Interesse, wie die *soziale* Elternschaft auch nach Auflösung eines gemeinsamen Familienhaushalts in getrennter Verantwortung von Müttern und Vätern realisiert wird.

zwischen den einstigen BeziehungspartnerInnen fortschreiben resp. verstärken. Das Gegenstück der *kooperativen Elternschaft* indes erlaubt den Forschungen nach unproblematische und häufige Kontakte zwischen den einstigen Beziehungspartnern und die Grenzen zwischen beiden Lebenswelten sind durchlässiger. Sieder (2008: 297) beobachtet bei diesen Elternpaaren ferner ein geringeres Konfliktpotential und eine stärker geteilte Lösungsorientierung. Trennungen und Scheidungen von Elternpaaren gehen nicht zuletzt durch die in der Regel neue getrennt-lokale Verortung von Vätern und Müttern – und damit einer *Multilokalisierung* (vgl. u.a. Schier 2013a) – mit Veränderungen der **Eltern-Kind-Beziehungen** und einer Reihe von Gestaltungsaufgaben der mehrörtigen Lebensbereiche einher (vgl. Ahrons 1979). Für deren Beschreibung bemüht die Literatur eine Reihe von Indikatoren, u.a. räumlich-zeitliche Rhythmen der Kontakte zwischen dem jeweils externen Elternteil und den Kindern, Kontakthäufigkeiten, Wohnortentfernung, Lebensform der Eltern und – etwas globaler – die Beziehungsqualität im Allgemeinen. Auf der Grundlage des DJI-Surveys „Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten“ (AID:A) errechnen Schier et al. (2011) einen Anteil von knapp einem Drittel der untersuchten Kinder, die auch nach einer Trennung oder Scheidung von Vater und Mutter intensiven Kontakt zu dem nicht im Haushalt lebendem Elternteil aufrecht erhalten. Neben persönlichen Treffen und Aufhalten kommt dem durch zahlreiche moderne Kommunikationsmittel technisch vermittelten Kontakt bzw. der vermittelten Kopräsenz eine gesteigerte Bedeutung zu – etwa über Textnachrichten, Chat, Telefonate oder Email. Erheblichen Einfluss auf die Kontakthäufigkeiten, so halten die Autorinnen fest, hat neben der Wohnortentfernung zwischen den getrennt lebenden Eltern – je näher die elterlichen Wohnungen beieinander liegen, desto häufiger der Kontakt zwischen externem Elternteil und Kindern – die Regelung des Sorgerechts. Teilen sich beide Eltern das Sorgerecht – für über 60 Prozent der Fälle trifft das zu – erhöht sich die Kontakthäufigkeit zum nicht im gemeinsamen Haushalt lebendem Elternteil (ebd.: 4). In der Regel handelt es sich dabei um die Väter, mit denen nicht mehr gemeinsam gewohnt wird. Die Daten des Mikrozensus 2011 zeigen, dass (einschließlich lediger Elternschaft und Verwitwung) knapp 86 Prozent der Alleinerziehenden in Deutschland Mütter sind, was den Schluss nahelegt, dass der Großteil der Kinder getrennt lebender Eltern im Haushalt der Mutter lebt (vgl. auch Walper/Krey 2009: 729ff.). Die verschiedenen Formen und Figurationen von Nachtrennungsarrangements sollen an dieser Stelle noch keiner weiterführenden Betrachtung unterzogen werden. Eingehend wird sich in den Kapiteln 5.2.3 „Formen multilokal situierter Familien nach Trennung und Scheidung“, S. 56ff. und 5.4 „Charakteristika von Akteurinnen und Akteure in *shared care-Arrangements*“,

S. 74ff., damit befasst. Die Beziehungsqualität betreffend können Beelmann/Schmidt-Denter (2003: 514ff.) unter Rekurs auf Befunde aus Langzeitstudien zeigen, dass unmittelbar nach der Scheidung zuvorderst die Mutter-Kind-Beziehung leidet, genauer das Verhältnis von Müttern zu ihren Söhnen – geschuldet auch dem zumeist gewählten asymmetrischen Wohnarrangement mit der Hauptverantwortung für die Kinder bei der Mutter. Dies spiegle sich vor allem in verschlechterte Kommunikation und Inkonsistenzen im Erziehungsverhalten wieder. Gleichzeitig berichtet die Forschungsliteratur von einer weniger hierarchischen und damit egalitäreren Beziehungsstruktur zwischen Müttern und ihren heranwachsenden Kindern, wie die AutorInnen festhalten (ebd.: 515). Das Verhältnis von (zumeist extern lebenden) Vätern zu ihren Kindern wird in Ermangelung an alltagspraktischen und emotionalen Erfahrungen und Kompetenzen als durch Rollenverunsicherungen geprägt charakterisiert und das Erziehungsverhalten durch die AutorInnen als phasentypisch beschrieben – zunächst gewährend und großzügig, später durch restriktivere Praktiken gekennzeichnet.

Mit Blick auf die **Geschwisterbeziehungen** identifizieren Walper/Krey (2009: 733) unter Bezug auf zahlreiche Studien zu Auswirkungen von Trennungen zwei Hypothesen: Zum einen (1.) sogenannte *Kompensationshypothese*, nach der sich insbesondere bei konflikthafte Elternbeziehungen durch eine gemeinsame Bewältigung der elterlichen Trennung eine positive Intensivierung der Geschwisterbeziehungen beobachten ließe und zum anderen die (2.) *Konkurrenzhypothese*, die von einer Verschlechterung der Beziehung zwischen Geschwisterkindern infolge von Schwierigkeiten in Eltern-Kind-Beziehungen ausgeht. Vermuten lässt sich, dass beide Ausprägungen von Geschwisterbeziehungen in Reinform wohl kaum anzutreffen sind und phasentypische Überschneidungen resp. ein Zusammenfallen naheliegend sein dürften. So betonen die Autorinnen auch, dass die zu beiden Hypothesen vorliegenden empirischen Erkenntnisse ein eher ambivalentes Bild zeichnen und in Abhängigkeit vom Familienklima in der Gesamtbetrachtung resp. der Eltern-Kind-Beziehungen zu betrachten sind (ebd.: 735).

Nach Kenntnisstand des Autors wurden **Großeltern-Enkel-Beziehungen** bisher kaum durch die Scheidungs- und Trennungsforschung berücksichtigt. Es gibt jedoch Anhaltspunkte dafür, dass die Intensität und Qualität der Beziehungen und die Kontakthäufigkeit von Enkelkindern zu ihren Großeltern in Nachtrennungs- resp. Stieffamilien im Vergleich zu Ein-Elter-Familien und zu den gemeinhin als Normalfamilien bezeichneten Arrangements höher ausfallen (vgl. Kennedy/Kennedy 1993). Die AutorInnen interpretieren diese Befunde als Bewältigungsstrategie der Kinder für zum Beispiel Statusverluste innerhalb des – etwa durch weitere ein-

gebrachte (Geschwister-)Kinder – neuen Familienensembles. Ferner werden Großeltern als stabilisierend und vertrauensvoll in den sich wandelnden und unvorhersehbaren Familienverhältnissen erachtet (ebd.: 62ff.).

4.3 Zwischenresümee

Auch für die dargestellten Befunde und Interpretationen der Trennungs- und Scheidungsforschung gilt, dass sich der Untersuchungsgegenstand mit der Perspektive der Betrachtenden konstituiert. Der Blick auf die Forschungslandschaft zu Scheidung und Trennung zeigt, dass eine für den Wissenschaftsdiskurs nicht unübliche Reihe konkurrierender Perspektiven ausfindig gemacht werden kann. Rückblickend lassen sich Verschiebungen innerhalb der Fachdebatten beobachten von einer stark defizitorientierten Sicht auf Nachtrennungsfamilien hin zu einer Perspektive, die Trennung und Scheidung nicht als isoliertes traumatisches Ereignis betrachtet, sondern als eine Passage innerhalb familialer Entwicklungen entproblematisiert. Jüngere Arbeiten der Scheidungs- und Trennungsforschungen resp. der weiter gefassten Forschungen zur Familie betrachten diese als potenziell unabgeschlossenen sozialen Prozess. Damit wird die Sicht auf die mit Scheidungen und Trennungen verbundenen emotionalen und instrumentellen Herausforderungen für Eltern, Kinder und eine Vielzahl weiterer in diesen Netzwerken relevanten Personen keineswegs verstellt. Ohne in eine vereinfachende Argumentation zu *Risiken und Chancen* zu verfallen – und damit möglicherweise vorschnell nach Pathologien zu fahnden – eröffnet diese Perspektive den Blick auf die Dynamiken und Herstellungsleistungen familialer Gemeinschaft, die in Nachtrennungsfamilien in Ermangelung an geronnenen handlungsleitenden Orientierungsmustern höchst unterschiedlich ausfallen und daher einen differenzierteren Blick auf die *Praktiken* der Akteurinnen und Akteure und die diese ermöglichenden und beschränkenden Strukturen empfehlen. Die vorliegende Untersuchung schließt sich dieser Prämisse an, indem die Annahme von *Familie als Herstellungsleistung* aufgegriffen wird und die für die Konstitution und Verstetigung familialer Gemeinschaft nach Trennung und Scheidung maßgeblichen Praktiken und damit ein spezifisches Selbstverständnis resp. -bild dieser Familien zum Gegenstand der empirischen und theoretischen Betrachtungen wird. Scheidung und Trennung in diesem Sinne sind als eine Passage innerhalb von Familienbiographien zu begreifen. Eine folgenreiche und strukturbildende für die individuellen Akteurinnen und Akteure, die persönlichen Beziehungen zwischen diesen und für diese besondere soziale Gruppe als Ganzes allenfalls.

5 Mehrörtige Lebensformen und Familienarrangements: Formen, Verbreitung und Charakteristika der Akteurinnen und Akteure

Die Legitimität einer Fragestellung und die Fokussierung einer gesellschaftlichen Teilgruppe ergibt sich unter anderem aus Fachdiskursen um die Neuigkeit des Phänomens, mögliche Problemlagen bzw. des Potenzials, problematisch zu werden, sowie über dessen Verbreitungsgrad. Die folgenden Darstellungen sollen insbesondere letzterem Rechnung tragen, indem überblicksartig Befunde zur morphologischen und quantitativen Beschreibung residenzieller Multilokalität im Allgemeinen und Mehrörtigkeit familialer Lebensformen nach Trennung und Scheidung im Speziellen skizziert werden. Die in der Familienforschung im Zusammenhang mit dem Wandel familialer Lebensformen¹ in postmodernen Gesellschaften diskutierte Zunahme mehrörtiger Familienarrangements ist eine plausible, statistisch bisher jedoch nur wenig belegte Feststellung. Neben Vorschlägen einer Typisierung der zeitlich-räumlichen Arrangements dieser Familienformen soll eine Reihe von verfügbaren statistischen Anhaltspunkte referiert werden, die Annahmen eines Zuwachses nachvollziehbar machen.

5.1 Residenzielle Multilokalität – terminologische Eingrenzungsversuche

Dem in *Die Regeln der soziologischen Methode* Emil Durkheims (1965) formulierten Anspruch folgend, ist es für eine wissenschaftliche Betrachtung des Phänomens *mehrörtigen*

¹In Abgrenzung zu Formen von Paarbeziehungen wird sich in den Darstellungen ausschließlich auf *Familien* wie sie in Kapitel 3, S. 20 ff. begrifflich gefasst wurden, beschränkt.

Wohnens notwendig, dieses begrifflich hinreichend zu fassen und von seiner Alltagsunschärfe hin zu einer analytisch brauchbaren Bestimmung zu überführen. Mittlerweile ist der Multilokalitäts-Topos in den Feuilletons der Tages- und Wochenzeitungen und im massenkompatibleren Radio und Fernsehen angekommen und erreicht damit eine breite Öffentlichkeit, die ohnehin bereits in praxi Erfahrungen damit gesammelt hat. Der wissenschaftliche Diskurs zum Thema präsentiert sich mit Blick auf den Multilokalitätsbegriff als recht unübersichtlich. Zum jetzigen Stand kann festgehalten werden, dass bisher keine einheitliche Terminologie vorliegt. Begünstigt wird dieser Umstand zuvorderst dadurch, dass das Phänomen in seiner Breite empirisch mannigfaltig in Erscheinung tritt und die beobachtbaren Formen und Praktiken mitunter schwerlich sinnvoll voneinander zu unterscheiden sind. In den theoretisch geführten Debatten des Fachdiskurses kursiert zudem eine Reihe von mehr oder minder synonym verwendeten Begriffen und Konzeptualisierungen. Die Soziologie ist zudem bei weitem nicht das einzige Fach, das in diesem Diskursfeld Beiträge vorgelegt hat. So lassen sich Suchbewegungen verschiedener Disziplinen ausfindig machen – darunter auch mit der Absicht einer Abgrenzung.

Im Folgenden sollen einige Pfeiler in den Boden dieses noch wenig bestellten Feldes geschlagen werden. Da sich aus Sicht der Soziologie bereits eine Reihe brauchbarer Systematisierungsversuche finden lässt – exemplarisch seien hier Weichhart (2015, 2009), Hilti (2013) und Petzold (2013) genannt – wird sich in diesem Abschnitt darauf beschränkt, wesentliche Linien der Diskussion nachzuzeichnen und einige Ergänzungen vorzunehmen, die den Weg zu einer *Multilokalitätsperspektive auf Familie* ebnen².

5.1.1 Begriffsgeschichte

Ausgangspunkt für Überlegungen zur Multilokalität sind zunächst ganz allgemein empirische Beobachtungen zur räumlichen Entgrenzung alltäglicher Lebensführung. Orte, auch weiter von einander entfernt, können heute durch die zur Verfügung stehenden Verkehrs- und Kommunikationsmittel mit wenig zeitlichen Aufwand verbunden oder gar unmittelbar erreicht werden. Sie leisten einem Phänomen Vorschub, dass in der Soziologie – und nicht nur da – unter dem Begriff der *Time-Space-Compression* bzw. der Raumschrumpfung diskutiert wird

²Für eine Einführung in das sich formierende Feld der *Multi-locality Studies* siehe auch das 2015 erschienene Special Issue „Multi-locality studies - A residential perspective“ der Tijdschrift voor economische en sociale geografie/Journal of Economic and Social Geography (Wood et al. 2015)

(vgl. u.a. Rosa 2005: 161ff.). Dem in gewisser Weise gegenläufig, lässt sich konstatieren, dass sich die Entfernung zwischen beispielsweise Wohn- und Ort der Erwerbsarbeit sowohl räumlich als auch zeitlich vergrößert: Das tägliche Pendeln zwischen mitunter auch weiter entfernten Orten ist für eine Vielzahl von Menschen zur lebensweltlichen Realität geworden. Dieser zunächst etwas holzschnittartige Befund wird in Kapitel 5.2.1 „Historische Vorläufer und sozialhistorische Kontextualisierung“, S. 48, einer weiterführenden sozialhistorischen und gegenwartsdiagnostischen Betrachtung unterzogen. Zunächst jedoch wenden sich die folgenden Ausführungen der Genese des Multilokalitätsbegriffs zu. Dass der Terminus *Multilokalität* durchaus kein neuer ist, markieren bereits eine Reihe von AutorInnen, die sich aus der Perspektive der *residenziellen Multilokalität* mit diesem auseinandergesetzt haben (vgl. exemplarisch Hilti 2013, Petzold 2013, Weichhart 2009). Zeitlich verortet wird das Auftauchen des Begriffs zu Beginn der 1970er Jahre. Aus anthropologischer Sicht thematisieren Ember/Ember (1972) das Wohnsitzarrangement von verheirateten Paaren in traditionellen Gesellschaften. Neben patri- und matrilo-kalen Regelungen als unilokalen Lösungen beschreiben die AutorInnen eine Kombination dieser Formen, die sie mit dem Begriff der *Multilokalität* fassen. Sie definieren *multilocal residence* als „the co-occurrence of any two or more fairly frequent patterns of consanguineal residence“ (ebd.: 382). Hilti (2009: 79) wird ferner in den Arbeiten der Anthropologin Susann Watts fündig, die ebenso bereits in den 1970er Jahren im Rahmen ihrer Studien zu Wanderungsbewegungen in Westafrika mit dem Multilokalitätsbegriff gearbeitet hat und multilokale Lebensführungen als einen Teil innerhalb eines größeren *Mobilitätssystems* begreift. Eine weitere ‚Fundstelle‘ identifizieren Hesse/Scheiner (2007). Als Forschungsgegenstand taucht das Phänomen im Kontext der „Sozialgeographie Münchner Prägung“ der gleichen Zeit in Untersuchungen von WochenendpendlerInnen und Zweitwohnsitzen auf, wie die beiden Autoren festhalten (ebd.: 139). Der Begriff erlebt in jüngster Zeit eine gewisse Konjunktur. Als eine Beförderin dieses Aufschwungs ist sicherlich Rolshoven (2006) zu nennen. Angesichts der Häufigkeit, mit der ihre Arbeit zitiert wird, scheint innerhalb des Fachdiskurses zu (residenzieller) Multilokalität weitestgehend Konsens darüber zu bestehen, dass ihre Definition von Multilokalität den Kern des Phänomens beschreibt. Hiernach kann Multilokalität verstanden werden als der

„tätige Lebensalltag (...), [der] sich in seiner Gesamtheit auf mehrere Orte [verteilt], die in mehr oder weniger großen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger großen Funktionsteiligkeit genutzt werden.“ (Rolshoven 2006: 181)

Der Terminus der *vita activa* darin geht auf Hanna Arendt (1998) zurück und umfasst als Tätigkeit und Handeln drei lebensweltliche Sphären menschlichen Alltags: *Arbeiten*, *Herstellen* und das *Handeln* selbst. Letzteres beschreibt Tätigkeiten ohne den Rückgriff auf Materie, Material und Dinge, die sich direkt zwischen den Menschen abspielen, während das Herstellen im Kontrast eine künstliche Welt von Dingen hervorbringt und das Arbeiten Lebensprozesse kontinuiert und der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse dient. Diese Dimensionierung greift in gewisser Weise auch den auf Weber (1922) zurückgehenden Begriff der (alltäglichen) Lebensführung auf (für weiterführende Darstellungen vgl. Kap. 6.1.3, S. 88).

Ein solch weites Begriffsverständnis ermöglicht es, die Vielfalt des Phänomens einzufangen, bleibt jedoch in der konkreten Beschreibung möglicher Ausprägungen zunächst vage. Hesse/Scheiner (2007) haben hierzu eine im Sinne einer ersten Systematisierung brauchbare Typologie multilokalen Wohnens vorgelegt (vgl. hierzu Kap. 5.2.2 „Formen multilokalen Wohnens“, S. 51).

Das hier angerissene Begriffsverständnis wird in den weiteren Darstellungen elaboriert und für die vorliegende Arbeit konturiert.

5.1.2 Ortspolygamie, Polytopozität, Plurilokalität und Translokalität – zur Begriffsvielfalt des Multilokalen

Neben dem Begriff der Multilokalität kennt der wissenschaftliche Diskurs zum Thema eine Reihe weiterer Termini und Konzepte, mit denen unterschiedliche räumliche Ebenen und Perspektiven auf das Phänomen mehrörtigen Lebens aufgegriffen werden. Die Forschungslandschaft hierzu präsentiert sich recht unübersichtlich, bedingt zuvorderst dadurch, dass die Debatten von einer Reihe unterschiedlicher Diskursfelder genährt werden, etwa denen der Migrationsforschung und der weiteren Wohn- und Mobilitätsforschung, die ihrerseits unter anderem in der Soziologie, Geographie, Kulturanthropologie und Ethnologie heimisch sind. Auch besteht abseits vom Begriff der Multilokalität selbst kaum Einigkeit über die Verwendung ein und derselben Begrifflichkeit bzw. werden demselben Phänomen unterschiedliche Namen gegeben. Mitunter bleiben die Begriffe inhaltlich unbestimmt, an anderer Stelle werden sie wiederum konzeptuell ausgeführt und finden entsprechend auch in der empirischen Erforschung des Phänomens Anwendung. Diese Diskussion nachzuvollziehen, kann und muss in detail in dieser Arbeit nicht geleistet werden. Vielmehr sollen nur cursorisch einige der zentralen Beiträge und AutorInnen eingeführt werden.

Einen prominenten Beitrag der Soziologie stellt zweifelsohne das Konzept der *Ortspolygamie*

von Beck (1997) dar. Unter dem Titel *Was ist Globalisierung?* fragt er nach den lebensweltlichen resp. biographischen Implikationen der Globalisierung. Eine Antwort findet er im Phänomen der – wie er es nennt – (transnationalen) *Ortspolygamie*, die er gewohnt metaphorisch dicht als „Verheiratetsein mit mehreren Orten“ und in der zeitdiagnostischen Interpretation als „typischen Fall (geografischer) Mobilität“ in Gesellschaften der zweiten Moderne begreift. Die Grenzüberschreitung – nicht nur im faktisch-physischen Sinn – getrennter (Lebens-)Welten und das Zusammenführen ihrer Gegensätze sei eines der zentralen Charakteristika der „Globalisierung der Biographie“, die er von der *Ortsmonogamie* der (Vor-)Moderne abgrenzt (ebd.: 127ff.). Beck schließt hiermit an die ebenfalls soziologisch geführte Diskussion um Transnationalität resp. -lokalität (vgl. etwa Pries 2010, Faist 2004) an, stellt ihr jedoch eine pessimistischere Deutung anheim, indem er die Verbindung von Ort und Gemeinschaft tendenziell in Auflösung sieht, und bescheinigt Gegenwartsgesellschaften generell eine *Enträumlichung*. Dennoch sieht er durch Informationstechnologien und Konsum die Welt in einem Ort präsent und lehnt sich damit wiederum an einen einseitigen Lokalismus an. Auf ähnlicher Maßstabsebene argumentiert Oßenbrügge (2004), wenn er von *plurilokalen Lebensweisen* spricht, jedoch transnationale Räume nicht einfach nur als nationalstaatliche Grenzen überspannend betrachtet. Weiterführende begriffliche Ordnungsversuche finden sich bei Stock (2009) und dem von ihm eingeführten Konzept des *polytopischen Wohnens* – den *Wohnregimen* als gesellschaftlich-kulturellen Ordnungssystemen, die spezifische *Wohnpraktiken* an einer Vielzahl von Orten mit spezifischen *Wohnstilen* hervorbringen (ebd.: 107). Der Ertrag dieses Ansatzes ist vor allem in der Verschränkung von Mobilität und Wohnen zu sehen, die bis dato vernachlässigt wurde. Der innerhalb der Multilokalitätsforschung begrenzte Fokus auf Wohnsitze soll hierüber aufgebrochen werden. Abschließend sollen Petzold (2010) und seine Konzepte der Inter- und Translokalität Erwähnung finden, mit denen er die soziale Verortung mehrörtig lebender Akteurinnen und Akteure in das Blickfeld rückt. Während Translokalität, so Petzold, das Überschreiten von Ortsgrenzen ohne soziale *Entbettung* und damit neue überlokale Handlungsformen beschreibt, verweist die *Interlokalität* auf die emotionale und soziale Verhaftung an einem der beiden Orte individueller oder auch familialer Lebensführung. So instruktiv dieser Versuch sein mag, so führt er doch zu *Verwirrungszusammenhängen*, die Weichhart (2008) in Bezug auf die terminologische Vielfalt des Raumbegriffs konstatiert. Dies mindestens insofern, als der Begriff der *Translokalität* bereits von Steinbrink (2009) in die Diskussion eingepflegt wurde und hierüber die Einheit und Interdependenz von Orten und raumübergreifende kooperative Formen des

Haushaltens fokussiert werden. Translokales Haushalten in diesem Sinn meint die Praxis, „an unterschiedlichen Orten zu leben und über eine räumliche Distanz hinweg [gemeinsam zu, TS] haushalten“ (ebd.: 49).

Diesen Vorschlägen gemeinsam ist der Versuch, vor dem Hintergrund einer zeitdiagnostischen Beobachtung zunehmender räumlicher Mobilitäten, dauerhafte und/oder temporäre resp. wiederkehrende Wechsel von Wohnstandorten und die hieraus hervorgehenden oder verstetigten sozialen Beziehungen als raumübergreifende Lebensführung und Wohnpraktiken in den Fokus zu rücken. Sie bieten damit Anhaltspunkte für das, was im Weiteren mit der residenziellen Multilokalität von Familie (nach Trennung und Scheidung) theoretisch und empirisch entfaltet werden soll. Auf *Translokalisierung*, verstanden als Wechselwirkungen und Verflechtungsbeziehungen zwischen mehrörtig lebenden AkteurInnen, wird dabei noch zurückzukommen sein (vgl. hierzu Kap. 6.2.2 „Zur raumübergreifenden Herstellung persönlicher Beziehungen: Deutungsangebote aus den Forschungsfeldern zur Multi- und Translokalisierung“, S. 98).

5.1.3 Multilokalität: zwischen Zirkulation und Migration

Wer von *Multilokalität* spricht, darf zum Begriff der *Mobilität* nicht schweigen. Empirisch sind beide Aspekte miteinander konfundiert. Mobilität ist für ein mehrörtiges Wohnarrangement unabdingbar. Begrifflich-analytisch empfiehlt die Literatur insbesondere innerhalb der Humangeographie, der (soziologischen) Migrationsforschung und nicht zuletzt der aufscheinenden Multilokalitätsforschung eine Unterscheidung. In einer Zusammenschau relevanter Begriffe und Phänomene bildet *Mobilität* eine überliegende Kategorie und kann mit Weichhart (2009: 6) als „jede Art der Bewegung von Individuen oder Gruppen von Individuen zwischen Systemen“ verstanden werden (vgl. Abb. 5.1, S. 48). Grundlegend zu unterscheiden ist zwischen *räumlicher* und *sozialer* Mobilität. Beschreibt letztere primär die Bewegung von Individuen oder Gruppen aus einer sozialen Position in eine andere zwischen oder innerhalb von gesellschaftlichen Bezugssystemen³, bezieht sich räumliche Mobilität auf den – wie es der Begriff bereits andeutet – räumlichen Positionswechsel. Beide Formen von Mobi-

³Bei diesen Bezugssystemen kann es sich um die aus der *Soziologie sozialer Ungleichheit* bekannten Dimensionen handeln wie Schicht, soziale Lage, Lebensstil und Milieu und damit verknüpft schichtungsrelevante Größen wie formale Bildung, Beruf und soziales, kulturelles sowie ökonomisches Kapital. Ferner wird üblicherweise differenziert zwischen *vertikaler* sozialer Mobilität, d.h. einem Positionswechsel verbunden mit einem sozialen Auf- oder Abstieg, und *horizontaler* sozialer Mobilität als Bewegung zwischen sich hierarchisch entsprechenden Systemgrößen (vgl. hierzu exemplarisch Burzan 2011).

lität lassen sich zudem disziplinär verorten. Mit sozialer Mobilität befassen sich vorzugsweise die Sozial- und Geisteswissenschaften, während die räumliche Mobilität lange Zeit als Domäne der Verkehrswissenschaften resp. der Geographie galt. Diese Grenzziehungen werden zusehend aufgeweicht, wie Weichhart (2009) mit Blick auf Verweisungszusammenhänge zwischen beiden Mobilitäten andeutet. Nicht zuletzt die VertreterInnen eines „new mobilities paradigm“ erweitern die Perspektive aus den Sozial- und Kulturwissenschaften heraus (Sheller/Urry 2006).

Die räumliche Mobilität kann begrifflich wiederum mindestens in drei Unterformen unterteilt werden: Migration als permanenter Wohnsitzwechsel mit den Ausprägungen Nah- (intraregionale) und Fernwanderung (interregionale), sowie Zirkulation als regelmäßig wiederkehrende, alltägliche Mobilität ohne eine dauerhafte Ortsveränderung. Multilokalität als eine Spielart von Mobilität ist mit Blick auf beobachtbare Veränderungen „haushaltsspezifischer Aktionsräume“ zwischen der Migration und Zirkulation einzuordnen (ebd.: 7). So stellt die Praxis multilokalen Wohnens ebensowenig eine teilweise oder vollumfassende Aufgabe sozialer Beziehungen und Aktionsfelder eines Ortes zugunsten eines anderen dar, wie das zumeist über geringe geographische Distanzen hinweg praktizierte tagesrhythmische Pendeln.

Multilokalität ihrerseits kennt wiederum eine spezifische Form der mehrfachen Verortung von Akteurinnen und Akteure – das multilokale Wohnen oder *residenzielle Multilokalität* als „das Vorhandensein und die Nutzung von mehr als einem Wohnsitz, oder (...) mehr als einer Behausung (...), die auch mobilen Charakter haben [kann, TS], z.B. des Dauercampers Wohnwagen, ein Hausboot o.ä.“ (Hilti 2009: 78).

Die Unterscheidung von *Multilokalität* und *multilokalen Wohnen*, so hält Hilti (2009) fest, verläuft entlang zeitlicher und räumlicher Differenzen und mit Blick auf die Identifikation mit Orten. So sei das Spezifikum des multilokalen Wohnens im Bewohnen mehrerer Orte, in anderen als täglichen Mobilitätsrhythmen und in der Identifikation mit und Herstellung resp. Verstetigung von persönlichen Beziehungen an mehr als einem Ort zu sehen.

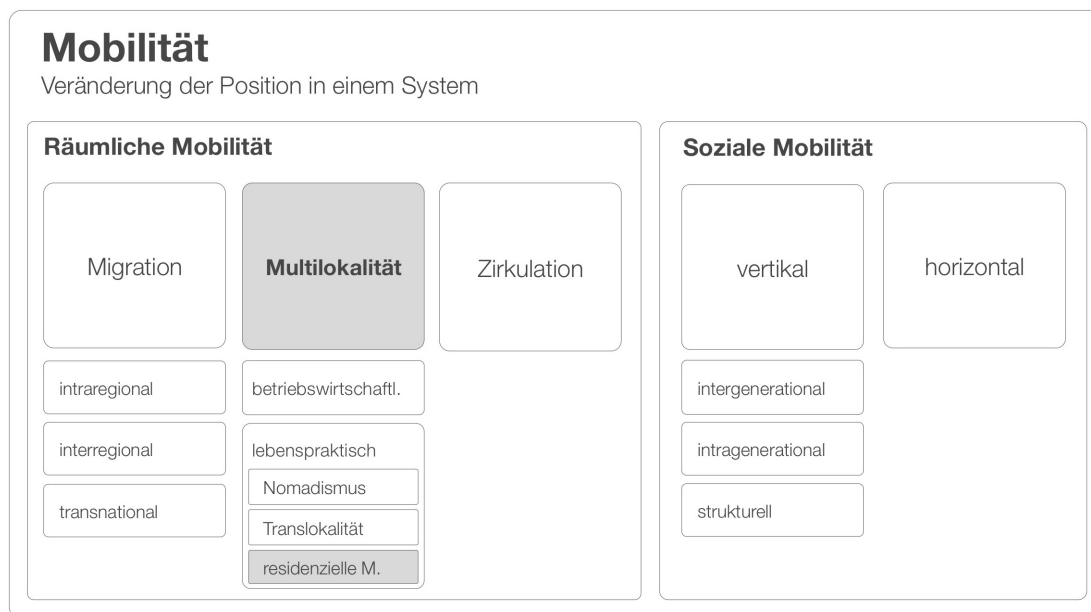


Abbildung 5.1: Terminologische Konventionen der Wohn- und Wanderungsforschung [überarbeitete Darstellung der Abbildung aus Weichhart (2009: 6)]

5.2 Formen multilokalen Wohnens und mehrörtiger Familien nach Trennung und Scheidung

Multilokalität lässt sich im Allgemeinen entlang einer Reihe von Kriterien unterscheiden, die im Folgenden kurz dargelegt werden sollen, um daran anschließend in Formen von multilokalen Wohnens von Kindern nach Trennung und Scheidung einzuführen. Dem voraus wird einer kurzer Abriss historischer Vorläufer gestellt und damit angedeutet, dass mehrörtiges Wohnen und Leben keineswegs lediglich ein Phänomen der (Post-)Moderne ist, sondern sich viel weiter in der (Menschheits-)Geschichte zurückverfolgen lässt.

5.2.1 Historische Vorläufer und sozialhistorische Kontextualisierung

Der Globalisierungsdiskurs kennt die Annahme, räumliche Mobilität im Allgemeinen und Migration im Engeren seien in der Moderne vor dem Hintergrund der Entwicklungen im Bereich der Transport- und Informationstechnologie erheblich und sprunghaft angestiegen. Wie bei

fast allen soziologisch relevanten Phänomenen verengt eine ahistorische Betrachtung jedoch den Blick auf den Gegenstandsbereich. So auch bei der weit zurückreichenden Historie von Wanderungsbewegungen, die noch vor die *great migration*, d.h. die Wanderung ganzer Völker zwischen dem 2. und 4. Jahrhundert, datiert werden können, wie Düvell (2006) festhält. Das eingangs benannte Argument sei vor dem Hintergrund zahlreicher Befunde zum weltweiten Migrationsgeschehen nur bedingt belastbar. Vielmehr sei „die Geschichte der Migration der Geschichte der Menschheit inhärent“ (ebd.: 57) und die Annahme zutreffend, dass es sich bei Migration resp. räumlicher Mobilität um ein historisches Kontinuum ohne eindeutig erkennbaren Trend handle. Anhaltspunkte liefern unter anderen die „hohe Mobilität der europäischen Bevölkerung im Mittelalter, [die darauf hinweist], dass schon damals der Fluss von Informationen, beispielsweise über Großbauprojekte, (...) und die Mobilität von Menschen selbst über große Distanzen mit den damals zur Verfügung stehenden Transportmitteln bereits möglich war“ (ebd.: 41). Dennoch bleibt die Annahme im Raum stehen, dass die *Zweite* oder *Reflexive Moderne* eine spezifische Form der Mobilität bzw. eine gesellschaftliche Selbstthematisierung von Mobilität kennt, wie Bonß/Kesselring (2001) argumentieren. So würde die für die westlichen Gegenwartsgesellschaften charakteristische Erosion handlungsleitender Wissensbestände, Routinen und Sicherheiten erhöhten und dauerhaften Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen Vorschub leisten und dies – ganz im Sinne Becks (1986) *jenseits von Klasse und Schicht* – für nahezu alle Bevölkerungsschichten lebensweltlich relevant werden – freilich aus unterschiedlichen Motiven und Bedingungen heraus und mit unterschiedlichem (finanziellen, kulturellen und sozialen) Vermögen.

Bezogen auf Familie zeigt sich, dass das bis in die Neuzeit übliche Muster des Wirtschaftens und Lebens des *ganzen Hauses* an einem Ort⁴ – eine historisch gesehenen singuläre und in der öffentlichen sowie Fachdiskussion oftmals sozial romantisierte Form der Vergemeinschaftung und Vorläufer der Familie – und die für die moderne bürgerliche Kleinfamilie zunächst ideale und später auch charakteristische Ortsbindung einer Lebensführung an verschiedenen, von einander getrennten Örtlichkeiten weicht. Die Lebensführung der sesshaften agrarwirtschaftlich geprägten und frühindustriellen Gesellschaften, in der Arbeiten und alltägliche Lebenspraxis der Freizeit, Versorgung und Sozialkontakte auf dem engen räumlichen Bereich der Gemarkung stattfand, erlebt eine Transformation hin zu einer Lebensführung,

⁴Der Begriff der *Familie*, wie wir ihn heute verwenden, hat sich im deutschsprachigen Raum erst im 18. Jahrhundert durchgesetzt, wie der Historiker und Anthropologe Hubert Christian Ehalt (2002: 7) herausarbeitet. Dieser Terminus schließt an das französische *famille* und das lateinische *familia* an, die ursprünglich die Gesamtheit der in einem *Haus* lebenden Personen beschreiben – das Gesinde, die Hausklaven usw. eingeschlossen.

die räumlich entzerrt verschiedene Nutzungsstandorte mit je unterschiedlichen räumlichen Ankerpunkten einschließt (vgl. Weichhart 2009). Kurzum: Das *ortsmonogame* Leben wandelt sich in der Zweiten Moderne in ein *ortspolygames*, wie es Beck (1997) fasst. Die von Duchêne-Lacroix (2009) umschriebene „Archipelisierung“ des Lebens oder in Bezug auf die Lebenswelt von Kindern durch Helga Zeiher (1988) beobachtete „Verinselung“ von Kindheit erfasst diese Entwicklung im Sinne von Multilokalität. Vormalig funktional simultan genutzte Lebensorte differenzieren sich aus und werden in eine Reihe von neuen Institutionen eingebunden.

Wenngleich als Begriff *Multilokalität* jüngeren Datums ist (vgl. Kap. 5.1.1 „Begriffsgeschichte“, S. 42), lässt sich dies für das Phänomen der Multilokalität als eine Ausprägung von räumlicher Mobilität nicht ohne Einschränkung sagen. Mehrörtige Lebensweisen sind historisch betrachtet nichts Neues (vgl. Hilti 2009, Weichhart 2009). Phänomene wie die bis ins 19. Jahrhundert weit verbreitete *Transhumanz* als saisonale Wanderung von Hirten und ihrem Vieh zwischen Hochländern und Ebenen (vgl. Zöbl 1985) oder die *Sommerfrische* – dem Wechsel des Wohnstandorts über die Sommermonate als Bestandteil bürgerlicher Lebensführung im ausgehenden 19. Jahrhundert (vgl. Götttsch 2002) – sind vor-moderne Beispiele multilokalen Wohnens. Erweitert man diese (west-)europäisch zentrierte Optik um etwa die indische, lassen sich Formen mehrörtigen Lebens auch mythologischer Figuren beobachten, deren residenzieller Wechsel an die o.g. bürgerliche Sommerfrische erinnern. So kommen einmal in den Sommermonaten alljährlich tausende Hindus in der Küstenstadt Puri im indischen Bundesstaat Odisha zusammen, um den großen Wagen der Gottheit *Jagannath* zu sehen bzw. diesen von einem Tempel zum anderen zu ziehen. Im Juni oder Juli zieht der „Herr der Welt“ mit Bruder und Schwester aus seinem Tempel aus und residiert sieben Tage lang in einer „Ferienwohnung“, in der Gundichamandapa (vgl. Rösel 1988: 59).

Sowohl aus der Belletristik als auch aus dem Fachdiskurs sind eine Reihe multilokaler Lebensformen mit konkretem Bezug auf Kinder bekannt. Beschrieben wird die aus wirtschaftlichen Gründen motivierte zirkuläre Emigration der sogenannten *Schwabenkinder* aus den Ostschweizer Kantonen, Vorarlberg und Tirol und der *Spazzacamini* aus dem Tessin und Norditalien in die Bodenseelandschaft Schwabens, die bis in das beginnende 17. Jahrhundert zurück zu beobachten sind (vgl. Seglias 2007, Uhlig 2003). Ein weiteres historisches Beispiel lässt sich in den sogenannten *Turnachkindern* finden. In dem zweibändigen Roman „Die Turnachkinder im Sommer“ und „Die Turnachkinder im Winter“ berichtet die selbst aus großbürgerlicher Zürcher Familie stammende Ida Bindschedler aus persönlichen Erin-

nerungen über das saisonal mehrörtige Leben der Kinder der Familie Turnach im Sommer außerhalb und in den Wintermonaten im Zürich der 1860er Jahre (vgl. Bindschedler 1985a, 1985b). Bekannt ist ferner, dass die Kinder des auf der Jamal-Halbinsel in Nordwest-Sibirien traditionell nomadisch lebenden Rentierhirtenvolks der *Nenzen* den Großteil des Jahres in städtischen Schulen und Internaten leben, fernab ihrer Familien, jedoch regelmäßig in den großen Ferien zu ihren Angehörigen zurückkehren und diese auf ihren Zügen begleiten⁵. Und doch hat das Argument des Neuen multilokaler Lebensformen als Phänomen mit zunehmender Verbreitung, sich ausdifferenzierender Morphologie und unterschiedlichsten kulturellen, sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen und Voraussetzungen seine Berechtigung. Es ist daher sinnvoll, sich diesen Lebensformen im Folgenden en detail zu nähern.

5.2.2 Formen multilokalen Wohnens

Multilokales Wohnen ist, wie bereits angedeutet, historisch betrachtet keine Novität. Dennoch scheinen sich dessen Formen zusehends auszudifferenzieren. Nicht selten werden jedoch lediglich einzelne Formen mehr oder minder unter Rekurs auf den Multilokalitätstopos befohrt und auf ihre Konfiguration, Entstehungsbedingungen und Folgen hin beschrieben. Ein Blick auf Arbeiten im Kontext der Forschungen zum *Transnationalismus* resp. *Translokalismus* (vgl. Dahinden 2010, Vertovec 2009, Pries 2010, Faist 2004) bzw. der *mobilities studies* (vgl. Sheller 2011, Urry 2003) ist hierbei lohnenswert. Ein umfassender Versuch einer Systematisierung von mehrörtigen Wohnformen steht bisher jedoch aus, sicherlich auch durch die Dynamiken des Phänomens begünstigt, jedoch auch durch die erst junge wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Gegenstand. Eine Reihe von Arbeiten aus dem Bereich der unlängst mit einem Versuch einer Zusammenführung vorhandenen Wissens aus der Taufe gehobenen *Multi-locality Studies* suchen, das Desideratum einer begrifflichen Fassung und Beschreibung verschiedenster Ausprägungen (residenzieller) Multilokalität zu füllen (vgl. Wood et al. 2015).

Einen ersten und ergiebigen Vorschlag einer raumbezogenen Systematisierung multilokalen Wohnens legen Hesse/Scheiner (2007) vor. Sie treten an, das Phänomen entlang einer Reihe

⁵Einblicke in die Geschichte, Lebensweisen und gegenwärtigen Bedingungen der Nenzen liefert aufschlussreich die Forschungsarbeit von Gail Osherenko, University of California, Santa Barbara und des russischen Anthropologen Andrei V. Golovnev (1999).

von Dimensionen in den Griff zu ordnen: Entstehungsbedingung, Anlass, Haushaltsorganisation, Periodizität des Pendelns, Distanz und Hierarchie der Wohnsitze. Gleichwohl auf einen detaillierten Nachvollzug an dieser Stelle verzichtet und auf Petzold (2013: 31f.) verwiesen wird, soll jedoch die von Hesse/Scheiner (2007) getroffene Unterscheidung von mehrörtigen Lebensformen entlang deren Entstehungsbedingungen und Anlass kurz skizziert werden.

Neben der bipolaren Abgrenzung von Entstehungsbedingungen zwischen freiwillig vs. externem Zwang⁶ unterscheiden die Autoren drei (sich gegenseitig nicht ausschließende) Gründe, die ursächlich für Multilokalität angeführt werden können: (1) Beruf/Ausbildung, (2) Freizeit und (3) Lebensform (ebd.: 143). Wenngleich durch die Autoren selbst bereits auf Überlappungen hingewiesen wird, scheint diese analytische Differenzierung nicht sehr intuitiv und arg idealtypisch getrimmt. Gepaart mit den angeführten Entstehungsbedingungen wird das Ganze nicht einfacher. So ist es ein Leichtes, empirische Referenten zu finden, die ein komplexes Zusammenspiel aller drei Gründe vereinen und zudem zwischen Freiwilligkeit und Zwang changieren. Etwa unglücklich geraten in dieser Reihe ist die Kategorie der *Lebensform*. Der Begriff selbst hat in der Soziologie zwar eine lange Tradition, ist aber (oder gerade deswegen?) in seiner Bestimmung unscharf konturiert und ein Füllhorn für allerlei Bedeutungszuschreibungen. Eine Zuspitzung auf private Lebensformen hingegen hat in der hier geführten Diskussion Sinn – vor allem in Verschränkung mit der Kategorie des *Anlasses*, d.h. der Freiwilligkeit resp. des Zwangs. So kann die Multilokalität des Living-Apart-Together (LAT) als Form einer Paarbeziehung erwerbsbedingt induziert sein, einem an individuellen Freiheitsgraden orientierten Lebensentwurf folgen oder eine Mischung aus beidem sein.

Aufbauend auf einer qualitativen Studie entwerfen des weiteren Weiske et al. (2009, 2008) eine als Prozessmodell verstandene Typologie multilokalen Wohnens bzw. multilokaler Haushalte. Haushaltsgemeinschaften, so Weiske et al. (2008), können sich ortsüberspannend organisieren, dafür mehrere *Wohnstandorte* nutzen und über mobile Haushaltsmitglieder zu-

⁶Neben den vielleicht etwas strukturalistisch gedachten externen Zwängen und der recht utilitaristisch daher kommenden Freiwilligkeit wäre auch darüber nachzudenken, welcher *interne* Drang bzw. welche extern auferlegte Freiwilligkeit mehrörtiges Wohnen befördern. Dies muss nicht lediglich als eine rhetorische Spitzfindigkeit verstanden werden, sondern kann durchaus empirisch plausibilisiert werden. Zu denken wäre etwa an die im Wissenschaftsbetrieb mittlerweile üblichen prekären Einstellungsverhältnisse und damit einhergehende Wohnflexibilitäten und „Verausgabungsbereitschaft von Hochqualifizierten“ (Moosbrugger 2008), was zusammen genommen gern als *freiwillige Selbstaussbeutung* (auch durch die Betroffenen selbst) gedeutet wird und sich doch strukturelle Ursachen hierfür benennen lassen. Neben soziologischen ließen sich sicherlich auch eine Reihe psychologischer Erklärungsmuster finden, die den Zwangscharakter von innen heraus nachvollziehbar werden lassen und gleichsam an einer für die Soziologie klassischen Grundfrage nach dem Verhältnis von *structure* und *agency* kratzen (vgl. Giddens 1997).

sammenführen. Die vorgelegte Typologie fokussiert die „Biographien von Haushaltsgemeinschaften als Verläufe von Standortentscheidungen und Verortung (...), in denen sich Episoden von multilokalen und unilokalen Arrangements mehrfach aneinanderreihen und ablösen“ (ebd.: 296). Der Typologie werden vier handlungstheoretische Dimensionen zugrundegelegt: (1) räumliche Arrangements der Orte, (2) Zeitverwendung, (3) Aktivitäten der multilokalen Praxis und (4) Sinnkonstruktionen der Akteurinnen und Akteure (vgl. Weiske 2009). Der besondere Wert der Arbeit ist auch in der Beschreibung von insgesamt sieben Formen berufsbedingt multilokaler Haushalte zu finden, die reichhaltige Einblicke aus der Perspektive der Akteurinnen und Akteure liefern, hier jedoch lediglich benannt werden sollen (ebd.: 70ff.): (1) Typ *Verschickung*, (2) Typ *Kolonisierung*, (3) *Re-Zentrierung*, (4) Typ *Doppelleben*, (5) Typ *Bi-Polarisierung*, (6) Typ *Expedition* und (7) Typ *Drift*.

Nicht zuletzt legt Hilti (2013: 58f.) im Rahmen ihrer ebenfalls qualitativen Studie „Lebenswelten multilokal Wohnender“ eine auf empirischen Befunden zu Bedeutungsstrukturen und Handlungsmustern *anlassbezogene* Typologie vor, die multilokales Wohnen entlang zweier Bedingungen unterscheidet: beruflich/ausbildungsbedingte und nicht-beruflich bedingte Formen. Für die vorliegende Untersuchung besonders von Interesse sind die dort entwickelten Typen aus anderen Gründen als denen der Erwerbsarbeit. Die Autorin entfaltet diesbezüglich fünf Typen multilokalen Wohnens aufgrund...

1. ausgeprägter *sozial-räumliche Bindungen* (z.B. die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen),
2. spezifischer *sozialer Beziehungsgefüge* (z.B. mehrörtig lebende Kinder nach Trennung oder Scheidung ihrer Eltern),
3. eines spezifischen *Lebensstils* (z.B. Living-Apart-Togehter, Saisonaufenthalte),
4. *biografischer Gründe* (Orte als retrospektive Sehnsuchtsorte, Idealisierungen, Ortssozialisation),
5. *sonstiger Veranlassungen*.

Die von Hilti (2013) theoretisch herausgearbeiteten Motive und Anlässe lassen sich ergänzend weiter ausdeuten. Sind die Gründe für die Wahl eines multilokalen Wohnarrangements für 1. *sozial-räumlicher Bindungen* vorzugsweise im Wunsch nach einer Etablierung und Kontinuierung ortsgebundener persönlicher Beziehungen und der Inanspruchnahme von für den jeweiligen Wohnort typischen Standortofferten (vgl. auch Weichhart 2009) zu finden, stellen 2. *soziale Beziehungsgefüge*, d.h., spezifische Arrangements bzw. Figurationen sozialer Ensembles besondere Mobilitätsanforderungen. So forcieren etwa multilokal situierte Familien

nach Trennung und Scheidung rhythmische Ortswechsel der Kinder oder der Eltern. In Verbindung mit den eingeführten *Bedeutungsstrukturen* und *Handlungsmustern* entwirft Hilti (2013: 252f.) eine für das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit ergiebige „Realtypologie“ und dimensioniert diese analytisch entlang der Kategorien Zeit, Raum und dem Sozialen, wobei sie hiermit auf (die Verschränkungen von) Entstehungszusammenhang und Selbstverständnis der Lebensführung und Beheimatung bzw. der Dingwelt der Akteurinnen und -akteure zielt. Hierauf aufbauend identifiziert sie vier Typen multilokaler Lebenswelten, deren Beschreibung instruktive Einsichten in die Deutungen und Handlungsstrategien multilokaler Akteurinnen und Akteure, das Wohnen „hier, dort und dazwischen“ liefert und sich damit systematisch von einer bi-polar verengten Optik auf das Phänomen abwendet.

1. *Parallelwelt*. Dieser Typus liegt zuvorderst in Anforderungen der Erwerbsarbeit begründet. Die ProtagonistenInnen nehmen dieses Arrangement tendenziell als eine Belastung war, präferieren das monolokale Wohnen an einem Ort und nehmen damit eine Priorisierung des Hauptwohnsitzes als Ort des Privaten gegenüber dem Nebenwohnsitz als dem des Beruflichen vor. Ferner kann Hilti (ebd.: 253) zwei Sub-Typen ausfindig machen: den/die *Haderer/-in*, der/die die mehrörtige Lebensführung durchgängig negativ bilanziert und den Typ *Ambition*, der dieses mit Blick auf die berufliche und persönliche Entwicklung immerhin als zuträglich bewertet.
2. Anders verhält es sich beim Typ *Gegenwelt*. Ausgangspunkt hierfür ist eine Melange aus beruflichen und privaten Motiven. Wenngleich unterschiedlichen Zwecken dienend und durch differenzielle – mitunter konträre – Lebensführungen gekennzeichnet, werden beide Wohnorte als gleichwertig betrachtet und *belebt*. Die Mehrörtigkeit der Lebensführung wird alles in allem als ein Zugewinn an Freiheitsgraden interpretiert. Die kontrastierenden Lebenswelten bergen auch Potenzial für Konflikte insofern, als unterschiedliche ortsgebundene Verhaltens- und Anwesenheitsforderungen gestellt werden, die Orte sich durch unterschiedliche Materialitäten resp. Infrastrukturen auszeichnen und der Wechsel zwischen den Wohnstandorten eine Eingewöhnung notwendig macht.
3. Der dritte Typus der *Doppelwelt* ist durch die Gleichzeitigkeit und Überlagerung vergleichbarer Lebensvollzüge und persönlicher wie erwerbsbedingter Motive charakterisiert. Hierbei tritt der Wunsch nach einer verstetigten Mobilität und damit Mehrörtigkeit des Lebens neben den nach einer Verankerung, der in derselben gefunden wird. Auch unterscheidet die Autorin zwischen zwei Sub-Typen – dem des *Privilegs*, der die Standortofferten der verschiedenen Wohnorte zu kombinieren und als Möglichkeit ei-

ner Realisierung unterschiedlicher Engagements und Nutzungsweisen zu schätzen weiß, und dem Typus der (*raumbezogenen*) *Heimatlosigkeit* (ebd.: 255), welcher aufgrund erhöhter Mobilitätsanforderungen eher von Entwurzelung spricht und „ortsungebundene Heimaten“ – etwa virtuelle Welten – als Anker deutet.

4. Schließlich der Typ *Zwischenwelt*. Er liegt quasi quer zu den zuvor dargelegten Typen und beschreibt eine Reihe routinierter und ggf. auch ritualisierter Handlungsweisen *zwischen* den Orten. Die Transition zwischen den Wohnstandorten wird einem Übergangsritus gleich sowohl produktiv gefüllt als auch lediglich „verlebt“. Sie wird begleitet durch unterschiedliche Mobilitätsformen – physische, virtuelle, kommunikative und geistige (vgl. auch Büscher/Urry 2009: 101f.).

Für die in der vorliegenden Arbeit fokussierten *multilokalen Nachtrennungsfamilien* lassen sich aus diesen Charakterisierungen erste Ableitungen vornehmen, die auf eine mögliche phänomenologische Fassung dieser Ausprägung multilokaler Lebensführung, der von Kindern nach Trennung oder Scheidung der Eltern, hindeuten. Je nach Perspektive der fokussierten kindlichen oder erwachsenen Akteurinnen und Akteure changiert das Arrangement zwischen Freiwilligkeit und Zwang. So lässt sich vermuten, dass die Entscheidung der Eltern für das in beiden Haushalten abwechselnde Wohnen der Kinder im Sinne des Wohls des Kindes/der Kinder getroffen wurde, dass sie geprägt ist von Vorstellungen einer „gesunden“ psychosozialen Genese der Kinder durch das Alltagsleben mit beiden (getrennt lebenden) Eltern und dass diese dennoch utilitaristische Motive streift. Für Kinder wie Erwachsene wird ein solches Arrangement mit multiplen Belastungen verknüpft sein, aber auch mit Zugewinnen in Verbindung gebracht. Der regelmäßige Ortswechsel kann für Kinder wie Erwachsene Freiheitsgrade hervorgingen ebenso wie Mangel, etwa an persönlichem Wissen über den/die Anderen, lokalem Engagement und nicht zuletzt sozialer Kohäsion und (Orts-)Identifikation. Ebenso für beide Haushalte wie beide Akteursgruppen werden sich die Orte je nach gewählter Perspektive als Parallel-, Gegen- und/oder Doppelwelten mit widerstreitenden, komplementären oder kongruenten Handlungslogiken und Materialitäten darstellen. So kann zunächst festgehalten werden, dass das Phänomen multilokaler Nachtrennungsfamilien eine Reihe der von Hilti (2013) angesprochenen Charakteristika – auch querliegend – anspricht und in seiner Anlage die für post-moderne Lebensformen im Allgemeinen und im Speziellen für *die Familie* beobachtbare *Ambivalenzen* (vgl. Luescher 2012) für sich beanspruchen kann.

5.2.3 Formen multilokal situierter Familien nach Trennung und Scheidung

Die von Hesse/Scheiner (2007) für die kategoriale Verortung multilokaler Lebensformen eingeführte Dimension *Lebensform* als ein möglicher Anlass von Mehrörtigkeit rekurriert auch auf Paarbeziehungen oder Familie und wird als lebensstilorientiert motiviert und damit als freiwillig beschrieben oder – wie dies auch Hilti (2013, s.o. in diesem Kapitel, S. 53) mit Gründen spezifischer sozialer Beziehungsgefüge erfasst – als für die Aufrechterhaltung persönlicher Beziehungen notwendige Bedingung begriffen. Beispielhaft für Zweiteres werden pendelnde Kinder benannt, was die Darstellungen dieses Kapitels zu Formen multilokal situierter Familien führt.

Der Stand der insbesondere soziologischen Familienforschung zur Mehrörtigkeit von Familie nimmt sich nach wie vor merklich dünn aus. Der erste Blick fällt zunächst unweigerlich auf Bertram (2002) und sein Konzept der multilokalen Mehrgenerationenfamilie. Wie im Kapitel zur begrifflichen Bestimmung (vgl. Kap. 3, S. 20) bereits diskutiert, wird der vorliegenden Arbeit ein erweitertes Verständnis von Multilokalität zugrundegelegt – das der *residenziellen Multilokalität* mit der zusätzlichen Eingrenzung auf Eltern-Kind-Beziehungen und damit auf zwei Generationen. Ebenso wie bei multilokalen Lebensformen im Allgemeinen kann mit Blick auf Familie entlang der Ausgangsbedingungen resp. Anlässe zwischen erwerbsinduzierter Mehrörtigkeit und der nach Trennung und Scheidung unterschieden werden (vgl. insb. Schier 2009). Im Folgenden wird Zweiteres fokussiert und Formen von Nachtrennungsarrangements werden überblicksartig vorgestellt.

Diese verschiedenen Arrangements lassen sich idealtypisch entlang *zeitlicher Strukturen* und *raumbezogen* ordnen. Letzteres lässt sich anhand des Aufenthaltsorts der Kinder bzw. der Frage, wer den Ortswechsel vornimmt, entfalten. Prinzipiell finden sich hierbei drei in der Literatur bekannte Modelle (vgl. Schier/Hubert 2013, Sünderhauf 2013, Tazi-Preve et al. 2007, Hater 2003):

1. **Residenzmodell:** Dieses von der überwiegenden Mehrzahl der getrennt lebenden Eltern praktizierte Modell sieht den Aufenthalt der Kinder primär im Haushalt eines der beiden Elternteile und damit einen Lebensmittelpunkt und einen hauptsächlich für die Fürsorge zuständigen Elter vor. Es reduziert die Anwesenheiten und Betreuung des anderen Elternteils auf (zumeist eng abgesteckte) Besuchszeiten.
2. **paritätisches Wohnarrangement** („Wechselmodell“): Die Aufenthalte der Kinder in diesem Arrangement werden auf die Wohnstandorte beider Elternteile aufgeteilt und

es ermöglicht ihnen die Teilhabe an den Lebensentwürfen und Wohnpraktiken beider Eltern. Eltern und Kinder erleben wiederkehrend einen gemeinsamen Alltag.

3. **Nestmodell** (im Englischen *bird nesting*): Dem dritten Modell nach pendeln im Gegensatz zum vorher genannten die Eltern regelmäßig abwechselnd in die Wohnung der monokal lebenden Kinder. Dies setzt voraus, dass die Eltern über die Wohnung der Kinder hinaus über weiteren eigenen Wohnraum verfügen bzw. eine weitere Wohnung geteilt wird, in der abwechselnd bei Abwesenheit vom Haushalt der Kinder gelebt wird. Neben einer Reihe sozialer und emotionaler Kompetenzen setzt dies freilich ein entsprechendes verfügbares ökonomisches Kapital voraus.

Ein weiterer Systematisierungsversuch, der sich stärker an der zeitlichen Struktur der gewählten Arrangements orientiert, findet sich bei Smyth (2009) und Smyth/Caruana/Ferro (2004b) vom *Australian Institute of Family Studies*, die sich bereits seit gut zehn Jahren mit den Entwicklungen auseinandersetzen. Deutlich wird, dass multilokale Wohnarrangements in ihrer zeitlich-räumlichen Konfiguration unterschiedlich ausgestaltet sind und nicht auf eine paritätisches Modell reduziert werden können, in dem Kinder zu gleichen Anteilen bei ihren getrennt lebenden Eltern wohnen. Auf Grundlage qualitativer sowie quantitativer Daten differenzieren die AutorenInnen zwischen fünf Formen von Nachtrennungsarrangements, genauer von Mustern von Vater-Kind-Kontakten (ebd.: 22ff.). Dieser Vorschlag einer Typologie soll Ausgangspunkt sein für eine um weitere Vorschläge und Befunde angereicherte Systematisierung von Familienarrangements nach Trennung und Scheidungen. Die Verengung dieser Typologie auf nicht im gleichen Haushalt wohnende Väter ist allerdings durchaus kritikwürdig und könnte im Sinne einer geschlechter-balancierteren Betrachtung überarbeitet werden. Angesichts der empirischen Befunde auch im deutschen Kontext scheint es jedoch nicht wenig plausibel daran festzuhalten, da es nach wie vor in den allermeisten Fällen die Väter sind, die in asymmetrischen Arrangements extern leben. Wenngleich es manchen Vätern gelingt, nach einer Trennung die Beziehung zu ihren Kindern aufrechtzuerhalten, nehmen die Begegnungen zwischen ihnen und ihren Kindern jedoch zumeist ab (vgl. für einen Überblick Walper/Krey 2009: 729).

1. **„standard“ contact** (z.B. jedes zweite Wochenende und die Hälfte der Ferien): ist das wohl am meisten verbreitete und mit recht unterschiedlichen zeitlichen Rhythmen praktizierte Sorgearrangement zwischen Vätern und Kindern. Begrifflich wird es auch als 80/20-Modell bzw. im deutschsprachigen Diskurs gebräuchlicher als **Residenzmodell** gefasst. Viele der Eltern wählen dieses wegen der gesteigerten Praktikabilität der

Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und neuen familiären Verpflichtungen. So beobachtet Ferro (2004: 94) eine Schere zwischen den Präferenzen von nicht-residenziellen Vätern, mehr Zeit mit ihren Kindern zu verbringen, auf der einen Seite, und den durch Arbeitsverpflichtungen und neue Paarbeziehung begrenzten Enaktierungspotenzialen. Auch wird ein solches Modell aus schierer Unkenntnis über Alternativen gewählt, wie der Autor festhält (ebd.). Der Kontakt zwischen Vätern und Kindern im 14-Tage-Rhythmus repräsentiere ferner eine unterhinterfragte soziale Norm und reflektiere die hohe Einschätzung des Werts von Vater-Kind-Kontakten für das Aufwachsen der Kinder, rekonstruieren die AutorenInnen anhand der Aussagen der an den Gruppendiskussionen teilnehmenden Eltern (vgl. Smyth/Caruana/Ferro 2004b: 26). Gleichwohl reproduziere diese Modell traditionelle Geschlechterrollen, die vor der Trennung bereits Anwendung fanden und den Vater in der Rolle des *breadwinners* sahen.

2. **daytime-only contact:** Ein nicht zu vernachlässigender Anteil von nicht im gleichen Haushalt lebenden Trennungsvätern hat lediglich tagsüber Kontakt zu seinen Kindern. Hierbei kann es sich um regulär wiederkehrende Zeiten und Aktivitäten handeln, wie die Kinder zur Schule zu bringen oder abzuholen, nachmittags gemeinsam Schulaufgaben zu lösen oder schlichtweg gemeinsame Abendessen, nach denen die Kinder wieder zurück zum residenziellen Elternteil gebracht werden. Andererseits beinhaltet das Modell mitunter auch unregelmäßige und auf den Tag beschränkte Kontakte (vgl. Maccoby/Mnookin 1992). Der Ort der Zusammenkunft kann sowohl der eigentliche Wohnstandort des Kindes sein, als auch des externen Elternteils oder dritte Lokationen wie Spielplätze usw. Soziodemografisch ist vor allem durch schwache ökonomische Verhältnisse, Mangel an adäquatem Wohnraum und das junge Alter der Kinder gekennzeichnet. Insbesondere das jüngere Alter der Kinder in diesen Arrangements und daran geknüpfte Bedürfnisse und Erfordernisse für eine gelingende Entwicklung der Kinder werden als ein Hauptgrund benannt (vgl. Caruana/Smyth 2004: 71f). Die Unzufriedenheit mit dem einstigen Beziehungspartner/der -partnerin ist neben Gewalterfahrungen der Mütter in der Paarbeziehung und ein daraus gesteigertes Sicherheitsbedürfnis ein bedeutsamer Faktor, der eines solches Arrangement forciert. Auch gibt es Zweifel auf beiden Seiten, dem residenziellen und dem externen Elter, über die Sorgekompetenzen des jeweils anderen. Die Väter in diesen Konstellationen berichten hohe Unzufriedenheitswerte zum Umfang der mit ihren Kindern gemeinsam verbrachten Zeit. Während diese den Grund hierfür auch in den Müttern als restringierende Instanzen sehen,

beklagen dieselben Mütter ein Desinteresse der Väter an einer aktiven Elternschaft (Smyth/Caruana/Ferro 2004b: 25).

3. **holiday-only contact:** Neben dem Mangel an verlässlichen statistischen Befunden ist bisher sehr wenig bekannt über die Ausgestaltung dieser Form des Sorgearrangements. Smyth/Caruana/Ferro (2004b: 24f.) geben auf der Grundlage der Daten des *Household, Income and Labour Dynamics in Australia Surveys* (HILDA) an, dass bis zu gut ein Viertel der nicht im gleichen Haushalt wohnhaften zumeist Väter 500 Kilometer oder weiter entfernt von ihren Kindern leben, und Befunden des *Family Characteristics Survey* nach 18 Prozent der Kinder in diesem Arrangement mit dem betreffenden Elternteil nicht häufiger als „einige Male im Jahr“ kopräsente Zeiten verbringen⁷. Für die Aufrechterhaltung der Elter-Kind-Beziehung in der Zeit der Abwesenheiten kommt modernen Kommunikationsmedien wie Mobiltelefonie, Email, (Video-)Chat und SMS eine gesteigerte Bedeutung zu. Die Realisierung und Verstetigung von Elter-Kind-Beziehungen in solchen Konstellationen wird mit zunehmendem Alter der Kinder erleichtert, wie die AutorenInnen festhalten, da etwa auch größere Raumwiderstände durch die Kinder selbständig überwunden werden können. Die Gründe für die Wahl eines solches Arrangement sind mannigfaltig. Eine Reihe von Studien geben hierzu Auskunft. Neben der räumlichen Distanzierung zum einstigen Beziehungspartner/ zur -partnerin, werden die Rückkehr zur Herkunftsfamilie, eine neue Paarbeziehung und Erwerbs- und Karrieregründe angeführt (für eine Zusammenschau vgl. Smyth/Whitfield 2004: 54)
4. **little or no contact:** Zentrales Bestimmungsmerkmal dieses Modells ist die alleinige bzw. nahezu ausschließliche Betreuung der Kinder durch einen der beiden Elternteile, zumeist die Mutter (vgl. Smyth 2004: 33f.). Zum nicht residenziellen Elternteil besteht kein oder nur sporadisch Kontakt. Ferner bestimmend ist der fortwährende Konflikt der einstigen Beziehungspartner, der einer Kooperation zwischen den Eltern im Sinne der zuvor eingeführten Formen entgegensteht. Das Verhältnis zwischen Vätern und Kindern ist durch eine emotionale und soziale Distanz geprägt. Beide elterlichen Haushalten sind darüber hinaus räumlich häufig weiter voneinander entfernt, als dies bei anderen Arrangements der Fall wäre. Auch in diesem Modell wirkt eine neue Paarbeziehung des externen Elters (oft auch in Verschränkung mit den zuvor genannten Faktoren) als

⁷Die Zahlen sind vor dem Hintergrund des Untersuchungskontext gewichtet zu betrachten. Australien hat mit einer Fläche von knapp 7.5 Millionen km² mehr als das zwanzigfache Deutschlands und nahezu die Größe Flächeneuropas. Die geringe Bevölkerungsdichte und Entfernungen zwischen den urbanen Ballungszentren dürften größere Entfernungen bei Umzügen begünstigen.

Katalysator für einen Abbruch der Vater-Kind-Beziehung. Demographisch betrachtet halten Smyth/Caruana/Ferro (2004b: 23f.) fest, dass Mütter wie Väter dieser Gruppe über eine niedrigere formale Bildung verfügen, ihren Lebensunterhalt aus niedrigeren Einkommen bestreiten und ein hoher Anteil der Väter erwerbslos ist.

5. **free access** oder **flexible time-sharing** (dt. *freie Betreuung*): Wenngleich in der Familienforschung kaum diskutiert, findet es in der Praxis durchaus noch Anwendung, wie Sünderhauf (2013) festhält. Grundlegend für ein solches Arrangement ist der freie und spontane Umgang der Kinder mit ihren Anwesenheitswünschen am jeweils anderen Ort der Eltern. Dies ist freilich insofern voraussetzungsvoll, als die Eltern eine solche Flexibilität mittragen und auch entsprechende Möglichkeiten haben müssen bzw. diese von Dritten – etwa der neuen Partnerin/ dem neuen Partner oder dem Unternehmen – eingeräumt bekommen. Haugen (2010) benennt als entscheidende Voraussetzung für ein solches Arrangement ferner den kooperativen Umgang der Eltern und einstigen Beziehungspartner und damit ein niedriges Konfliktniveau, ebenso wie die geringe räumliche Distanz beider Haushalte zueinander.

Die Übersicht wird durch das Modell *symmetrischer* resp. *asymmetrischer Wohn- und Sorgearrangements* abschließend vervollständigt. Der Blick hierauf soll detaillierter ausfallen, da insbesondere ersteres im Zentrum der vorliegenden Untersuchung steht.

6. **shared residence/care**: Dieses Modell firmiert unter einer Reihe von Terminologien, über die es innerhalb des Fachdiskurses kein einheitliches Verständnis gibt. Auch wird darunter eine Reihe zeitlicher Arrangements subsumiert, was einen Vergleich der vorliegenden (internationalen) Studien erschwert. Mitunter wird nicht klar zwischen der *geteilten Sorge* (joint legal custody [US], shared care, shared parenting [Australien, GB]) auf der einen Seite und dem *geteilten Wohnen* (joint physical custody [US], shared residence oder dual residence [Australien, GB]) auf der anderen unterschieden. Während mit Begriffen wie *shared parenting* bzw. *shared care* zeitunabhängig auf mit der Fürsorge in Verbindung stehende Aspekte wie die Teilnahme an Elternabenden der Schule/des Kindergartens, finanzielle Zuwendungen, Pflege usf. und die affektive Bindung zwischen Eltern und Kindern rekuriert wird, betont der Terminus *shared residence* stärker die paritätische oder annähernd egalitäre Aufteilung der Betreuungszeiten und Anwesenheit der Kinder im jeweiligen Haushalt (vgl. Neal/Flowerdew/Smart 2003)⁸.

⁸Neal/Flowerdew/Smart (2003) betonen in diesem Zusammenhang, dass beide Begrifflichkeiten aus der Per-

Die in der amerikanischen Literatur gebräuchliche Unterscheidung zwischen *joint physical* und *joint legal custody* weist auf einen weiteren wichtigen Aspekt hin. Nicht in jedem Fall muss eine rechtlich gemeinsame elterliche Sorge mit einer entsprechenden Praxis, d.h., der Übernahme der sozialen Rolle des Vaters oder der Mutter im Alltag der Kinder verknüpft sein bzw. eine praktische Rollenübernahme kann auch der rechtlichen Grundlage entbehren.

Die zeitliche Einrichtung des Arrangements fällt mannigfaltig aus. Grundsätzlich ist in der bisherigen Studien von **symmetrischen** und **asymmetrischen Wohn- und Sorgearrangements** die Rede. Das Kontinuum an Möglichkeiten reicht vom auf bestimmte Tage bezogenen, wöchentlichen und 14-tägigen Wechsel bis zu monatsweisen oder gar quartalsweisen Lösungen. Von einem *symmetrischen Sorge- bzw. Wohnarrangement* wird üblicherweise gesprochen, wenn Kinder die gleiche Anzahl bzw. wie Weston et al. (2011) ihren Analysen der *Longitudinal Study of Separated Families* (LLSF) zugrundelegen 48 zu 52 Prozent oder – weiter gefasst – 35 zu 65 Prozent (vgl. u.a. Trinder 2010, und für Norwegen Kitterød/Lyngstadt 2012) der Nächte bei beiden Elternteilen verbringen und damit regelmäßig abwechselnd in beiden Haushalten der Eltern leben. Ein *asymmetrisches Arrangement* folgt davon abweichenden zeitlichen Rhythmen, etwa einer Aufteilung 30 zu 70 Prozent der Nächte, die Kinder bei beiden Elternteilen verbringen. Auch der Fachdiskurs – hier insbesondere die internationale Literatur zur zeitlichen Eingrenzung des Modells – zeigt eine enorme Bandbreite von Angaben, deren eines Ende 25 zu 75 Prozent der bei einem bzw. dem anderen Elternteil verbrachten Zeit markiert und das andere eine strikt hälftige Einteilung (für eine umfassende Übersicht vgl. Sünderhauf 2013: 64f., Bausermann 2002: 93). Die Prozentangaben allein benennen zunächst die Anteile der gemeinsam verbrachten Zeit zwischen jeweiligem Elter und Kindern bzw. an einem der mindestens zwei Orte. Welchem Turnus, d.h. welcher zeitlichen Abfolge die Ortswechsel folgen, kann dabei recht unterschiedlich ausfallen und muss wiederum entlang der Unterscheidung zwischen symmetrischen und asymmetrischen Arrangements ausgeführt werden. Die gefundenen Lösungen reichen dabei von einem wochenweisen Wechsel über einen Rhythmus mit einem Standortwechsel aller zwei resp. drei Tage bis zu einer Aufteilung von drei zu vier Tagen, um nur eine Auswahl zu nennen. Der Vielfalt sind hierbei kaum Grenzen gesetzt (für einen Über-

spektive der Eltern argumentieren. Als eine adäquate Alternative für die Berücksichtigung der Kindersicht empfiehlt sich nach Sicht der Autorinnen der Begriff der *dual residence*, ins Deutsche wohl am besten übersetzt mit *duales Wohnen*.

blick möglicher Varianten vgl. Sünderhauf 2013: 70ff., Smyth/Caruana/Ferro 2004a: 22f).

In jedem der Fälle handelt es sich zweifelsohne um eine logistisch anspruchsvolle Form elterlicher Fürsorge nach Trennung und Scheidung. Grundlegende Bedingungen sind die räumliche Nähe (vgl. auch Kap. 5.4, S. 75), flexible Arbeitsarrangements, ein gewisses Maß an finanzieller Absicherung und ein kooperativer Umgang der einstigen Beziehungspartner, wobei Smyth/Caruana/Ferro (2004b: 23) diesbezüglich zwischen einer aktiven und bewussten Kooperation und einer passiven Form, beispielsweise der Vermeidung einer Denunziation des anderen Elters vor dem Kind, unterscheiden. Die Väter und Mütter eines solchen Arrangements sind tendenziell höher gebildet, verfügen über höhere Einkommen und insbesondere die Väter leben vorzugsweise in keiner neuen Paarbeziehung, wie die AutorenInnen herausstellen (für eine detaillierter Beschreibung soziodemografischer Charakteristika von Eltern und Kindern dieses Arrangements vgl. Kap. 5.4, S. 74).

Die hier vorgestellten zeitlich wie räumlich kategorisierten Modelle werden überblicksartig in der Abbildung 5.2, S. 63, zusammengefasst. Diese grafische Aufstellung bildet sowohl Ortswechsel resp. Kontakte als auch zeitliche Rhythmen ab. Beispielhaft wird ein Jahr, unterteilt in 12 Monate und diese wiederum jeweils in vier Wochen gegliedert, als Referenzzeitraum abgebildet. Während die Horizontale Ortswechsel bzw. Kontakte mit einem oder beiden Elternteilen sowie die überliegende zeitliche Dimension abbildet, repräsentiert die Vertikale der einzelnen Segmente die Zeit in 24 Stunden. Einen Sonderfall stellt die Abbildung des *Nestmodells* dar. Hier besteht die Herausforderung, die räumliche Kontinuität des Kindes – es verbleibt in *seinem* Haushalt – und das abwechselnde Wohnen der beiden zusätzlich extern lebenden Eltern abzubilden. Die beiden in eine dritte Farbe eingeschlossenen Segmente repräsentieren anders als bei den Modellen zuvor nicht den Ortswechsel, sondern den Hinzuzug bzw. räumliche Abwesenheit eines der beiden Eltern in den Wohnstandort des Kindes.

5.3 Verbreitung multilokaler Nachtrennungsfamilien

Wie im vorherigen Kapitel gezeigt wurde, kennt die Literatur keine allgemein akzeptierte Systematisierung von Formen multilokaler Lebensführung vorliegt, jedoch gibt es eine Reihe von Versuchen, mehrörtige Wohnarrangements vorzugsweise entlang ihrer Entstehungsbedingungen zu ordnen (vgl. hierzu die Darstellungen in Kap. 5.2 „Formen multilokalen Wohnens und

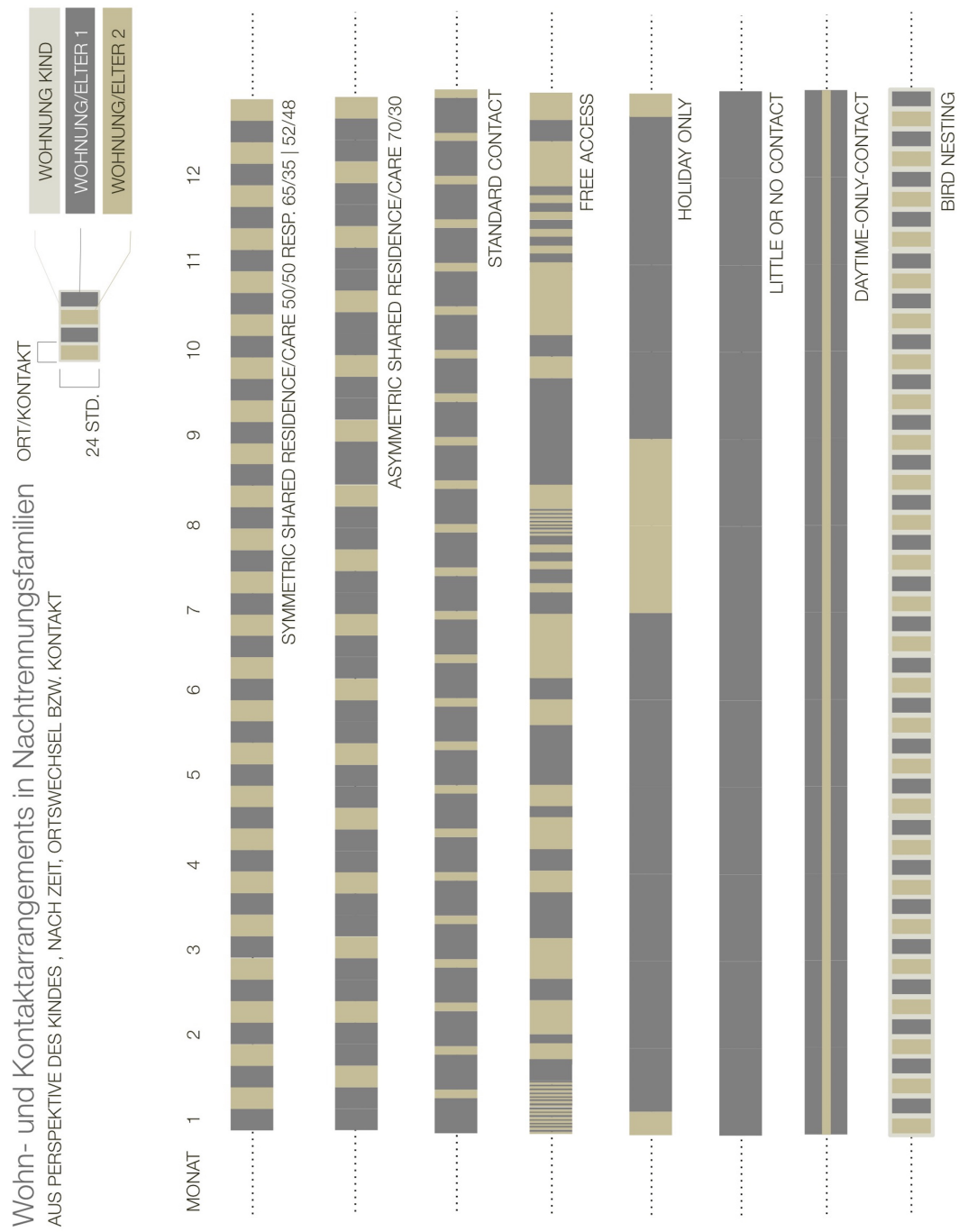


Abbildung 5.2: Wohn- und Sorgearrangements von Nachtrennungsfamilien aus der Perspektive der Kinder (eigene Darstellung)

mehrrätiger Familien nach Trennung und Scheidung“, S. 48ff.). Für die folgende Darstellung wird der groben Unterscheidung zwischen erwerbs-/ausbildungsbedingten, freizeitbedingten Formen und im Zusammenhang mit persönlichen Beziehungen, genauer Eltern-Kind-, Zweier-, Geschwister-, Großeltern-Enkel-Beziehungen usw. stehenden Formen gefolgt (vgl. für einen Überblick Dittrich-Wesbuer et al. 2015). Diese Systematik lässt sich am besten statistisch nachvollziehen. Die verfügbare amtliche Statistik auf Grundlage des Mikrozensus operiert mit Zahlen, die sich auf Lebensformen am Hauptwohnsitz stützen. Formen des Zusammenlebens am Nebenwohnsitz oder in Gemeinschaftsunterkünften wie etwa Wohnheimen werden nicht berücksichtigt. Das heißt auch, dass haushaltsübergreifende Elter-Kind-Beziehungen bzw. die in dieser Studie fokussierten mehrrätigen Wechselarrangements in Familien nach Trennung und Scheidung ebenso wenig Beachtung finden wie Zweierbeziehungen auf Distanz, etwa ‚Living apart together‘ (LAT). Wenngleich die offiziellen Statistiken mit Problemen behaftet sind, stellen sie eine bedeutsame Quelle für die Schätzung der Anteile an multilokal Lebenden dar, wie Dittrich-Wesbuer et al. (2015) betonen. Für Deutschland berichten die AutorenInnen auf Grundlage des Mikrozensus⁹, der die von Seiten des Gesetzgebers getroffene Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenwohnsitz berücksichtigt, einen Anteil von 4,4 Prozent der deutschen Wohnbevölkerung, die 2009 zumindest potenziell mehrrätig leben. Im gleichen Jahr nutzen in Österreich 9,8 Prozent der Bevölkerung mindestens einen eingetragenen zweiten Wohnsitz. Für die Schweiz halten die AutorenInnen einen Anteil von 7,3 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer fest, die 2010 mindestens einen Zweitwohnsitz beanspruchen, und dies vornehmlich für die Freizeitnutzung (72 Prozent), gefolgt von Erwerbs- oder Ausbildungszwecken (11 Prozent) (ebd.). In ihrer etwas detaillierteren Befragung von 5.000 Haushalten in den Regionen Köln/Bonn, östliches Ruhrgebiet und Leipzig/Halle finden Dittrich-Wesbuer/Föbker (2013), dass in 14,2 Prozent aller Haushalte mindestens eine Person mehrrätig lebt. Sie beschreiben die Population der Multilokalen als überwiegend männlich, höher gebildet und vorzugsweise in Großstädten lebend (ebd.: 397f.). Hinsichtlich des Alters schält sich nach Auskunft der Autorinnen kein eindeutiges Bild heraus. So sei zu unterscheiden zwischen ferienbezogenen mehrrätigen Arrangements, die überwiegend

⁹Der Mikrozensus als repräsentative Haushaltsbefragung des Statistischen Bundesamts Deutschlands befragt auf Grundlage einer einstufig geschichteten Flächenstichprobe jährlich ein Prozent der Bevölkerung. Das Frageprogramm umfasst neben demographischen Merkmalen wie Alter, Geschlecht, Staatsangehörigkeit auch Items zum Familien- und Haushaltszusammenhang sowie zu Merkmalen der Haupt- und Nebenwohnung. Für weitere Informationen siehe: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Mikrozensus.html>, Zugriff: 04. März 2014.

von älteren Menschen genutzt werden und denen, die aus Gründen der Aufrechterhaltung eines gemeinsamen Familienlebens von überwiegend Jüngeren bis 30 Jahre (vor allem an den Wochenenden in das elterliche Heim zurückkehrenden Studierenden) in Anspruch genommen werden.

Multilokale Wohnarrangements in Familien sind spätestens mit dem Beitrag von Bertram (2002) im Diskurs der Familienforschung als eine begriffliche Eingrenzung ihres Beobachtungsgegenstands angekommen. Das Konzept der *multilokale Mehrgenerationenfamilien* bricht mit einer bis dato üblichen Bestimmung von Familie über das Haushaltskriterium und damit einer verengten Optik der Familienforschung auf Parsons' *nuclear family* (vgl. Parsons 1965, 1955). Familie endet nicht an der Haustüre und damit mit dem Auszug der Kinder aus dem elterlichen Haushalt. Vielmehr lassen sich weitreichende raumübergreifende solidarische Beziehungen zwischen Familienmitgliedern beobachten. Eine vorschnelle Gleichsetzung von Familie und Haushalt verstellt den Blick für eine gegenwartsbezogene begriffliche Eingrenzung ebenso wie für eine empirische Beschreibung verschiedener Familienformen (vgl. Lenz 2005, 2003). Es ist daher mittlerweile Konsens innerhalb der Familienforschung, dass sich eine definitorische Bestimmung von Familie nicht auf das Haushaltskriterium stützen kann. Anders sieht es jedoch in der Quantifizierung familialer Lebensformen und damit auch deren distributiver Vielfalt aus. Weitgehend Konsens innerhalb der Familienforschung herrscht über die Konstatierung einer „Pluralisierung“, worunter die Wandlungstendenzen innerhalb der multidisziplinär angelegten Familienforschung über die Deutung privater Lebensformen, persönlicher Beziehungen und im Engeren der Familie gefasst werden. Empirische Befunde zum Wandel der Familie können belegen, dass das Modell der monokal situierten bürgerlichen Kernfamilie seine Monopolstellung im Gefüge privater Lebensformen einbüßt und auch mehrörtig verankerter Alternativen an Bedeutung gewinnt. Wagner et al. (2001) erörtern diese vor dem Hintergrund einer Reihe theoretischer Erklärungsmuster – etwa der De-Institutionalisierung, Individualisierung und dem Wertewandel mit Blick auf die strukturelle und distributive Vielfalt privater Lebensformen im Lebensverlauf. Kriterien für die Beschreibung dieser Pluralisierung sind neben der Berücksichtigung verschiedenster Formen von Paarbeziehungen und gegebenenfalls deren Elternschaftsstatus auch Haushaltsformen, soziale Netzwerkbeziehungen und räumliche Mobilität. Obwohl sie zentrale Einflussgrößen auf die alltägliche Lebensführung von Familien sowie Paar- und Familienzeiten darstellen, fanden Letztere bisher kaum Berücksichtigung (vgl. Lück/Schneider 2010, Feldhaus/Schlegel 2009). Die amtlichen Statistiken verzichten wie bereits angedeutet darauf, raumübergreifende Fami-

lienarrangements oder Zweierbeziehungen zu berücksichtigen. Deren mannigfaltige Ausprägungen sind zudem in einer Vielzahl von Gründen und Motiven begründet, die nicht immer auf eine freiwillige Wahl schließen lassen. Neben erwerbsbedingter Mobilität und Multilokalität (vgl. Schneider/Collet 2010, Schneider/Gerado 2008) kennt die sich auf Statistiken beziehende Literatur lebenslaufbedingte, kulturell/Zeitgeist beförderte Mehrörtigkeiten von Wohnarrangements und das Phänomen raumübergreifender persönlicher Beziehungen. Damit ist gleichsam eine Differenzierung zwischen einerseits erwerbsbedingter Multilokalität von Vätern und/oder Müttern und andererseits Multilokalität infolge von Trennung und Scheidung angedeutet. Während erwerbsbedingte Mobilität – verstanden als „ongoing recurring mobility (...) includ[ing] daily long-distance commuting, frequent overnight travel, and living in a long-distance relationship, due to job-related reasons“ (Lück 2010: 224) – im Zusammenhang mit Familie(-gründung) bereits diskutiert wird und hierfür Zahlen vorliegen – etwa auf Grundlage des europäisch vergleichenden Forschungsprojekts *Job Mobility and Family Lives in Europe* (JobMob) (vgl. Schneider/Collet 2010) – trifft dies auf *erwerbsbedingte residenzielle Multilokalität* in Familien ebenso nur bedingt zu wie für die durch Trennung und Scheidung bedingte Mehrörtigkeit familialer Lebensführung. Für Letzteres lohnt zunächst ein Blick in die Scheidungsforschung. Anhaltspunkte liefern unter anderem Daten des Statistischen Amtes der Europäischen Union, kurz EUROSTAT. So ist zu vermuten, dass Trennung und Scheidung von Elternpaaren neuere Lösungen der Fürsorge von Kindern befördern. Die rohe Scheidungsziffer als die Zahl der Ehescheidungen bezogen auf 1.000 bzw. 10.000 Einwohner eines Landes pro Jahr zeigt im europäischen Vergleich einen deutlichen Trend (vgl. Abb. 5.3, S. 67): Die Daten von EUROSTAT zeigen für EU-28-Staaten seit 1960 einen Anstieg. Deutschland weist hierzu gar überdurchschnittliche Zahlen auf. Die rohe Ehescheidungsziffer belief sich im Jahr 2014 auf einen Wert von knapp 2,1 Ehescheidungen je 1.000 Einwohner und hält sich damit auf etwa dem Niveau des vorherigen Messzeitpunktes.

Die ansteigenden Scheidungszahlen sind auch in einem Wandel der Geschlechterrollen und Werte begründet. Im Zuge der erhöhten Erwerbsbeteiligung von Frauen sind diese ökonomisch unabhängiger von ihren Partnern. Daraus folgen höhere Ansprüche an die Qualität der Paarbeziehung. Die veränderten sozialen Normen auf diskursiver Ebene befördern zudem Trennung und Scheidung insofern, als es legitim ist, eine unbefriedigende Beziehung aufzulösen, anstatt unter allen Umständen zusammen zu bleiben. Wenngleich Anfang der 2000er Jahre leicht rückläufig, können auch die insgesamt konstant hohen Zahlen der von Eheaufösungen betroffenen Kinder in Deutschland die Virulenz des Themas Nachtrennungs-

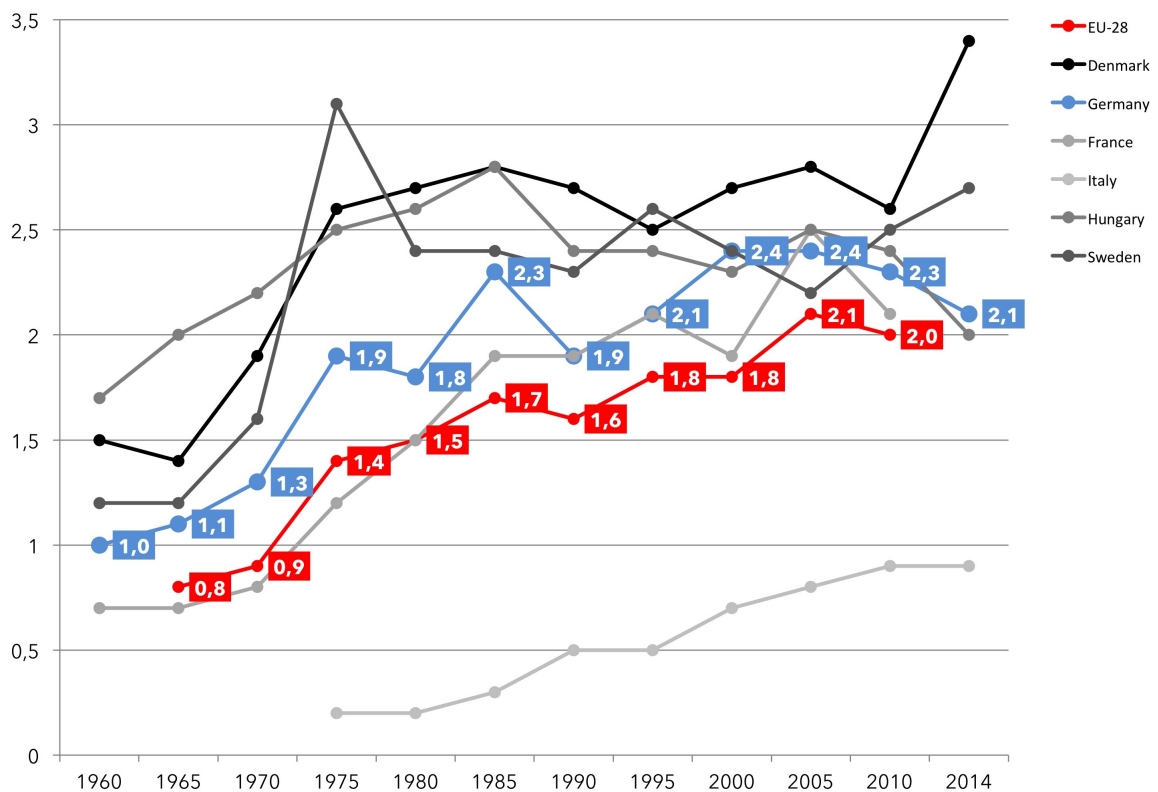


Abbildung 5.3: Rohe Scheidungsziffer (für ausgewählte Staaten der EU 1960-2014, pro 1.000 Einwohner, Daten: EUROSTAT 2016, eigene Darstellung)

familien veranschaulichen (vgl. Abb. 5.4, S. 68). So waren im Jahr 2014 insgesamt 134.803 minderjährige Kinder von den (amtlich erfassten) Ehescheidungen ihrer Eltern betroffen. Im Vergleich hierzu weist die Statistik der rechtskräftigen Beschlüsse in Eheauflösungssachen des Statistischen Bundesamt für das Jahr 1991 knapp 118.000 Mädchen und Jungen aus. Mit Blick auf die infrastrukturellen Gegebenheiten lässt sich zugleich ein Zuwachs etwa von der Deutschen Bahn oder Airlines an Begleitangeboten für pendelnde Kinder beobachten.

Wenngleich einige Studien auf der Ebene praktisch-alltäglicher Lebensführung eine Zählebigkeit klassisch geschlechter-konnotierter Arbeitsteilung im Haushalt beobachten, liefern andere (mitunter aber auch dieselben) Untersuchungen Indizien für eine diskursive Aufweichung



Abbildung 5.4: Gesamtzahlen der von Ehescheidungen betroffenen Kinder in Deutschland 1990-2014 in absoluten Zahlen (Daten: Statistisches Bundesamt, Statistik der rechtskräftigen Beschlüsse in Eheauflösssachen, 2015, eigene Darstellung)

dieser Modi ebenso wie Veränderungstendenzen auf der Ebene der Einstellung von (einigen) Vätern hin zu einer Intensivierung der Sorge und gemeinsam mit Kindern verbrachte Zeit (vgl. u.a. Craig/Powell/Smyh 2014, Koppetsch 2013, Schulz/Blossfeld 2012, Meuser 2011, Jurzyk/Lange 2009, Tazi-Preve 2007, Koppetsch/Burkart 1997). So sehen Väter ihre Rolle nicht mehr lediglich als *breadwinner* – diese Rolle teilen sie mittlerweile oftmals mit ihren Partnerinnen in sogenannten *dual-earner* oder *dual-career couples*. Wenngleich die Ernährerrolle des Vaters nicht an Relevanz eingebüßt hat, verzeichnet die Erwerbsbeteiligung von Frauen resp. Müttern einen nicht zu vernachlässigenden Anstieg (vgl. Keller/Haustein 2012)¹⁰, der ihrerseits – so lässt sich vermuten – bereits in der Paarbeziehung eine stär-

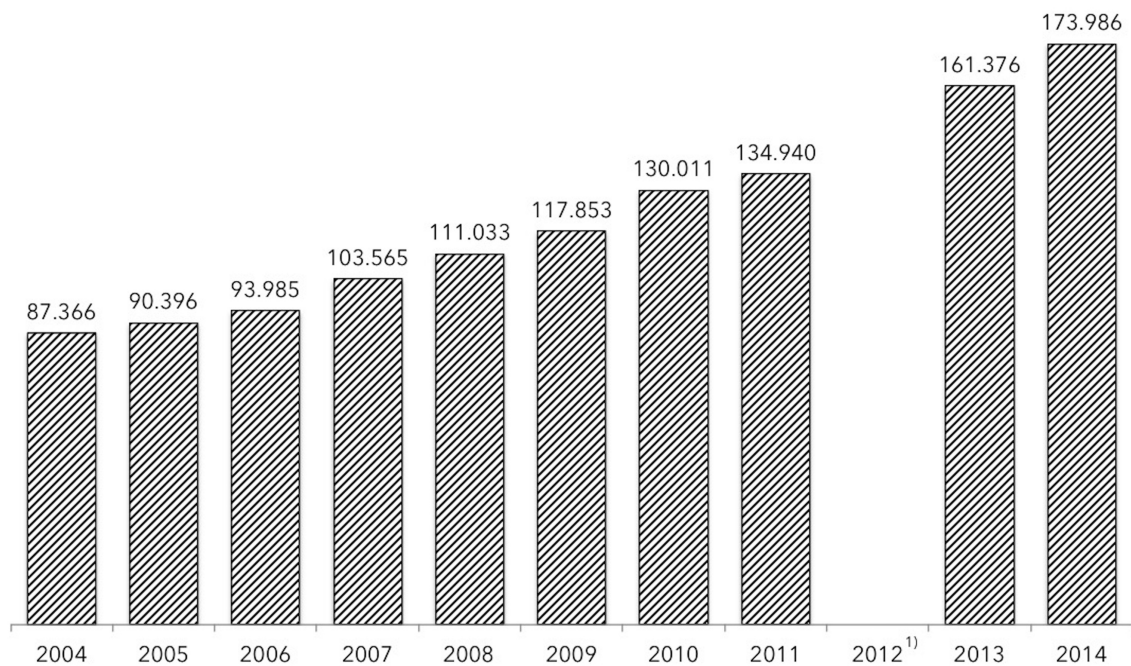
¹⁰Die Beobachtung erhöhter Berufstätigkeit von Frauen darf allerdings nicht den Blick darauf verstellen, dass diesbezüglich zwischen Müttern und Vätern nach wie vor ein erhebliches Unverhältnis besteht. Abgesehen von Unterschieden im Vergleich zwischen alten und neuen Bundesländern – der Anteil erwerbstätiger Mütter in den ostdeutschen Bundesländern fällt mit 63 Prozent zu 59 Prozent der westdeutschen Frauen

ker geteilte Sorge um das gemeinsame Kind/die gemeinsamen Kinder zumindest forciert. Dies wiederum könnte Forderungen getrennt lebender oder geschiedener Männer nach einer aktiven Vaterschaft Vorschub leisten und Eltern motivieren, neue Normen und Formen für Elternschaft nach Trennung und Scheidung auszubilden. Das Kindschaftsrechtsreformgesetz (KindRG vom 16. Dezember 1997) in der Bundesrepublik Deutschland sieht ferner die Möglichkeit des gemeinsamen Sorgerechtes für ein minderjähriges Kind nunmehr auch durch Eltern in nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften (NEL) vor (vgl. § 1626 BGB ‚Elterliche Sorge, Grundsätze‘). Das Prinzip der gemeinsamen elterlichen Verantwortung als soziale Norm trägt auch nach der Trennung und befördert, wie Schier/Hubert (2015) herausstellen, multilokale Familienarrangements. Das gemeinsame Sorgerecht nach der Scheidung gilt mittlerweile als Normalfall. Schier et al. (2011) geben auf Grundlage des 2009 durchgeführten DJI-Surveys *Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten* kurz, AID:A¹¹, an, dass ein Anteil von 60 Prozent der Eltern nach der Trennung oder Scheidung das Sorgerecht gemeinsam wahrnimmt, in 37 Prozent der Fälle liegt es alleinig bei den Müttern und bei den verbleibenden Fällen hat es der Vater oder eine dritte Person inne. Die rechtlichen Rahmenbedingungen begünstigen diese Entwicklung. Nichtverheiratete Eltern können ein gemeinsames Sorgerecht beantragen. Wenngleich die Zahlen zu den Sorgeerklärungen nicht unproblematisch sind – unter anderem werden hier einseitige Sorgeerklärung ebenso erfasst wie doppelte einseitige Einreichung – können die steigenden Zahlen dennoch dahingehend interpretiert werden, dass sich die elterliche Bestimmung der Aufenthalte des Kindes als Teil der elterlichen Verantwortung und Selbstverwaltung des Nachtrennungsarrangements auch nichtverheirateter Paare als gelebte Normalität etabliert (vgl. Abb. 5.5, S. 70).

Nimmt man diese Zahlen im Zusammenhang mit den statistisch nicht erfassten Trennung von NEL ernst, müsste dies zusammen mit den Scheidungsziffern betrachtet auf eine steigende Anzahl von Familienarrangements verweisen, in denen Kinder und deren geschiedene oder getrennte Eltern versuchen, die sozialen Beziehungen aufrechtzuerhalten. Das in Spezialdis-

höher aus – sind rund sechs von zehn Müttern und mehr als acht von zehn Vätern mit mindestens einem im Haushalt lebenden ledigen minderjährigen Kind aktiv erwerbstätig (vgl. Keller/Haustein 2012). Den Angaben der Autoren zufolge tut sich eine noch größere Kluft zwischen beiden Elternteilen auf, nimmt man den zeitlichen Umfang der Erwerbstätigkeit in den Blick – Teilzeitarbeit ist unter Müttern deutlich häufiger verbreitet als bei Vätern (ebd.: 34).

¹¹Die erste Erhebungswelle aus 2009 umfasste 25.337 Haushalte mit jeweils einer Zielperson im Alter bis zu 55 Jahren. Die Befragung wurde qua computergestützten Telefoninterviews (CATI) realisiert. Personen ab einem Alter von neun Jahren wurden selbst befragt, für Jüngere lieferte eine Bezugsperson Informationen. Zusätzlich zu allen selbst befragten Minderjährigen wurde eine weitere Auskunftsperson befragt. Für detaillierte Informationen siehe auch: <http://www.dji.de/index.php?id=42812>, Zugriff: 04. März 2014.



¹⁾ Aufgrund fehlender Rechtsgrundlage durften für das Berichtsjahr 2012 keine Daten zu den Sorgereklärungen erhoben werden. (Statistisches Bundesamt (2014): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden.)

Abbildung 5.5: abgegebene Sorgereklärungen in Deutschland 2004-2014 in absoluten Zahlen (Daten: Statistisches Bundesamt, Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe, eigene Darstellung)

kursen wie der Rechtsprechung oder der Familienforschung in Anschlag gebrachte zentrale Argumentationsmuster des *Kindswohls* dürfte sich zudem in den Alltagspraktiken der Eltern niederschlagen und forciert eine Reihe familialer Lebensarrangements, die im Sinne des Kindes die persönliche Beziehung des Kindes zum Vater und zur Mutter gleichermaßen aufrecht erhalten. Die AID:A-Daten von 2009 deuten auf derlei Umgangsregelungen hin, etwa wenn der Blick auf Kontakthäufigkeiten zwischen getrennt lebenden Eltern und Kindern gerichtet wird (vgl. Hubert/Schier 2015). Die Befunde von Schier (2013: 191) können ferner zeigen, dass in 15,6 Prozent der Familien nach der Auflösung der Paarbeziehung nur ein leiblicher Elternteil zusammen mit dem Kind/den Kindern zusammen wohnt (vgl. Abb. 5.6, S. 71). Die Autorin hält fest, dass damit mindestens 12,5 Prozent der minderjährigen Mädchen und Jungen inzwischen getrennt lebende Eltern haben und ca. 61 Prozent von diesen mehrörtig, d.h. regelmäßig in den beiden Haushalten der Mutter und des Vaters, leben.

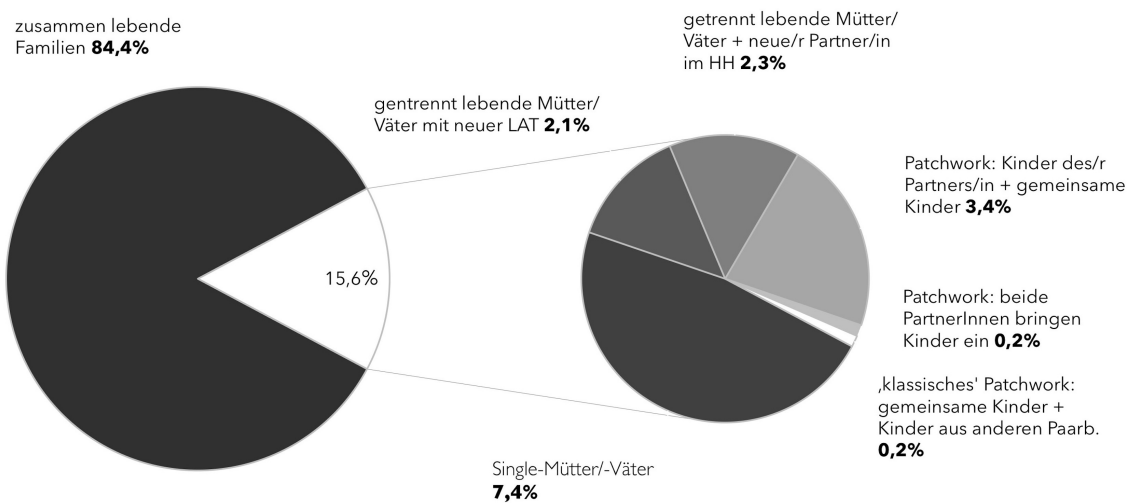


Abbildung 5.6: Die sechs häufigsten Formen von Nachtrennungsfamilien, Daten: AID:A – DJI-Survey 2009: 0- bis 17-Jährige, Daten gewichtet, n = 12.412, Quelle: Schier 2013

Lenz/Schlinzig (2012) errechnen mit Daten der Dritten Dresdner Kinderstudie aus dem Jahr 2010 einen recht hohen Anteil von knapp 20 Prozent der Dresdner Jungen und Mädchen, die angaben, regelmäßig mehrörtig zu wohnen (vgl. Abb. 5.7, S. 72)¹².

Die bisher für eine Quantifizierung der Anteile multilokaler Familienarrangements nach Trennung und Scheidung in Deutschland nur spärlich vorliegenden Anhaltspunkte werden im Wesentlichen durch Befunde der internationalen Forschung insbesondere aus den USA und Australien ergänzt. Der Blick auf andere Länder lohnt und kann zeigen, dass das zeitlich

¹²Ob es sich bei dem gelebten raum-zeitlichen Wohnarrangement um ein symmetrisches oder asymmetrisches Wechselmodell handelt, wurde aus Platzgründen nicht separat erfragt. Die Abfrage danach, mit wem das befragte Kind zusammenlebt, liefert jedoch erste Anhaltspunkte hierzu. Wurden beide Elternteile angekreuzt, gingen die Autoren von einem zeitlich paritätischen Modell aus. Andernfalls wurde das Arrangement als ein Residenzmodell gewertet, bei dem die/der Befragte im Wesentlichen bei der Mutter oder dem Vater lebt. Befragt wurden Schülerinnen und Schüler der 7. bis 9. Klassen allgemeinbildender Schulen in Dresden. Der genaue Wortlaut des Items zur Erfassung mehrörtiger Wohnarrangements lautete: *Wie viele Familien hast Du eigentlich? Manchmal wohnen die Eltern nicht zusammen. Dann kann es vorkommen, dass man als Kind abwechselnd mal beim Vater, mal bei der Mutter wohnt. Damit sind nicht nur Besuche gemeint, sondern regelmäßige Aufenthalte beim anderen Elternteil über mehrere Nächte. Das ist dann eigentlich wie zwei Familien. Bitte sage uns, wie das bei Dir ist.* Ausprägungen: (1) *Ich habe eine Familie.* (2) *Eigentlich habe ich mehr als eine Familie.* (vgl. Lenz/Schlinzig 2012).

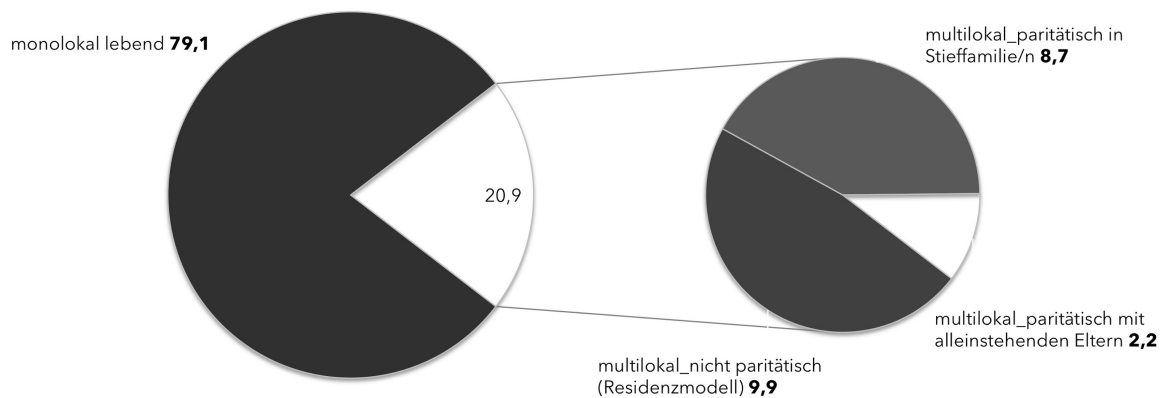


Abbildung 5.7: Multilokalität Dresdner Kinder und Jugendlicher (Daten: Dritte Dresdner Kinderstudie 2010, Kinder und Jugendliche der 7.-9. Klasse, n = 665, Quelle: Lenz/Schlinzig 2012)

paritätische Wechselmodell, in dem Kinder zeitlich gleich bei Mutter und Vater leben, eine nach wie vor eher unkonventionelle Lösung zu sein scheint, ungeachtet dessen aber wachsenden Zuspruch erfährt. Die Daten des *Australian Institute of Family Studies* weisen in einer Studie zur Zusammensetzung von Familienhaushalten auf Grundlage des nationalen Zensus steigende Werte aus. Waren es 1997 noch lediglich 0.2 bis 0.9 Prozent aller Kinder, die in sogenannten *equal care-time arrangements*¹³ lebten, waren es 2006/2007 bereits 4 Prozent (vgl. Qu/Weston 2013). Nach Auskunft der Autorinnen ist es hauptsächlich die Altersgruppe der 5-11-Jährigen, die in einem solchen Arrangement leben (11-12 Prozent), während Jugendliche im Alter von 15 bis 17 Jahren lediglich zu 6 Prozent und Kinder unter 3 Jahren nur noch zu 2 Prozent regelmäßig abwechselnd und zeitlich gleichermaßen bei den getrennt lebenden Eltern wohnen. Nimmt man die Gesamtheit der Familien nach Trennung

¹³Von *equal care-time arrangements* wird gesprochen, wenn Kinder 48-52 Prozent der Nächte jeweils im Haushalt des Vaters und der Mutter verbringen (vgl. Qu/Weston 2013: 11). Neben dem Referenzzeitrahmen der mit den Eltern verbrachten *Tage* oder *gar Stunden*, stützen sich die AutorenInnen in ihrer Bestimmung auf die Anzahl der *Übernachtungen*, was insofern Sinn hat, als die verbrachten Tageszeiten zum einen in recht unterschiedlicher Intensität mit den Eltern verbracht werden und die Kinder zum anderen in andere Einrichtungen wie Schulen, Vereine usf. eingebunden sind. Auch lassen sich qualitative Unterschiede zwischen der Fürsorge tagsüber und am Abend bzw. morgens ausfindig machen. So vermuten Caruana/Smyth (2004: 69), dass die gemeinsame Zeit am Tag stärker begrenzt ist und zudem strukturierter ist. Für weitere Erläuterungen zu Formen von Nachtrennungsarrangements im Allgemeinen und zeitlichen Taktungen von *Shared-Residence/Care-Arrangements* siehe Kap. 5.2, S. 48.

und Scheidung als Referenzgröße, fallen die Zahlen freilich höher aus. Der Anteil von Mädchen und Jungen in *shared care arrangements* (35-65 Prozent der Nächte werden mit jedem Elter verbracht) an allen Australischen Kindern in Nachtrennungsfamilien betrug 2008 16 Prozent. Sieben Prozent lebten in *equal care-time arrangements* (48-52 Prozent der Nächte werden bei beiden getrennt lebenden Müttern und Vätern zugebracht) (vgl. Weston et al. 2011). De Maio (2012) weist für 2012 bereits 22 Prozent für *shared care* und 9.2 Prozent für *equal care-time arrangements* aus. Studien aus Großbritannien schätzen den Anteil von Kindern, die wenigstens drei Nächte pro Woche bei jeweils einem der beiden Elternteile schlafen bzw. alles in allem etwa je die Hälfte des Jahres bei Mutter und Vater leben, auf 6 bis 12 Prozent (vgl. Fehlberg 2011: 3, Peacey/Hunt 2008: 19). In Norwegen lebten 2004 10 bis 11 Prozent der unter 18-jährigen Kinder in einem solchen Arrangement und damit 6 Prozent mehr als noch im Jahr 1996 (vgl. Kitterød/Lyngstad 2012, Skjoerten/Barlindhaug 2007: 376). Gut ein Drittel der Kinder in Schweden lebt nach Trennung und Scheidung der Eltern in einem paritätischen Wohnarrangement bei Mutter und Vater (vgl. Bergström 2012: 71f.). Geschätzte weitere 10 Prozent der Kinder leben in einem Primärhaushalt mit einem der leiblichen Eltern zusammen, verbringen jedoch mindestens 30 Prozent ihrer Zeit mit dem nicht-residenziellen Elternteil (vgl. Berman 2015: 124). Für Wisconsin/USA schätzen Melli/Brown (2008: 240), dass 32 Prozent der Familien mit geschiedenen PartnernInnen ein *shared-placement*-Arrangement praktizieren, wobei hier eine Aufteilung der Zeit mit den Eltern von mindestens 30 zu 70 Prozent zugrunde gelegt wird. Für Arizona/USA liegen die Schätzungen der Anteile für 30:70-Arrangements bei 22 Prozent und die engere Fassung des *equal shared care* bei fünf Prozent (vgl. Venohr/Griffith 2003)¹⁴. Einen *internationalen Vergleich* zur Verbreitung unterschiedlicher Familienarrangements legen Bjarnason/Arnarsson (2011) vor. Die Daten stammen aus Befragungen von insgesamt knapp 200.000 SchülerInnen aus 36 Ländern Europas, Nordamerikas und in Israel in den Jahren 2005/2006. Die Autoren der Studie kommen zu dem Schluss, dass im Vergleich der Länder durchschnittlich 1 Prozent der befragten Kinder im Alter von 11 bis 15 Jahren gleichermaßen im Haushalt der Mutter und des Vaters leben (ebd.: 876). In 29 der 36 Länder, die an der Befragung teilnahmen, lag der Anteil dieses Arrangements unter einem Prozent. Schweden zeigt mit 4 Prozent den höchsten Anteil. In Rechnung gestellt werden muss hierbei allerdings, dass

¹⁴Inwiefern die beiden Staaten Wisconsin und Arizona repräsentativ für die USA sind, lässt sich schwer abschätzen. Politisch kann Wisconsin als ausgewogen charakterisiert werden. Die Demokratische Partei entschied die Präsidentschaftswahlen 2012 und 2008 mit deutlichem Vorsprung und 2004/2000 knapp für sich. In Arizona erzielten in den letzten Jahren stets die republikanischen Präsidentschaftskandidaten deutliche Erfolge, was auf eine konservativere Haltung der Mehrheitsbevölkerung schließen lässt.

im Gegensatz zu anderen Untersuchungen, *joint physical custody* als eine paritätischen Verteilung der Aufenthaltszeiten auf beide elterliche Haushalte, d.h. 50/50, operationalisiert wurde. Davon abweichende Lösungen wurden als Primärhaushalte ausgewiesen. So lässt sich vermuten, dass dieser Anteil mit einer Berücksichtigung von *shared care*- resp. *shared residence*-Arrangements mit einer Aufteilung von mindesten 30 zu 70 Prozent der Aufenthalte bei Vätern und Müttern weitaus höher ausfallen dürfte¹⁵.

In der Zusammenschau der verfügbaren Studien wird deutlich, dass eine ländervergleichende Betrachtung eine Reihe von Grenzen und Problemen offenkundig werden lässt. So variieren die Befunde mit Blick auf die hinter den unterschiedlichen Konzepten paritätischer Wohnarrangements liegenden Verständnisse und die fokussierten Altersgruppen. Dennoch lässt sich aus den hier cursorisch eingeführten empirischen Untersuchungen eine Tendenz ablesen. Es zeichnet sich ein mehr oder minder deutlich ausfallender Trend zu einer Zunahme geteilter Sorge- und Aufenthaltslösungen nach Trennung und Scheidung ab, sodass die hier untersuchten Familien in der Tat „Pionierarbeit“ leisten.

5.4 Charakteristika von Akteurinnen und Akteure in *shared care-Arrangements*

Bisher wurde eine Reihe verfügbarer statistischer Befunde zur Verbreitung multilokaler Familienarrangements nach Trennung und Scheidung referiert. Im Folgenden sollen im Allgemeinen Nachtrennungsfamilien mit mehrörtiger Lebensführung und *shared-care-arrangements* im Speziellen mit Blick auf soziodemografische Charakteristika der Arrangements der beteiligten Akteurinnen und Akteure sowie deren zeitlich-räumliche Rhythmen näher beleuchtet werden. Hierüber soll das *Profil* dieser Personengruppe mit Blick auf das Sample der vorliegenden Untersuchung geschärft werden. Zusammenfassend lässt sich vorab festhalten, dass diese Arrangements zuvorderst zu finden sind unter Eltern mit höheren Einkommen, höherer formaler Bildung, wenn die einstigen Partner eher verheiratet waren als in einer nichtehelichen Partnerschaft lebend, die Haushalte räumlich nahe beieinander liegen und Mütter wie

¹⁵Die beiden Autoren der Studie, Bjarnason/Arnarsson (2011: 875), fragten danach, ob die interviewten Jungen und Mädchen ein weiteres Zuhause oder eine weitere Familie haben und wie häufig sie dort übernachten, mit den Ausprägungen *half the time, regularly but less than half the time, sometimes, hardly ever*. Befragte, die jeweils die Hälfte ihrer Zeit im Haushalt der Mutter und in dem des Vaters verbringen, wurden als in einem *joint physical custody*-Arrangement lebend klassifiziert.

Väter in keiner neuen Partnerschaft leben. Dieses recht idealtypisch verknäppte Bild soll im Folgenden durch eine differenziertere Betrachtung ergänzt werden.

Räumliche Entfernung zwischen den Wohnstandorten und Kontakthäufigkeiten

Die bereits eingeführten Ergebnisse können einen Zusammenhang zwischen räumlicher Entfernung der getrennt lebenden Eltern und der Häufigkeit von Kontakten zwischen Eltern und Kindern belegen (vgl. exemplarisch für Australien: Smyth/Caruana/Ferro 2004a, für die USA: Kelly 2007: 42f.). Mehr als drei Viertel der Eltern in *shared-care-arrangements* leben weniger als 20 Kilometer vom anderen Elternteil des Kindes entfernt (vgl. Cashmore et al. 2010: 22)¹⁶ bzw. innerhalb eines Fahrtweges von 30 Minuten (vgl. Trinder 2010: 481), de Maio et al. (2012) kommen gar auf einen Anteil von 60 Prozent der Väter und Mütter in diesen Familien, die weniger als 10 Kilometer resp. 15 Minuten entfernt vom jeweils anderen Elternteil wohnen. Die räumliche Nähe zwischen den Wohnstandorten der Eltern nimmt ab, blickt man auf die Kinder, die hauptsächlich bei der Mutter leben bzw. die Distanz fällt hierzu bedeutend höher aus bei Mädchen und Jungen, die den nicht residenziellen Elternteil gar nicht sehen (ebd.: 15). Norwegische Daten liefern Anhaltspunkte dafür, dass knapp die Hälfte der Kinder den Haushalt des anderen Elters zu Fuß erreichen können (vgl. Kitterød/Lyngstad 2012, Haugen 2010) und entsprechend häufiger Zeit mit dem jeweils anderen Elternteil verbringen, als dies der Fall für Kinder ist, deren Mutter das alleinige Sorgerecht hat (vgl. Jensen 2009). Für Deutschland können die Ergebnisse auf Grundlage der DJI-Survey-Daten AID:A aus dem Jahr 2009 zeigen, dass knapp jedes zweite Kind zwischen 15 Minuten und einer Stunde Fahrtzeit benötigen, um von einem zum anderen Wohnort zu gelangen (vgl. Schier/Hubert 2015, Schier et al. 2011). Die Befunde zeigen ferner, dass hingegen jedes fünfte Kind lediglich höchstens 15 Minuten Gehminuten auf sich nehmen muss, um seine Mutter/seinen Vater zu sehen. Etwas mehr (23 Prozent) benötigen jedoch mindestens eine Stunde Fahrtzeit, um zum anderen Elternteil zu gelangen. In einer Vielzahl der Fälle fällt die nahe Standortwahl der Väter mit höheren Anteilen gemeinsam verbrachter Zeit mit ihren Kindern zusammen, wie

¹⁶Bei der Interpretation dieses hoch ausfallenden Anteils muss die zugrundeliegende Definition von *shared care-arrangements* dieses Reports in Rechnung gestellt werden. Hier wurden bereits Kontakte von 29 bis 71 Prozent resp. zwei Nächte in der Woche unter diesem Arrangement zusammengefasst. In der Beschreibung der Formen von Nachtrennungsfamilien weiter oben (Kap. 5.2.3, S. 56) wurde dieses als *asymmetric shared care/residence* eingeführt.

die Autorinnen weiterhin festhalten. Die Kontakthäufigkeit¹⁷ nimmt mit der Zunahme der Wohnentfernung zwischen den beiden elterlichen Haushalten deutlich ab (vgl. Schier/Hubert 2015: 16). Diese Befunde decken sich mit den Ergebnissen einer Studie von Smith (2006) zu Kindern in Stiefvaterfamilien. Der Kontakt der leiblichen nicht-residenziellen Väter zu ihren Kindern fiel entschieden häufiger aus, wenn diese in der unmittelbaren Nachbarschaft lebten (ebd.: 31).

Soziodemografie

Belastbare Daten und mit dennoch recht unterschiedlichen Befunden zur Soziodemografie von Kindern und Eltern in Nachtrennungsfamilien liefern Studien aus den USA, Australien und Norwegen. Mit Blick auf den formalen **Bildungsabschluss** der Eltern in *shared-custody arrangements* berichten Melli/Brown (2008: 237) für die USA eine höhere Bildung, zumindest für die Väter. Für Mütter wurden im Vergleich zu Alleinerziehenden keine maßgeblichen Unterschiede festgestellt. Forschungen für den Norwegischen und Schwedischen Kontext belegen eine im Durchschnitt höhere Bildung dieser Elterngruppe (vgl. Berman 2015, Kitterød/Lyngstad 2012, Haugen 2010, Jensen 2009). Gleichsam halten Kitterød/Lyngstad (2012: 140) fest, dass es hier zuvorderst die Mütter sind, die höher gebildet sind, während das Bildungsniveau der Väter nicht maßgeblich zu sein scheint. Smyth/Qu/Weston (2004: 116f.) halten ebenso insbesondere für Frauen eine höhere formale Bildung in geteilten Sorgearrangements fest als dies für andere Formen von Nachtrennungsarrangements der Fall wäre. Knapp jede zweite Mutter verfügt hier über einen Universitätsabschluss, während dies bei den Vätern nur für gut jeden fünften zutrifft, jedoch im Vergleich zu anderen Kontaktformen wie dem *Residenzmodell* oder dem *day-only-contact* gut sechs Prozent mehr Väter eine höhere Bildung genossen haben. Vergleichbare Ergebnisse berichten Hubert/Schier (2015) für Deutschland: Mütter und Väter in multilokalen Nachtrennungsfamilien verfügen über eine höhere formale Bildung.

¹⁷Festzuhalten ist, dass mit *Kontakt* bei den hier referierten Befunden von *Schier und Kolleginnen* die unmittelbare physische Kopräsenz von Kindern und Eltern erfasst wird. Aus der *Netzwerkforschung* (vgl. Holstein 2006), den *Forschungen zur transnationalen/translokalen Räumen* (vgl. Greschke 2012, Dahinden 2010, Pries 2008, Faist 2004), den *mobilities studies* (vgl. Scheller 2011, Büscher/Urry 2009) oder auch den *Forschungen zur residenziellen Multilokalität* (vgl. Schier/Schlinzig/Montanari 2014) ist jedoch auch bekannt, dass neue Informations- und Transporttechnologien temporär oder dauerhaft nicht anwesende multilokale Akteurinnen und Akteure über räumliche Distanzen hinweg kommunikativ und interaktiv verbinden. Dies lässt sich auch bei multilokal situierten Familien beobachten wie Schier/Hubert (2015) ebenfalls andeuten.

Für Väter wie Mütter in diesen Familien, so berichten Smyth/Qu/Weston (ebd.) weiter, lässt sich eine höhere **Erwerbsbeteiligung** beobachten. Sie haben ferner eine höhere Berufspositionen inne, was sich entsprechend in deren **Einkommen** widerspiegelt. Wenngleich relational zu Frauen in anderen Nachtrennungsarrangements finanziell besser gestellt, ist die ökonomische Basis von Müttern in den hier fokussierten Familien wiederum schwächer als die ihrer männlichen Counterparts (Melli/Brown 2008: 239). Auch für Australien beobachten Studien die im Vergleich zu anderen Nachtrennungsarrangements häufigere Vollzeitbeschäftigung von Müttern und Vätern gleichermaßen und entsprechend höhere Einkommen – wenngleich zwischen den Geschlechtern mit Unterschieden: Männer sind auch hier finanziell besser gestellt als Frauen (vgl. Trinder 2012: 481, Cashmore et al. 2010, Kaspiew et al. 2009, Smyth 2009). Höhere Durchschnittseinkommen als Eltern nicht mehrörtig lebender Kinder berichten auch Hubert/Schier (2015) für Deutschland und Berman (2015) für Schweden. Diese Befunde haben insofern auch Sinn, als dass multilokale Familienarrangements nach Trennung und Scheidung erhebliche finanzielle Ressourcen voraussetzen. Neben der Bereitstellung von Wohnraum, der nicht durchgängig von den regelmäßig abwesenden Kindern beansprucht wird, wird eine entsprechende Einrichtung notwendig, Kleidung, Spielzeug usw. Smith (2006: 32) kommt zu dem Ergebnis, dass die Hälfte der Kinder¹⁸, die bei ihren Vätern übernachten, über eigene Spielsachen, Bücher oder Computerspiele vor Ort verfügen. Die andere Hälfte führten die ihnen wichtigen Dinge mit.

Qu/Weston (2013: 11) berichten, dass das **Alter der Kinder** in *shared-care-arrangements* zumeist bei 5 bis 14 Jahren liegt, die damit häufiger in diesen Arrangements leben als dies bei jüngeren bzw. älteren Mädchen und Jungen der Fall ist (vgl. auch Weston et al. 2011, Trinder 2010, Kaspiew et al. 2009, Smyth 2009). Melli/Brown (2008) können diese Befunde weitgehend für die USA und Bergström (2012) für Schweden bestätigen. Schier/Hubert (2015) finden ähnliche Muster für Deutschland. Das **Alter der Eltern** differiert im Vergleich zu anderen Nachtrennungsarrangements nicht signifikant, wie Cashmore et al. (2010: 25) für Australien festhalten. Das Durchschnittsalter der Frauen betrug demnach zum Befragungszeitpunkt 2007 37,3 Jahre, das Alter der Männer lag bei 38,3 Jahren.

Keine eindeutigen Anhaltspunkte liegen vor für mögliche Unterschiede hinsichtlich des **Geschlechts der Kinder**. Während Melli/Brown (2008: 240) in Übereinstimmung mit weiteren Studien einen höheren Anteil von Jungen als Mädchen in diesen Familien nachweisen können,

¹⁸Die Studie von Smith (2006) zu Kindern in Stiefvaterfamilien zeigt ferner, dass knapp ein Viertel von ihnen unter der Woche bei ihren Vätern übernachten. 64 Prozent taten dies an Wochenenden (ebd.: 31).

errechnen Kitterød/Lyngstad auf Grundlage der Daten des Surveys *Contact Arrangements and Child Maintenance* 2004 für Norwegen keine Unterschiede.

Ein Blick auf den aktuellen **Familienstand** der getrennt lebenden Eltern zeigt, dass ein *shared-residence-Arrangement* wahrscheinlicher auftritt, wenn die Mutter wiederverheiratet ist, als wenn sie allein erziehend ist, wie Kitterød/Lyngstad (2012: 141) für Norwegen festhalten. Chashmore et al. (2010: 21) beobachten für Australien, dass Mütter in *shared-care* bzw. *nahezu shared-care-Arrangements* seltener mit einem neuen Partner zusammenleben als dies beispielsweise bei Müttern der Fall war, deren Kinder ihren Vater nie sahen. Wenngleich Väter in diesen Arrangements häufiger in einer neuen Partnerschaft sind als dies bei Müttern der Fall ist, ist dieser Anteil im Vergleich zu anderen Nachtrennungsformen ebenfalls zum Teil bedeutend geringer (ebd.). Melli/Brown (2008: 242) zeigen für die USA ähnliche Tendenzen auf. Die Mütter waren häufiger allein lebend als in einer neuen Partnerschaft, und seltener wiederverheiratet als Mütter mit alleinigem Sorgerecht. Wenngleich Väter in *shared-care-Arrangements* ebenfalls vorzugsweise als Singles leben, sind sie jedoch häufiger wiederverheiratet als dies bei den Müttern der Fall ist. Smyth/Qu/Weston (2004: 119) führen die geringere Wiederverheiratung resp. -verpartnerung vor allem auf ausgedünnte Gelegenheitsstrukturen und Bedürfnisse der Eltern in diesen Arrangements, neue Partnerschaften einzugehen, zurück. Die AutorenInnen erkennen eine stärkere Orientierung dieser Väter und Mütter an den Kindern denn an neuen PartnernInnen. Dem entgegengehalten werden könnte allerdings, dass die im eigenen Haushalt mit der alleinigen Sorge verbundenen Belastungen durch ggf. neue BeziehungspartnerInnen arbeitsteilig geschultert werden, die Väter und Mütter jedoch mindestens emotionale Solidarität erfahren. Kitterød/Lyngstad (2012) können ferner zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit eines solchen Modells geringer ausfällt, wenn Väter Verpflichtungen in einer neuen Partnerschaft mit weiteren Kindern eingehen und/oder im Haushalt der Mutter *neue*, d.h. mit dem Partner gemeinsame Kinder oder Kinder aus dessen vorhergehender Partnerschaft leben (ebd.: 143). Vergleichbares wissen Smyth et al. (2008) zu berichten. Für die USA beobachteten Melli/Brown (2008: 42), dass Väter eher als Mütter in der neuen Partnerschaft auf vorhandene Kinder treffen, während die Mütter häufiger ein gemeinsames Kind mit dem neuen Partner haben. Schier/Hubert (2015) halten für Deutschland zudem fest, dass Mütter in multilokalen Familien mit geringen räumlichen Distanzen zwischen den Haushalten im Vergleich zu denen in größerer Entfernung seltener Kinder mit dem neuen Partner haben. Multilokale Wohnarrangements werden hingegen weniger häufig gewählt, wenn die Mutter bereits mit einem neuen Partner unverheiratet zusammenlebt, wie

die beiden Autorinnen herausstellen (ebd.: 22). Dies lässt sich ebenfalls beobachten, wenn die Mutter mit dem neuen Partner ein gemeinsames Kind hat und die räumliche Distanz zwischen den beiden elterlichen Haushalten gering ausfällt. Bei größeren Entfernungen, so Schier/Hubert (2015), sei dieser Effekt nicht zu beobachten. Dass eine neue Paarbeziehung nicht folgenlos für die Beziehung der Kinder zu ihrem externen Elternteil ist, zeigen etwa Juby/Billette/Laplante/Bourdais (2007). Sie stellten fest, dass sich der Kontakt der Väter zu ihren Kindern verringert, wenn Mütter eine neue Paarbeziehung eingehen.

5.5 Stiefeltern und -geschwister in multilokalen Nachtrennungsfamilien

Bisher wurden die Betrachtungen von Nachtrennungsarrangements, insbesondere der mit (paritätisch) geteilter Sorge bzw. geteiltem Wohnen, ohne Berücksichtigung möglicher neuer PartnerInnen der leiblichen Eltern geführt. Wie bereits skizziert bleibt es jedoch nicht ohne Effekte auf das gewählte Nachtrennungsarrangement, wenn die einstigen Partner und Eltern neue Paarbeziehungen eingehen, die neuen PartnerInnen eigene Kinder einbringen und/ oder es gemeinsame Kinder gibt. Der Kreis der Familienmitglieder erweitert sich. Zu den leiblichen Eltern treten soziale hinzu. Neben Stiefvätern und -müttern kann es sich dabei ferner um Stiefkinder bzw. -geschwister handeln. In einem solchen Falle spricht man von einer Stieffamilie bzw. mit dem Versuch einer Loslösung von der damit verbundenen negativen Konnotation von einer *Fortsetzungsfamilie*. Der daran gebundene (deutschsprachige) Forschungszweig stellt ebenfalls die „häufig binukleare Struktur“ seines Untersuchungsgegenstands – der Stieffamilie – als wichtiges Charakteristikum heraus und weiß zwischen haushaltsübergreifenden Stiefkonstellationen zu differenzieren (Teubner 2002b: 52). Grundsätzlich kann zur Beschreibung der zum Teil komplex ausfallenden Arrangements zwischen *Alltags-* bzw. *Primärstieffamilie* und *Wochenend-* oder auch *sekundärer Stieffamilie* unterschieden werden, d.h. zwischen dem Ort, an dem das Kind hauptsächlich lebt und auf einen sozialen Elter trifft und dem, den es beispielsweise an Wochenenden aufsucht und dort mit einer Stiefmutter/ einem -vater lebt.¹⁹ Diese Unterscheidung trägt auch bei mehrörtig situierten Familienarrangements. Entsprechend unterscheidet Teubner (2002b: 55f.) weiter zwischen Konstellationen, die nur aus

¹⁹Ohne Berücksichtigung möglicher Stiefeltern bzw. -geschwister wurden verschiedene Formen von Wohn- und Kontaktarrangements bereits in Kapitel 5.2.3, S. 56, vorgestellt.

einem primären Stiefhaushalt oder nur einem sekundären Stiefhaushalt bzw. aus einer Kombination aus beiden bestehen. Für haushaltsübergreifende Konstellationen von Stieffamilien identifiziert Teubner (2002b: 76f.) Arrangements aus primärer/sekundärer Stieffamilie resp. zwei primären Stiefhaushalten, die allerdings lediglich unter einem Prozent der Fälle ausmachen. Eine Konstellation im Sinne eines mindestens nahezu paritätischen Aufenthalts der Kinder in beiden primären Stieffamilien wird durch den Autor hingegen nicht berücksichtigt und daher auch nicht quantifiziert. Mit Blick auf die eingebrachten Kinder und damit potenziellen Stiefgeschwister differenziert Teubner (ebd.: 71) zwischen *einfachen Stieffamilien*, in denen lediglich ein Elternteil Kinder einbringt, *zusammengesetzten Stieffamilien*, in denen beide Beziehungspartner Kinder aus vorhergehenden Paarbeziehungen haben und *komplexen Stieffamilien*, in denen die zusammengesetzte Familie um gemeinsame Kinder erweitert wird. Welche Aussagen lassen aktuelle Forschungen nun mit Blick auf die Verbreitung mehrörtiger, vor allem zeitlich paritätisch eingerichteter Familien nach Trennung und Scheidung, in denen die ortswechselnden Kinder auch auf soziale Eltern und ggf. Geschwister treffen, zu? Die Verknüpfung von Zahlen zu Stieffamilien und der Beobachtung zeitlich-räumlicher Arrangements scheint zum Zeitpunkt der Aufbereitung des Forschungsstands weitgehend ein Desiderat. Anhaltspunkte für die USA liefern Melli/Brown (2008), die – wie oben bereits referiert – für Väter in *shared-custody-Arrangements* als auch für jene, deren Kinder ausschließlich bei der Mutter leben, große Anteile von Stiefkindern beobachten. 13 Prozent der ersteren berichteten, dass sie zusammen mit den Kindern der neuen Partnerin leben (ebd.: 243). Dieser Anteil fällt für die Mütter bedeutend geringer aus. Sie berichten etwas häufiger von neuen Kindern (12 Prozent zu 9 Prozent der Väter). Über die Anzahl der (Stief-)Kinder in den jeweiligen Haushalten kann keine Auskunft gegeben werden. Für Stieffamilien im Allgemeinen reklamieren Kreyenfeld/Heintz-Martin (2012), zit. nach BMFSFS (2013: 12), insbesondere für komplexe Fortsetzungsfamilien, dass diese häufiger eine Großfamilie sind, d.h. dass dort drei oder mehr Kinder im Haushalt leben. Durchaus plausibel ist es, hinter diesen Arrangements mehrörtige Lebensführungen von Kindern zu vermuten.

Aus der Forschung zu Stieffamilien ist bekannt, dass Stieffamilien mit spezifischen Herausforderungen konfrontiert sind. So berichten die von Cashmore et al. (2010: 75) befragten Kinder, dass sie sich mitunter im Haushalt des Elters nicht heimisch oder willkommen fühlen, wenn dort neue PartnerInnen oder Stiefgeschwister leben. Diese Erfahrungen teilen den AutorInnen nach multilokal lebende Kinder gleichermaßen mit denen, die nur wochenweise den nicht-residenziellen Elter besuchen. Auch berichten diese Kinder und Jugendlichen davon,

dass die Partner der Eltern und ggf. deren Kinder die Aufmerksamkeit des leiblichen Elters von ihnen abziehen und sie von diesen zusätzlich ignoriert werden (ebd.: 123). Ob diese Problemlagen auf das Spezifikum der Mehrörtigkeit des familialen Arrangements zurückzuführen sind, bleibt eine offene Frage. Entgegen diesen Befunden kommen eine Reihe von Studien zu Stieffamilien zu gegenläufigen Erkenntnissen. So halten etwa Beckh/Walper (2002) in ihrer Studie fest, dass entgegen gemeinläufiger Ansicht Stiefväter in ihrer Funktion im sozialen Netzwerk von Kindern den leiblichen Vätern nicht nachstehen. Mit Blick auf die alltägliche Lebensführung von Kern- und Stieffamilien fanden zudem Röhr-Sendlmeier/Greubel (2004) überwiegend Gemeinsamkeiten. Unterschiede ergaben sich etwa im Konfliktverhalten – Stieffamilien stritten sich seltener. Aus Sicht der Kinder steht der soziale Elternteil als AnsprechpartnerIn dem leiblichen kaum nach. Die Autorinnen der Studie fanden eher einen pragmatischen Umgang der Kinder vor: Die Wahl entfiel häufig auf verfügbare Personen oder vermeintlich kompetentere (ebd.: 68). Auch Smith (2006: 34) kann für knapp zwei Drittel der Kinder in den von ihr untersuchten Stieffamilien mit externem leiblichen Vater festhalten, dass diese das Verhältnis zu ihrem sozialen Vater mindestens als gut bewerten, was im engen Zusammenhang mit einer als positiv erachteten Beziehung dieser Kinder zu ihren leiblichen Vätern steht. Die Einschätzung der Qualität der Vater-Kind-Beziehung wiederum ist an die Häufigkeit der (face-to-face)-Kontakte gebunden: Kinder, die wenigstens wöchentlich Zeit mit ihrem nicht-residenziellen Vater verbrachten, bewerteten signifikant häufiger das Arrangement als Ganzes und die Beziehung zum Vater positiv (ebd.: 32).

Besonders interessant mit Blick auf das *subjektive Familienbild* und damit eine *identifikatorische Bestimmung* von Familie können die Befunde von Röhr-Sendlmeier/Greubel (2004: 60) zeigen, dass Stieffamilien ein etwas differenzierteres Bild von Zugehörigkeit und Mitgliedschaft zu ihrer Familie entwickeln als dies bei Kernfamilien der Fall wäre. Während in letzteren ausnahmslos Eltern und gemeinsame Kinder einbezogen würden, seien Kinder und Eltern in Stieffamilien *wählerischer*. Es sei vor allem der nicht im Haushalt lebende externe Elternteil, der von den einstigen BeziehungspartnernInnen ausgeschlossen und von den Kindern nicht in jedem Fall als zugehörig benannt wird, stellen die Autorinnen fest. Kinder würden eher noch neue Geschwister im Haushalt der Mutter resp. des Vaters als Familienmitglieder definieren. Eine Antwort auf die Frage, inwiefern diese Erkenntnisse Relevanz in Form möglicher Praktiken der Inklusion bzw. Exklusion und Formung resp. Verstetigung von familialer Gemeinschaft haben können, wird auch Ziel der Empirie der vorliegenden Studie sein.

6 Familie, Raum und Identität. Theoretische Rahmungen

Die vorliegende Studie rückt die alltäglichen Bemühungen multilokaler Nachtrennungsfamilien um Gemeinschaft sowie die Konstruktion von Zugehörigkeit und Identität in den Fokus der Untersuchung. Neben angemessener methodischer Instrumentarien (vgl. Kap. 8, S. 117) muss sich hierbei auch geeigneter theoretischer Grundlagen versichert werden, andernfalls besteht die Gefahr, den Forschungsgegenstand nur unzureichend zu konturieren und zum anderen ein bestimmtes Begriffsrepertoire nicht stringent und damit missverständlich zu gebrauchen. Das soll nicht heißen, sich sklavisch an ein Theorieprogramm wider besseres Wissen – wenn die Empirie auf Anderes hindeutet – zu klammern. Das folgende Kapitel referiert soziologische Theorien, Paradigmen und Konzepte, die der Untersuchung einen Rahmen bieten können und damit erste Pflöcke einer inhaltlichen Fokussierung eingeschlagen. Dem folgend werden wesentliche theoretische Grundzüge der hier verfolgten Forschungsperspektive auf Familie im Allgemeinen und in Erweiterung um *Raumfragen* nachgezeichnet, um relevante theoretische Ankerpunkte der vorliegenden Studie offenzulegen. Maßgeblich hierfür wird eine handlungstheoretische Fassung des Phänomens residenzieller Multilokalität von Familien sein. Konkret geht es um ein Verständnis von alltäglichen und besonderen Zugehörigkeits- und Abgrenzungspraktiken unter Rekurs auf eine Theorie sozialer Praxis resp. auf die Grundlagen einer praxeologisch gefassten Wissenssoziologie. Zunächst jedoch wird der Blick auf in der Familiensoziologie gängige Theorieangebote gerichtet, um im Weiteren die theoretischen Grundlagen neuerer Überlegungen zur *Familie als Herstellungsleistung* resp. des *Doing Family* im Zuge des ausgerufenen *practice turns* zu skizzieren. Abgeschlossen werden diese Darstellungen mit einer raumtheoretischen Anbindung.

6.1 Theoretische Perspektiven der Familienforschung: Zusammenschau und zentrale Zugänge der Studie

Mit Blick auf die Theoriebildung in der Familiensoziologie der zurückliegenden Jahrzehnte lässt sich ein heterogenes Bild nachzeichnen. Grundlegend können Versuche einer theoretischen Fundierung familiensoziologischer Forschung grob in zwei Stränge unterschieden werden. Mit Burkart (2006: 176) lassen sich zum einen Arbeiten finden, die sich auf Perspektiven der soziologischen Theorie konzentrieren und zum anderen zeitdiagnostische respektive gesellschaftsanalytische Überlegungen, wobei der Schwerpunkt mittlerweile auf zweitem liegt. Die Einschätzung von Schmidt (2002: 235f.), die „Kritik am Theoriedefizit der Familiensoziologie (...) erfahre in den kommenden Jahren keine Revision“, da Theorien „selten empirische Untersuchungen leiten, sondern in vielen Fällen der *Autorisierung* (Hervorheb. im Original) von Untersuchungsergebnissen [dienen]“, wird den aktuellen Bemühungen um eine Fundierung der Forschungen zu höchst unterschiedlichen Aspekten von Familie sicher nicht gerecht. Vielmehr zeigt sich in den Beiträgen eine Heterogenität der theoretischen Bezugnahmen sowohl im Umfang als auch in ihrer systematischen Durchdringung sowie unterschiedlich ausfallende Ansprüche, die referierten Ansätze weiterzuentwickeln.

6.1.1 Soziologische Theorien in der Familiensoziologie

Die Familiensoziologie als eine spezielle Soziologie ist in ihrer paradigmatischen Ausgestaltung wie die Soziologie überhaupt vielgestaltig. Je nach Erkenntnisinteresse und verwendetem Methodenrepertoire lässt sich zwischen einer Reihe unterschiedlicher theoretischer Perspektiven auf den gemeinsamen Gestand *Familie* differenzieren (vgl. Hill/Kopp 2013, Nave-Herz 2013, Schmidt 2002). Im wesentlichen sind Rational-Choice-Theorien, Strukturfunktionalismus, Systemtheorie und Symbolischer Interaktionismus bzw. – etwas allgemeiner gefasst – Theorien des interpretativen Paradigmas sowie im zunehmenden Maße Praxistheorien maßgebliche theoretische Bezugsgrößen. Die einführende Literatur zeichnet die einzelnen Stränge mit weitgehender Vernachlässigung des Letzteren und nicht ohne Präferenz für den einen oder anderen Ansatz eingehend nach (vgl. u.a. Hill/Kopp 2013, Peuckert 2012, Hui-nink/Konietzka 2007, Schmidt 2002). Daher kann an dieser Stelle darauf verzichtet werden, die unterschiedlichen Perspektive im Detail nachzuzeichnen. Vielmehr werden die für diese

Arbeit rahmengebenden theoretischen Ansätze fokussiert und dem vorangestellt knapp die in der Familiensoziologie dominante Anbindung an allgemeine soziologische Theorien skizziert, um sich von diesen absetzen zu können.

Die vor allem in den 1950er Jahren die deutsche Familiensoziologie dominierende **Struktur-funktionalistische Perspektive** begreift Familie als ein universales gesellschaftliches Subsystem neben anderen mit spezifischen Leistungen für eine Gesellschaft. Zentrale Fragestellungen der Forschungen in diesem Rahmen fokussieren Funktionen von Familie und deren Anpassungsprozesse an gesamtgesellschaftliche strukturelle und kulturelle Veränderungsprozesse. Insbesondere der letzte Aspekt bringt in den Überlegungen dieser Perspektive eine Reihe von Engführungen mit sich und begreift familialen Wandel allzu oft als einseitige Folge gesellschaftlicher Dynamiken. Wenngleich der Präferenz von Hill/Kopp (2013) für eine austauschtheoretische Fassung von Familie nicht vorbehaltlos gefolgt wird, ist ihre Kritik zu unterstreichen, dass Akteurinnen und Akteure in Familien auf bloße RollenträgerInnen reduziert werden und individuelle resp. kollektive Gestaltungs- und Deutungsspielräume vernachlässigt werden (ebd.: 67ff.). Nach der lange Zeit dominanten Lesart von Familie durch die Optik des Strukturfunktionalismus wurden aus der Kritik heraus andere soziologische Theorien, insbesondere handlungstheoretische Ansätze, in Anschlag gebracht, um bis dato kaum beleuchtete Aspekte zu erhellen. So verlagert die **handlungstheoretisch inspirierte Austauschtheorie** das Interesse auf die Erklärung von Handlungsweisen als Tauschakte rational agierender und vor dem Hintergrund knapper Ressourcen nutzenmaximierender Familienakteurinnen und -akteure, die nach Anerkennung, Fürsorge und Liebe streben. Dabei wird in Rechnung gestellt, dass Menschen auf der Grundlage erlernter Routinen handlungsfähig sind, ohne jedoch das Kosten-Nutzen-Argument aus dem Blick zu verlieren (vgl. Hill/Kopp 2013: 88ff.). Fraglich ist hierbei allerdings, ob die Annahme einer Orientierung am Gütertausch in Familien uneingeschränkt haltbar ist. Für Teile der empirisch arbeitenden Familiensoziologie erlangt die Möglichkeit einer Formalisierung familialen Handelns eine gewisse Attraktivität insofern, als dass Hypothesen zu individuellen Entscheidungen und ihren Folgen für den kollektiven Zusammenhang Familie einer fundierten Prüfung unterzogen werden können. Es sind jedoch Zweifel anzumelden, ob Familie ein Sozialzusammenhang von Gesellschaft ist, der unbedingt Rationalitätsimperativen folgt. Vielmehr scheint es auch jenseits von romantisierenden Vorstellungen von Familie und deren Harmoniemythos plausibel anzunehmen, dass diese weitgehend als ein 'altruistischer Schonraum' zu begreifen ist, in dem Einzelinteressen zumindest partiell den Universalen in Eltern-Kind- und Paarbeziehungen nachrangig gestellt

werden. Alles in allem bleibt ein Großteil des *familialen Alltags* durch die bisher vorgestellten theoretischen Perspektiven unberücksichtigt. Vor allem aber ist mit diesen die Annahme nicht zu begründen, dass Familie kein Phänomen a priori ist, sondern vielmehr als ein Prozess zu verstehen ist, den Familienmitglieder individuell und kollektiv fortwährend gestalten und zeitlich-räumlich konstruieren – und dies unter Zuhilfenahme mentaler, sozialer und materieller Ressourcen (vgl. Rönkä/Korvela 2009: 88). Eine mikrosoziologische Perspektive fragt nach den Konstruktions-, Aushandlungsprozessen und Praktiken der Akteurinnen und Akteure, vermittels derer Familie alltäglich interaktiv und kommunikativ hergestellt wird (Morgan 2011, Holstein/Gubrium 1999). Diese Sicht aufgreifend diskutiert bereits Bösel (1980) Zugänge zum Phänomenbereich im Rahmen einer *interpretativen Familiensoziologie*. Die für das in dieser Arbeit gewählte Verständnis von „Familie als Herstellungsleistung“ resp. des „Doing Family“ (vgl. Kap. 6.1.5, S. 90) bedeutsamen Beiträge der Ethnomethodologie Harold Garfinkels sowie Erving Goffmans Forschungsprogramm der „interaction order“ werden hierbei ausgeklammert. In den Fokus ihrer Überlegungen stellt Bösel weitere unter dem Dach des interpretativen Paradigmas versammelte Theorien sozialen Handelns – den Symbolischen Interaktionismus Georg Herbert Meads und Herbert Blumers sowie die phänomenologische Soziologie Schütz'. Der **Symbolischer Interaktionismus** ist in gewisser Weise als ein Gegenentwurf zum Strukturfunktionalismus als einst dominante Lesart innerhalb der Familiensoziologie zu verstehen. Wenngleich wie Burkart (2006: 179) festhält, aus „interaktionistischen Richtungen (in einem weiten Sinn)“ Angebote zur Erweiterung der Familiensoziologie – etwa mit Blick auf den Familienbegriff – vorgelegt wurden, scheint dessen Einfluss mit dem Aufbrechen der strukturfunktionalistischen Hegemonie gering geworden zu sein. Neue Impulse seien innerhalb dieses Paradigmas nicht zu erkennen, wie Hill/Kopp (2013) bemerken. Im Kern der einstigen Kritik steht die Vernachlässigung insbesondere der Konstruktionsleistungen der Akteurinnen und Akteure in ihren Alltags, deren Ausdeutung sozialer Situationen, Institutionen, menschlicher Akteurinnen und Akteure wie materieller Dinge, die als Grundlagen des Handelns begriffen werden (vgl. Blumer 1969). Mit Blick auf Familie erlangt diese Einsicht Relevanz, da ein Verständnis der Situationsinterpretationen der Familienmitglieder Aufschluss über die darauf fußenden Rollendefinitionen und Handlungsrealitäten bietet. Insofern erkennt der Symbolische Interaktionismus anders als das normative Paradigma des Strukturfunktionalismus in den Subjekten nicht nur EmpfängerInnen von gesellschaftlichen Vorgaben, sondern *eigensinnige* Akteurinnen und Akteure. Die phänomenologische Soziologie geht einen Schritt weiter und sucht nach Antworten auf die Frage, „wie Intersubjektivität

als Voraussetzung sozialen Handelns hergestellt, wie ein geteiltes Symbol- und Wertesystem aufgebaut wird“ und rückt dabei die Alltagswelt und damit das Handeln der Subjekte vis-à-vis in den Fokus ihrer Betrachtungen (Bösel 1980: 56).

An diese Annahme knüpfen in den zurückliegenden gut zehn Jahren eine Reihe von zumeist empirischen Arbeiten an, die Familie als Ergebnis sozialer Konstruktionsleistungen begreifen und ihren Fokus verstärkt auf die Praktiken der Akteurinnen und Akteure richten, auf deren unter den gegebenen sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen dynamisierte Lebensführungen. Mit dem Konzept des *Doing Family* ist ein Rückgriff auf das Vokabular der **Praxistheorien** angedeutet. Und in der Tat finden sich in aktuellen Forschungsprojekten und Publikationen Referenzen zu einschlägigen praxeologisch argumentierenden AutorInnen (vgl. u.a. Schinkel 2013, Morgan 2011, Schier 2009, Schier/Jurczyk 2007, Smart 2007). Diese Forschungen folgen einer allgemein für die Sozial- und Kulturwissenschaften beobachteten Hinwendung zu praxistheoretischen Ansätzen (vgl. Schäfer 2016, Reckwitz 2004, Schatzki 2001) und können darüber hinaus auch einem innerhalb der Familiensoziologie erkennbaren *practice turn* zugerechnet werden (vgl. Jurczyk 2014, Luescher 2012). Die gesteigerte Aufmerksamkeit für die individuellen und kollektiven Praktiken der Familienmitglieder dokumentiert sich wohl am deutlichsten in dem sprachlich pointierten Konzept der *Familie als Herstellungsleistung*, das dieses Ensemble persönlicher Beziehungen als ein „ongoing accomplishment“ begreift (vgl. Garfinkel 1967, weiterführend in dieser Arbeit Kap. 6.1.5, S. 90ff.). Im Kern der Analysen steht die „Rekonstruktion von Praktiken vor dem Hintergrund subjektiven Sinns“ im Alltag der Familien (Jurczyk 2014: 134).

Im Folgenden sollen Grundlinien des hier verfolgten praxeologisch-wissenssoziologischen Perspektive auf Familie sowie das Konzept der *alltäglichen resp. familialen Lebensführung* (vgl. Jurczyk 2014, Jürgens 2001) skizziert und deren Gewinn für die vorliegende Arbeit herausgearbeitet werden. Hierfür hat es Sinn, zunächst das Feld handlungstheoretischer Zugänge in knappen Grundzügen nachzuzeichnen, hierüber einen genuin praxeologischen Blick auf soziale Welt zu schärfen und diesen auf Familie hin zuzuspitzen.

6.1.2 Das Feld der Praxistheorie(n)

Die unter dem Label „Handlungstheorien“ firmierenden Theorieprogramme und Forschungsansätze präsentieren sich alles andere als ein in sich geschlossenes homogenes Theorieprogramm, wie AutorInnen dieser Richtung selbst wiederholt herausstellen (vgl. Reckwitz 2004,

Schatzki/Knorr-Cetina/Savigny 2001). Historisch betrachtet weisen sie eine gewisse Elastizität auf und sind nicht frei vom gesellschaftlich dominanten Subjektbegriff selbst zu lesen. Ein überzeugender Systematisierungsversuch lässt sich bei Reckwitz (2004) finden. Grundsätzlich können die verschiedenen Spielarten handlungstheoretischer Ansätze hiernach entlang der primär fokussierten mentalen Sinnelemente und des jeweils zur Erklärung in den Blick genommenen Verhaltens geordnet werden (ebd.: 17).

Den Auftakt der Ausbildung eines handlungstheoretischen Begriffsrepertoires lässt sich auf das Modell des *homo oeconomicus* in der Lesart eines Utilitarismus David Hume's und Adam Smith' des 18. Jahrhunderts datieren, der gegenwärtig in formalisierter und systematisierter Weise durch Rational-Choice-Theorien verfeinert um eine Reihe von Weiterentwicklungen – etwa das Modell des *Resourceful-Restricted-Evaluating-Expecting-Maximizing-Man* kurz RREEMM – in die soziologische Theoriebildung eingebracht und im deutschen Diskurs seit etwa den 1980er Jahren als Modell zur Erklärung individueller Handlungsakte und deren intentionaler Grundlagen diskutiert wird (vgl. Esser 1996). Akteurinnen und Akteure wählen demnach unter idealen Bedingungen aller verfügbarer Informationen die Handlungsoption, die ihrer Präferenz nach die höchste Nutzenmaximierung verspricht. Diese Erklärung sozialen Handelns greift zu kurz, folgt man einem Modell normenorientierten Handelns und damit dem des *homo sociologicus* in den Überlegungen Durkheims und Parsons (vgl. Reckwitz 2004). Reckwitz weist in seiner wissenschaftsgeschichtlichen Rekonstruktion soziologischer Handlungstheorien darauf hin, dass es nunmehr nicht mehr nur um eine „*Erklärung individuellen Handelns*“ ginge, sondern eine Erklärung der Kollektivität von Handlungsmustern im Sinne einer *Erklärung intersubjektiver Handlungskoordination*. [...] Anstelle von *Handlungszielen* werden nun *normative Regeln* eingeführt“ (ebd.: 8, Hervorheb. AR). Die alltäglichen Routinen handelnder Individuen sind in ihrer Repetitivität und Regelmäßigkeit nicht zwingend mit der Bindung an explizite normative Regeln zu erklären, sondern können vielmehr als Bearbeitung bestimmter Problemstellungen – etwa der raum-zeitlichen Koordination von Anwesenheiten von Familienmitgliedern – gedeutet werden, die sich schlichtweg individuell bewährt haben und gleichsam auf typische Handlungsweisen von Teilkollektiva und damit intersubjektiv geltende Sinnzuschreibungen verweisen. Es handelt sich hierbei um habituelle Gestimmtheiten, die mimetisch eingeübt und hierüber handlungsleitend wirksam werden (vgl. Bourdieu 1976). Insofern ist das Ordnungsproblem des *homo sociologicus* verknüpft mit der Frage nach der Bindung von Individuen an geltende Normen eines Kollektives und hierüber die Abstimmung der Handelnden – den „shared practical skills and understandings“ wie es

Schatzki (2001: 12) nennt. Kulturtheoretisch ist das Ordnungsproblem zum einen in der „Reproduktion typenidentischer Formen des Handelns, mithin der *Repetitivität routinierter Handlungsmuster* zu suchen“ (Reckwitz 2004: 16). Zum anderen stellt sich für die Akteurinnen und Akteure, so Reckwitz, ein kognitives Ordnungsproblem. Sie müssen die Welt für sich sinnhaft bestimmbar und berechenbar machen. Zur Erklärung sozialen Handelns, eben repetitiver Handlungsmuster, kommt Wissensvorräten, Deutungsmustern und kollektiven Repräsentationen eine tragende Rolle zu. Die Praxistheorie sieht das Soziale in den sozialen Praktiken selbst als die Verschleifung „routinierter Formen körperlicher ‚performances‘ und sinnhafter Verstehensleistungen“ (ebd.: 18) und wendet sich damit gegen eine mentalistische Lesart und deren Fokussierung auf die Innenwelt der Akteurinnen und Akteure und deren mentale Akte resp. kognitive Strukturen (vgl. auch Schatzki 2001).

6.1.3 Alltägliche und familiale Lebensführung

Wird die Frage nach der Herstellung und Verstetigung familialer *Identität* und *Zugehörigkeit* aufgeworfen, richtet sich der Blick unweigerlich auf mögliche Ankerpunkte derselben. Ein denkbarer Bezugspunkt, so die Annahme beispielsweise Behringers (1998), können die alltäglichen Verrichtungen bzw. Muster *alltäglicher Lebensführung* von AkteurInnen sein. Mitte der 1980er Jahre greifen Forschungsarbeiten im Kontext der *Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“* den Begriff der *Lebensführung* aus den religionssoziologischen Arbeiten Max Webers auf und denken diesen weiter (vgl. Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ 1995, im Folgenden PAL). Jurczyk (2014: 120f.), selbst Mitglied dieser Formation, sieht den Kern dieses Konzepts in der Beschreibung von alltagspraktischen Koordinationsleistungen der Akteurinnen und Akteure in zeitlicher, räumlicher und sozialer Hinsicht bezüglich einer kohärenten und weitgehend stabilen Lebensführung, die ihrerseits zurückgebunden sei an ökonomische, kulturelle und soziale Ressourcen sowie an individuelle Einstellungen, Werte und spezifische Selbst-Konzepte. Mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung rücken der Autorin nach weniger die Einzelhandlungen der Akteurinnen und Akteure in ihren Alltags in den Blickpunkt als vielmehr deren Zusammenführung zu je spezifischen Mustern von Lebensführungen. Lebensführung meint in diesem Sinne ein Gesamtarrangement, dessen Form durch eine spezifische Konfiguration von Tätigkeiten, eine typische raum-zeitliche Konfiguration, einen bestimmten Ressourceneinsatz und emotionale Fundierung konturiert ist und Aufschluss über die Deutungsleistungen und Normenorientierungen der AkteurInnen

gibt (vgl. PAL 1995: 32). Eine Erweiterung dieses als individuelle Leistung gefassten Verständnisses von alltäglicher Lebensführung schlägt Jürgens (2001) vor. Die in Familien beobachtbaren alltäglichen Bemühungen um eine Verschränkung individueller Lebensführungen münden hiernach in Mustern *familialer Lebensführung*. Individuelle Lebensführungen werden hiernach in inhaltlicher, räumlicher, zeitlicher, emotionaler und sozialer Hinsicht koordiniert zusammengeführt und als etwas Gemeinsames konstruiert. Der analytische Einbezug dieser „zweiten Ebene der Lebensführung“, so die Autorin, berücksichtigt die „Verankerung und Funktionsweise [alltäglicher Lebensführung] im direkten sozialen Kontext – in unserem Falle: in der Familie“ (ebd.: 37).

Wenngleich sich die AutorInnen nicht exklusiv einer Theorieströmung zuschreiben lassen (möchten), finden sich Anlehnungen bzw. Abgrenzungsbewegungen. Weniger verbunden fühlt man sich dem phänomenologischen Blick auf die Sinnkonstitutionen sozialer Akteurinnen und Akteure in der alltäglichen Lebenswelt. Vielmehr werden die *Praktiken* alltäglicher Lebensführung fokussiert. Die Zusammenführung von Einzeltätigkeiten zu einem kohärenten Ganzen verläuft zudem im Wesentlichen vor-reflexiv und damit weitgehend routinisiert bzw. im „praktischen Bewusstsein“ (Giddens 1997: 57ff.). Erkennbar wird, dass mit der Betonung alltäglicher Lebensführung als *strukturierendes und strukturiertes Verfahren* Giddens' (1997) Dualismus zwischen Struktur und Handeln aufgegriffen wird. Struktur ist demnach Produkt und Medium des Handelns zugleich und nicht nur äußere Rahmenbedingung. Analog sei die alltägliche Lebensführung einerseits Produkt von gestaltungswilligen und -fähigen Subjekten, andererseits wird ihre strukturelle und funktionale Eigenständigkeit herausgestellt (vgl. PAL 1995: 35).

6.1.4 Zur „Seinsverbundenheit“ familialer Praktiken: Die Perspektive der praxeologischen Wissenssoziologie

Voß stellt als einer der Autoren der PAL in seiner theoretischen Einführung und konzeptuellen Skizze *alltägliche Lebensführungen* als eingebunden in „soziale Zusammenhänge“ und geprägt durch die „sozialen Umstände“ der AkteurInnen dar (PAL 1995: 37). Diese seien hiernach sozialisiert, verknüpft mit „sozialen Deutungsmustern, normativen Standards und ideologischen Vorgaben“ (ebd.) – kurzum „seinsverbunden“ im Sinne Mannheims (1969) und damit an gemeinsame – *konjunktive* – Erfahrungszusammenhänge einer Gruppe gebunden sowie für deren Selbstbeschreibung konstitutiv. Das Konzept der alltäglichen Lebensführung ist damit vor allem für die erkenntnistheoretische und methodologische Rahmung, und wie

später zu zeigen sein wird, für die methodischen Instrumentarien der für die Studie bedeutsamen (*praxeologischen*) *Wissenssoziologie* anschlussfähig. Diese stellt quasi die Synthese wissenssoziologischer und praxistheoretischer Grundagentheorien dar. Auf die Fragestellung der Arbeit bezogen erlangt sie insofern Relevanz, als davon ausgegangen werden kann, dass Familie als ein *Ort* der Tradierung milieuspezifischer Muster der Lebensführung und mit familienpezifischen Bewusstseinformen ausgestattet verstanden werden kann, wie Schallberger (2003: 17ff.) dies vorschlägt. Mannheim (1980: 79ff.) diskutiert diese spezifischen Bewusstseinsströme in seiner relationistisch angelegten Wissenssoziologie, die im Kern die Vorstellung von der Gebundenheit der Weltanschauungen an einen sozialen Standort im Sinne einer „sozialen Struktur des Bewusstseins“ formuliert und damit die Bedeutung der Gruppe und ihre prägenden „Erlebnisschemata“ betont. Daran anknüpfend fasst Mannheim *Weltanschauungen* als „strukturell verbundene Reihe von Erlebniszusammenhängen, die zugleich für eine Vielzahl von Individuen die gemeinsame Basis ihrer Lebenserfahrung (...) bildet“ (ebd.: 101). Folglich sei ein Großteil individueller Erlebnisse, Auffassungen und daraus erwachsendes Handeln aus „vorangehenden gemeinschaftlichen Erlebniszusammenhängen heraus sozusagen prädeterniert“ (ebd.: 81) und insofern charakteristisch für eine bestimmte *Gruppe* oder ein Zeitalter. Diese Bindung an eine Gruppe ermögliche, so Mannheim weiter, ein *konjunktives Verstehen* als „vorreflexive“ Verständigung innerhalb eines Erfahrungsraumes, welches zu unterscheiden sei von der „theoretisch-reflexiven“ *Interpretation*, die eine Anschlussfähigkeit von Wissen und Denken einer Gemeinschaft an andere, „fremde“ Gemeinschaftsgruppen gewährleistet (ebd.: 272). Jenes *konjunktive Wissen*, mimetisch angeeignet und habitualisiert, wird handlungsleitend wirksam. In den Handlungspraktiken, im Sprechen, Darstellen und Argumentieren, so Bohnsack (2008), *dokumentiert* sich ein spezifischer Habitus (Bourdieu 1976), den sich die *praxeologische Wissenssoziologie* mit der Frage nach dem *Wie* und damit nach dem *modus operandi* zu erschließen versucht.

6.1.5 Doing Family – Familie als Herstellungsleistung

Das Konzept der alltäglichen Lebensführung und mehr noch praxistheoretische Überlegungen im Allgemeinen haben innerhalb der Familiensoziologie eine eingehende Rezeption erfahren. Familie wird hiernach im Sinne eines *Doing* resp. *Displaying Family* oder in der deutschsprachigen Wendung der *Herstellung von Familie* als Handlungs- und Praxiszusammenhang betrachtet (vgl. Jurczyk 2014, Arx/Duchêne-Lacroix 2013, Jurczyk et al. 2009, Finch 2007, Nelson 2006, Schier/Jurczyk 2007, Bianchi 2006, Perlesz et al. 2006). Diese

Perspektive auf Familie hat spätestens mit dem Siebten Familienbericht (BMFSFJ 2006) auch über den Fachdiskurs hinaus eine breitere Aufmerksamkeit erhalten. Grundlegend für diese Sichtweise ist die Annahme, dass Familie per se nicht mehr als gegeben vorausgesetzt werden kann. Die Fliehkräfte postmoderner Gesellschaften – gespeist aus verflüssigten Geschlechter- und Elternbildern – lassen handlungsleitende Wissensbestände erodieren und Aushandlungsprozesse zwischen familialen Akteurinnen und Akteuren notwendig werden. Familie muss *erarbeitet* werden, wie Jurczyk (2014), Schier/Jurczyk (2007), Schier (2009), Jurczyk/Keddi/Lange/Zerle (2009) aus einer konstruktivistisch gewendeten Perspektive auf die *Herstellungspraktiken* von Familie herausarbeiten¹. Ihren Ausgangspunkt nimmt diese Perspektive spätestens mit West/Zimmermann (1987) und deren (auch innerhalb der Geschlechterforschung kritisch diskutierten) Unterscheidung zwischen Geschlecht als *sex* (in bezug auf die Geburt), *sex-categorie* (askriptiv zugeordnetes Geschlecht) und *gender* (soziales Geschlecht), mit der sie auf Garfinkels (1967) Annahme der Geschlechtszugehörigkeit als eine fortlaufende Produktion im alltäglichen Vollzug aufbauen (vgl. auch Hirschauer 1994). In ihrem grundlegenden Aufsatz *Doing Gender* verstehen West/Zimmerman Geschlecht nicht als natürliches oder erworbenes Merkmal, sondern betonen die aktive Her- und Darstellung vor allem in alltäglichen Settings. Dieses performative Handeln orientiert sich dabei am Wissen darüber, wie man sich als *Mann* oder *Frau* zu verhalten hat. Es ist diese aktive Leistung und Hervorbringung eines Verhaltens, das ein Beobachter als *männliches* oder *weibliches* Verhalten deuten kann. Die Autorin und der Autor begreifen Geschlecht als soziale Konstruktion und ein Merkmal sozialer Situationen. Abgesichert werden diese Prozesse durch eine Fülle institutioneller Arrangements, die durch relativ vage Handlungserwartungen bis hin zu konkreten Interaktionsskripten unterfüttert werden. Wenngleich ohne direkten Bezug auf West/Zimmermann liefert Hertz (2006) eine erste familiensoziologische Wendung des Konzeptes in jenes des *Doing Family*. Mit Bezug auf eine Reihe AutorenInnen wie etwa Magret K. Nelson (2006) zeigt sie, wie Familie vor dem Hintergrund idealer Leitbilder hergestellt wird. Hierbei steht jedoch weniger im Vordergrund, wie Akteurinnen und Akteure in (Fortsetzungs-)Familien eine zunächst intern selbstvergewisserte Familienrealität vor dem

¹Ob die Rede von Familie als *Herstellungsleistung* begrifflich gelungen ist, darf bezweifelt werden. So schwingt im Terminus der *Herstellung* ebenjene serienmäßige, maschinelle und damit rationalisierte Produktion von Gütern und Waren mit, die mit Familie eben gerade nicht in Verbindung gesehen wird oder gesehen werden will. Gleichzeitig scheint vor dem Hintergrund übergreifiger Erwerbsarbeit – der Entgrenzung von Arbeit – und der Übertragung ökonomischer Prinzipien sowie emotionaler „Spill-Over-Effekte“ eine Deutung familialen Zusammenlebens als zeitlich-räumlich getaktete und insofern rationalisierte *Herstellung* durchaus naheliegend.

Hintergrund eines diskursiv und faktisch nach wie vor dominanten bürgerlichen Kernfamilienmodells interaktiv und kommunikativ darstellen und aushandeln (vgl. Burkart 2008: 28f., Hoffmann-Riem 1984). Hierzu lohnt sich der Blick auf die Arbeiten von Burgess (1926), der mit Rekurs auf weitere Vertreter der *Chicago School of Sociology*, etwa Thomas/Znaniecki (1918-1920) und Robert E. Park (1921), die Grundannahmen des Symbolischen Interaktionismus auf die Familie angewandt und damit die interne Dynamik familiärer Beziehungen untersucht hat. Aus interaktions- und handlungstheoretischer Sicht kann Familie als durch ihre Mitglieder, deren Vorstellungen, Erwartungen und Bedürfnisse konstruierte soziale Wirklichkeit betrachtet werden bzw. – mit Rekurs auf Überlegungen der Ethnomethodologie Garfinkels – als „ongoing accomplishment of the concerted activities of daily life“ (Garfinkel 1967: 7, vgl. auch Mehan/Wood 1975). So ist es auch die Ethnomethodologie und insbesondere die Konversationsanalyse Harvey Sacks' (1998), in der die Idee des *Doing* als Fokus sozialwissenschaftlicher Beobachtung ihren Ausgangspunkt nimmt, indem allen voran gefragt wird „How is that social activity *done*?“ (Churchill 1971: 183, Hervorhebung TS). Hieran anknüpfend lässt sich festhalten, dass sich Familie gewissermaßen im alltäglichen Interaktionsprozess der Familienmitglieder konstituiert (vgl. Burgess 1926, Dittrich 1985: 80, Keppler 1994). Dieser Gedanke wird neben praxistheoretischen Überlegungen und der weiter oben bereits eingeführten Perspektive der *Alltäglichen Lebensführung* im Konzept der *Familie als Herstellungsleistung* in den Arbeiten von Jurczyk und Schier empirisch begründet weitergedacht (vgl. Jurczyk 2014, Schier 2009, Jurczyk et al. 2009, Schier/Jurczyk 2007). Drei Grundformen der *Herstellung von Familie* lassen sich den Autorinnen nach identifizieren (vgl. Jurczyk 2014, Schier 2009):

1. *Balancemanagement* als „organisatorische, logistische Abstimmungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag praktisch lebbar zu machen“ (Jurczyk 2014: 128),
2. *Konstruktion von Gemeinsamkeit* als die im Alltäglichen wie Außeralltäglichen geleistete familiäre Identitätsarbeit und Herstellung gruppenbezogener Selbstbeschreibungen und *Wir-Gefühl* und
3. *Displaying Family* als Praktiken des Anzeigens eines Familienzusammenhangs gegenüber anderen.

Diese als maßgeblich benannten Grundformen der Herstellung von Familie (ebd.) sollen im

Weiteren knapp skizziert und einer kurzen Kritik unterzogen bzw. erweitert werden².

Balancemanagement: Balance legt eine Ausgeglichenheit zwischen bspw. Erwerbs- und Familienarbeit nahe, Solidarität zwischen den familialen Akteurinnen und Akteuren oder aber auch den Zeitbudgets mit Blick auf Familienarbeit und individuelle Zeiten. Problematisch ist der Begriff des *Managements*, schwingt hier doch die von Habermas konstatierte „Kolonialisierung der Lebenswelt“ durch die Arbeitslogiken der Produktion und Rationalisierung familialer Lebensführung mit. Alternative Termini sollen freilich nicht den Blick darauf verstellen, dass Familienarbeit eben *Arbeit* ist, jedoch stellt sich die Frage nach der Passgenauigkeit des aus der Ökonomie stammenden planvollen und im Sinne Webers zweckrational motivierten Managementbegriffs.

Konstruktion von Gemeinsamkeit: *Gemeinsamkeit* ist in soziologischer Hinsicht ein nur wenig anschlussfähiger Begriff und beinhaltet zudem eine positive Verengung der Herstellungsprozesse von Wir-Gefühl und *Gemeinschaft*. Wie auch die soziologischen Klassiker zum Gemeinschaftsbegriff Ferdinand Tönnies und Emile Durkheim konstatieren, erfährt der Begriff der Gemeinschaft – in Abgrenzung zur Gesellschaft – eine harmonische Verklärung. Dabei kann es ebenso gut sein, dass die Fiktion von Konsens (Hahn 1983) oder eine Dissensfiktion (Hildenbrand 2006) konstitutiv für persönliche Beziehungen in Familien sind und müssen nicht zwingend den Charakter des Destruktiven haben. Ähnlich wie in den Forschungen zur Partnerwahl kann auch die Komplementarität im Gegensatz zur Ähnlichkeit für Familie bestimmend und stabilisierend sein.

Displaying Family: Praktiken des Anzeigens persönlicher Beziehungen in Familien als besonderer Form einer sozialen Gruppe dürften keineswegs nur nach außen gerichtet und in untypischen Familienformen, die unter besonderem Legitimationsdruck stehen, beobachtbar sein. Vielmehr gilt es ebenso, für die Familienmitglieder nach Innen anzuzeigen, dass es sich bei dem *Tun* und der Zuwendung um Handeln im Sinne einer Familie und der darin eingelagerten persönlichen Beziehungen handelt – und dies nicht einmal immer reflexiv bewusst und ästhetisch inszeniert, wie Jurczyk (2014: 129) vermutet, sondern durchaus auch im „prakti-

²Ein insgesamt neun Dimensionen umfassendes Modell zur Beschreibung von Familie als Herstellungsleistung legen Arx/Duchêne-Lacroix (2013) vor. Die dort in einem ersten Zugriff umrissene und als Heuristik zu verstehende Zusammenstellung fächert die von Jurczyk und Schier vorgeschlagene analytische Differenzierung dreier Grundformen der Herstellungsleistung von Familie weiter auf. Folgende – mitunter wenig trennscharfe – Facetten werden knapp anhand eines empirischen Fallbeispiels entwickelt: *Reproduction, Economy/Budget, Choreography of Coexistence, Care and Emotions, Social Networking, Positioning in Social Space, Culture and Information Update, Identifying and Displaying*.

schen Bewusstsein“ (Giddens 1997: 57) und damit frei vom Binnendiskurs.

6.1.6 Exkurs: Theoretische Zugänge der Multilokalitätsforschung (zur Familie)

Wie bei auch bei der Forschung zur Familie selbst ist der Blick auf vorhandene Theorieangebote zwingend, empfehlen diese doch einen spezifischen Blick auf den Untersuchungsgegenstand und bieten hiernach die Möglichkeit einer Eingrenzung. Dies trifft freilich auch auf das noch junge Feld der 'multi-locality studies' zu. Dieses beansprucht eine Reihe theoretischer Zugänge zur Erschließung seines Kernthemas – der Mehrörtigkeit alltäglicher Lebensführung und des Wohnens – auf der Mikro-, Meso- sowie Makroebene. Rekuriert wird hierbei auf die konzeptuellen und theoretischen Felder der Soziologie, Geographie, Anthropologie sowie der Kulturwissenschaften (vgl. für eine Zusammenschau Weichhart 2015). Die genuin soziologischen Arbeiten im Bereich der Multilokalitätsforschung bewegen sich im Grunde genommen auf ähnlichem wenn nicht gar demselben Terrain wie die Familienforschung selbst (vgl. Kap. 6.1, S. 83), weshalb sich an dieser Stelle damit begnügt wird, maßgebliche Ansätze zu benennen und auf einschlägige AutorInnen zu verweisen. Neben gesellschaftstheoretischen Anleihen, d.h. modernisierungs-, globalisierungs-, individualisierungs- und differenzierungstheoretischen Überlegungen, greifen diese mit Blick auf soziologische Theorien zumeist auf ein handlungstheoretisches Vokabular zurück. Für die Erforschung spezifischer Praktiken der Multilokalität resp. Multilokalisierung bilden daher *Praxistheorien* (vgl. Schier/Schlinzig/Montanari 2015, Schier 2013b, Schinkel 2013, Haugen 2010) eine zentrale Bezugsgröße. Darüber hinaus rekurren Studien auf die *phänomenologische Soziologie* – ausgehend von den Wohnenden und deren Lebenswelten etwa mit Blick auf Konstitution und Strukturen multilokalen Alltagslebens (vgl. Hilti 2013), auf *Austauschtheorie* resp. *Rational-Choice-Theorie* – etwa zur Erklärung von Zusammenhängen von Mobilität, lokalen Strukturen, kollektiven wie individuellen Orientierungen und ortsbezogenem Handeln (vgl. Petzold 2013). Ferner wird sich auf die *philosophische Anthropologie* sowie die aus den Science and Technology Studies (STS) hervorgegangene *Actor-Network-Theory* (ANT) gestützt (vgl. Weiske/Petzold/Schad 2015). Mit Letzterer erlangt ein durch die Soziologie lange Zeit nicht berücksichtigter Aspekt Aufmerksamkeit, der der physisch-materiellen (Artefakt-)Welt, und wird zum Verständnis mehrörtiger Lebensführung in Anschlag gebracht. Objekte und Artefakte stellen hiernach konstitutive Bestandteile sozialer Praktiken dar, erlangen den Status von Akteurinnen und

Akteuren bzw. im Sprachgebrauch der ANT von *Aktanten*, die in netzwerkähnlichen Assoziationen mit anderen (auch menschlichen) Aktanten agieren und damit zum Ausgangspunkt einer Handlung werden (vgl. Latour 2005, 1996, Reckwitz 2004).

6.2 Die mehrörtige Familie: Familienforschung und raumsoziologische Überlegungen

6.2.1 Die Familie in raumsoziologischer Betrachtung

Familiensoziologie und Raumsoziologie standen bis auf Ausnahmen³ lange Zeit recht unverbunden nebeneinander. Sich mit *multilokalen* Familienarrangements zu befassen, zieht es unweigerlich nach sich, auch raumsoziologische Überlegungen anzustellen. Und dies nicht nur, weil der Begriff der Multilokalität selbst raumsemantische Bezüge in sich trägt, sondern auch, da die Akteurinnen und Akteure in diesen Familien in verschiedenster Weise – physisch/körperlich, virtuell, imaginiert, kommunikativ (vgl. Büscher/Urry 2009: 101f.) – mobil sind und der Raumbezug für deren Selbstbetrachtung und Fremdbeschreibung zentral ist. Während *Familie* seit den Anfängen der Soziologie kontinuierlich Gegenstand von Untersuchungen ist, erlebt die Auseinandersetzung mit *Raumfragen* im deutschsprachigen Diskurs erst seit etwa den 2000er Jahren eine Renaissance. Nach etlichen Beiträgen soziologischer Klassiker zu Beginn des 20. Jahrhunderts – vor allem durch Durkheim (1981 [1895]) und Simmel (1992 [1908]) – wird der Soziologie durch einige AutorInnen „Raumvergessenheit“ (Schroer 2006) oder gar „Raumbblindheit“ (Weichhart 2008, Sturm/Löw 2005, Löw 2001) attestiert, die erst in den 1970er Jahren durch Arbeiten von beispielsweise Lefebvre (1974) wieder aufgeweicht wird. Seit Ende der 1990er Jahre wird der Kategorie *Raum* als einer von drei maßgeblichen Dimensionen von Alltag (vgl. Felski 1999/2000, Korvela/Rönkä 2009) innerhalb der Sozialwissenschaft gesteigerte Aufmerksamkeit geschenkt. Der „räumelnden Diskurs“ um die Begrifflichkeiten und Konzepte von *Raum* verursauche angesichts der Mannigfaltigkeit der Bezugnahmen und multidisziplinären Deutungsangebote der Raumkategorie „semantische Schwindelgefühle“, wie Hard (2008) auch mit Blick auf die soziologische De-

³Zeiger und Zeiger (1993, 1988) etwa haben den Raumbezug vor allem in der Kindheitsforschung an der Schnittstelle zur Familienforschung populär gemacht. Wie bereits dargelegt, hat auch Bertram (2002) hierzu mit seinem Konzept der *multilokalen Mehrgenerationenfamilie* einen bedeutsamen Beitrag geleistet (vgl. auch Kap. 3 zur Bestimmung des Familienbegriffs, S. 20).

batte polemisch festhält und damit über das Ziel einer kritischen Diskussion dieser Entwicklungen hinausschießt. Bei aller Irritation hat es Sinn, sich den unterschiedlichen Konzepten zuzuwenden und aus den verfügbaren Inventaren diejenigen herauszugreifen, die im Sinne der hier bearbeiteten Fragestellung brauchbare Erkenntnisse versprechen. Nicht zuletzt zeigt sich angesichts der komplexen *Raum*-Debatten die Notwendigkeit, offenzulegen was genau gemeint ist, wenn von *Raum* die Rede ist.

Wenngleich Löw/Sturm (2005) die soziologische Diskussion mit der Skizzierung von Traditionslinien firmen, lohnt für eine systematisierende Zusammenschau der bis dato geführten sozialwissenschaftlichen Debatten der Blick in die (Human-)Geographie und deren Begriffsrepertoire. Die Soziologie hat hiervon bisher offenbar kaum Notiz genommen. Im Folgenden sollen daher in einem knappen Zugriff für die Diskussion zentrale Raumkonzepte angedeutet werden und auf den Ertrag für die Betrachtungen mehrörtig situierter Familien hin betrachtet werden. Im Wesentlichen wird sich hierbei auf die Darstellungen von Weichhart (2008) bezogen.

Raubegriffe

Die soziologische resp. sozialwissenschaftliche Debatte um *Raum* ist eine weit verzweigte und kann und muss hier nicht en détail nachgezeichnet werden. Festgehalten werden kann, dass die Soziologie mit Schroer (2006) und Löw (2001) im *Raum*-Diskurs prominente VertreterInnen hat und daran arbeitet, ihre für lange Zeit attestierte *Raumblindheit* zu revidieren. Gleichsam bleibt ihr räumliches Begriffsrepertoire wenig differenziert. Brauchbar für den Zweck dieser Arbeit ist daher der Blick auf Weichhart (2008: 75ff.), Vertreter einer „schwachen Form des Raumexorzismus“, der ein elaboriertes Inventar von Gebrauchsweisen und Bedeutungen des Raumbegriffs vorgelegt hat, das sowohl die physisch-materielle Dimension von Raum kennt wie auch die der Kognitionen und sozialen/kulturell gebundenen Konstruktionen. Er unterscheidet im Wesentlichen sieben Raumkategorien:

Raum₁ beschreibt einen sichtbaren materieller Weltausschnitt als Erdräumausschnitt. Maßgeblich hierfür ist eine Art „Adressangabe“, die ein geografisches Gebiet benennt, bspw. der Mittelmeerraum.

Raum₂ bildet das klassische, viel zitierte und kritisierte Container-Raum-Konzept ab. Es handelt sich dabei um eine „eigenständige ontologische Struktur, die unabhängig von ihrer dinglich-materiellen Erfülltheit existiert“ (ebd.: 76).

Raum₃ In Abgrenzung zum materiellen Raum stelle dieser keine eigene Gegenständlichkeit dar. Vielmehr sei dieser nach Weichhart (ebd.: 78) als ein mentales Konzept immaterieller Relationen und Beziehungen zu verstehen und verweise auf kulturell und epochal gebundene Ordnungsstrukturen und -raster betrachtender Subjekte. Beispielhaft führt er u.a. Farbräume und topographische Karten an.

Raum₄ ist als „relativistisches“ Raumkonzept angelegt, das keinen Containerraum, sondern Relationen zwischen (von den Sozialwissenschaften allzu oft und lange vernachlässigten) physisch-materiellen Dingen und Körpern im Sinne eines Beziehungsraums kennt. Weichhart stellt hierbei die Bezugnahme auf materielle Aspekte sozialer Phänomene zentral. Diese relationale Räumlichkeit der Körper- und Dingwelt ist hiernach eines der Medien, mittels derer Akteurinnen und Akteure im Handlungsvollzug physisch-materiellen Dinge, subjektive Wahrnehmungen und Deutungen sowie soziale Sachverhalte aktiv aufeinander beziehen (ebd.: 81).

Raum_{1e} wird als ein kognitives Konzept eingeführt, das zuvorderst mit dem Alltagshandeln der Subjekte verbunden ist. Es verweist auf die erlebten, subjektiv wahrgenommenen und aufgeladenen Raumkonzeptionen und stellt quasi eine imaginierte Verschmelzung von Naturelementen, materieller Kultur sowie sozialer Interaktionen zu räumlich strukturierten Erlebniszusammenhängen dar (ebd.: 83). Durchaus mit wissenssoziologischem Anschnitt (vgl. Kap. 6.1.4, S. 89f.) und damit anknüpfend an Mannheim (1980) (ohne diesen zu benennen) stellt Weichhart heraus, dass diese Konstruktionsleistungen kultur- resp. gruppengebunden sind und kollektive Images erlebter Räume mit intersubjektiver Geltung darstellen.

Mit **Raum₅** rekurriert Weichhart auf Kant, der Raum epistemologisch als den Erfahrungen vorgelagerte Bedingung bzw. Art und Weise der Gegenstandswahrnehmung konzeptualisiert, mit deren Hilfe Wahrnehmungsinhalte organisiert werden (ebd.).

Besonders interessant für das Anliegen der vorliegenden Studie ist abschließend das Konzept des **Raums_{6S}**. Diese stellt Raum als *sozial konstituiert* und *durch Handlungspraktiken konstruiert* dar. Eine Raumkategorie, die in der Soziologie vor allem durch Löw (2001) eingeführt wurde. Weichhart stellt hierbei Bezüge zu einer Reihe seiner zuvor elaborierten Raumkategorien her: Raum₄, ₁ und _{1e} (ebd.: 326ff.). Die dinglich-materiellen Lagerrelationen des Raums₄ erlangen in Verbindung mit den alltäglichen Raumkognitionen der Akteurinnen und Akteure – dem Raum _{1e} – in einem geografischen Erdraumausschnitt (Raum₁) und spezifischen sozialen Praktiken der Akteurinnen und Akteure – „Programmen“ wie es Weichhart nennt – Relevanz. So wird dieser Raum *durch* soziale Praktiken konstituiert und *begründet* gleichsam Praktiken der Raumkonstruktion.

Wird der Blick nun wieder auf die hier interessierenden multilokalen Familienarrangements gerichtet, so kommt diesem Konzept mindestens in zweierlei Hinsicht Bedeutung zu; (1) in Hinblick auf das (räumlich verengte) Verständnis von *Familie*(-nhaushalten) in der Familienforschung selbst (vgl. Kap. 3, S. 20ff.) und (2) auf die raumbezogenen Konstruktionsleistungen von Familie als Gruppe und damit familialer Identität durch aktiv wie passiv multilokale Akteurinnen und Akteure.

6.2.2 Zur raumübergreifenden Herstellung persönlicher Beziehungen: Deutungsangebote aus den Forschungsfeldern zur Multi- und Translokaliät

Wie bereits gezeigt werden konnte, sind mehrörtige Formen und Praktiken sozialer Beziehungen per se nicht neu (vgl. Kap. 5.2.1, S. 48ff.). Das verstärkte sozialwissenschaftliche Interesse daran sehr wohl, befördert auch durch den Umstand, dass insbesondere neue Informationstechnologien wie Email, Voice-over-IP-Telefonie und Chats sowie Raumdistanzen minimierende Transporttechnologien die Realisierung und Verstetigung von Kommunikation und Interaktion über größere Entfernungen hinweg und damit *translokale Wechselbeziehungen* temporär oder dauerhaft nicht kopräsender Personen ermöglichen. Neben der Soziologie wendet sich auch die Sozialgeografie und Kulturanthropologie in ihren Forschungsarbeiten den sozialen, ökonomischen und politischen Wechselwirkungen zwischen multilokalen Akteurinnen und Akteure zu, die an mehr als einem Ort aktiv sind (vgl. u.a. Rolshoven 2007, Weiske et al. 2008). Daran schließen Fragen nach der Konstitution und Aufdauerstellung raumübergreifender Verflechtungsstrukturen und der Bedeutung von konkreten Orten und räumlichen Strukturen für die Lebensführung und Vergemeinschaftung mehrörtig Lebender an. Mindestens drei Zugänge konnten hierfür bereits erste wertvolle Antworten finden: Die Netzwerk- und Transnationalismusforschung sowie die ‚mobilities studies‘⁴. Ersterer öffnet den Blick über einzelne soziale Beziehungen hinaus auf deren Relation, Dynamik und Funktionalität für die soziale Integration der einzelnen Netzwerkakteurinnen und Akteure (vgl. Hollstein 2006). Die Netzwerkforschung richtet ihren Fokus darüber hinaus auf die räum-

⁴Die folgenden Darstellungen sind in Grundzügen inhaltlichen angelehnt an die Überlegungen des Autors in einem gemeinsam mit Dr. Michaela Schier (Deutsches Jugendinstitut e.V. München) und Giulia Montanari (Kollektiv *Monadenscience*) verfassten Beitrag: Schier, Michaela; Schlinzig, Tino; Montanari, Giulia (2015): The Logic of Multi-local Living Arrangements: Methodological Challenges and the Potential of Qualitative Approaches. In: Tijdschrift voor economische en sociale geografie / Journal of Economic and Social Geography, Special Issue 'Multi-locality Studies - A Residential Perspective', Vol. 106, No. 4, pp. 425-438.

liche Anordnung beispielsweise von Familienbeziehungen und zielt auf die Rekonstruktion von subjektiven Raumdeutungen und sozial-räumlichen Verortungen (vgl. Ohnmacht 2009). Die Wechselbeziehungen mehrörtig lebender Akteurinnen und Akteure hat ferner die Migrationsforschung zum Untersuchungsgegenstand. Deren lange Zeit währende bipolar verengte Sicht auf Gründe und Wirkungen von Migrationsprozessen bzw. Push- und Pullfaktoren von Standorten wurde durch das Konzept der *Transnationalität* aufgeweicht und damit eine Perspektive auf mehrfache soziale Ortsbindungen und die dynamischen Prozesse zwischen den einzelnen Schauplätzen eröffnet (vgl. u.a. Pries 2010, Pries 2008, Faist 1999). Transnationale Beziehungen können dabei unterschiedliche Gestalt annehmen: monetären Remissen, bürgerschaftlichen Engagements im Herkunfts- und Migrationsland und/oder der Ausbildung *translokaler Identitäten* (vgl. Dahinden 2010: 393f., Lutz 2007). Im Zentrum des Interesses stehen die Verbindungen zum Heimatort und die Verankerung im Zielland (vgl. Dahinden 2010). Mit Blick auf das hier im Fokus diskutierte Phänomen der Multilokalität als „*vita activa an mehrere Orten*“ (Rolshoven 2006: 181) spricht Weichhart (2009) von Standortofferten verschiedener lokaler Standorte im ökonomischen, politischen, kulturellen und sozialen Sinn, die solche sozialen Beziehungen verstetigen und die balancierte Nutzung mehrere Orte evozieren. Eine Vervielfachung der Orte alltäglicher Lebensführungen und die Integration multilokaler Akteurinnen und Akteure in verschiedene geographische, ethnische und kulturelle Kontexte müssen nicht notwendigerweise über Nationalstaaten hinweg geschehen, wie Oßenbrügge (2004) bereits richtig herausstellt. Vor dem Hintergrund der Debatten um den verengten räumlichen Bezugsrahmen soziologischer und geografischer Beobachtung und Analyse – einem methodologischen Nationalismus, Regionalismus oder Lokalismus – stehen hierbei auch Fragen nach der Analyse-, Bezugs- und Erhebungseinheit der Untersuchungen zur Debatte (vgl. Pries 2010, Vertovec 2009, Beck 1997). Pries (2008: 30) plädiert folglich, statt von „transnationale[n] Sozialräume[n] von *translokalen Sozialräumen* [Hervorhebung TS] [zu sprechen], d.h. [von] Ortsgrenzen überschreitende[n] Verflechtungsbeziehungen, die auf eine Reihe geteilter sozialer Praktiken und Symbole rekurrieren“. Analog zu Nationalstaaten überschreitenden Formen raumübergreifender Vergemeinschaftung sind diese ebenso durch dauerhafte Interdependenzen und Reziprozitäten über räumliche Grenzen hinweg charakterisiert (vgl. Dahinden 2010). Wie ihre monolokalen Pendanten zeichnen sich persönlicher Beziehungen in multilokal situierten Lebensarrangements aus durch ihre relative Dauerhaftigkeit, personelle Unersetzbarkeit und ihre emotionale Fundierung (vgl. Lenz/Nestmann 2009). Darüber hinaus weisen Lenz/Nestmann darauf hin, dass es für die Verstetigung dieser Bezie-

hungen Gelegenheiten zur gemeinsamen Anwesenheit und eines persönlichen Wissens über den oder die Andere/n bedarf (ebd.). Insbesondere die gemeinsame *physische* Kopräsenz jedoch und die Aktualisierung des Wissen um und über die anderen stellt mehrörtig Lebende vor Herausforderungen (vgl. Berger 1995, Duchêne-Lacroix 2009, Hilti 2009, Schier 2009). So brechen temporär anwesend Multilokale mit gängigen kulturellen Erwartungen zur Anwesenheit in beispielsweise Familie und Paarbeziehung und bauen multiple Ortsbindungen auf. Die transnationale Anthropologie berücksichtigt mit Vertovec (2009: 68) im Sinne eines „habitus of dual orientation“ ortsgebundene wie -übergreifende Wissensvorräte sowie Verhaltenserwartungen und wie diese durch multilokale Akteurinnen und Akteure aufeinander bezogen werden. Weitgehende Versuche einer Zusammenführung soziologisch relevanter Aspekte mit denen der Anthropologie und Geographie liegen aus dem Bereich der ‚mobilities studies‘ vor (vgl. Sheller 2011). Mit Blick auf verschiedene Formen räumlicher Mobilität, der Zirkulation von Informationen und Rimessen, der notwendigen Infrastrukturen und damit eng verbundene ungleiche Teilnahme- und Zugangschancen wurden im Rahmen der sogenannten ‚mobile methods‘ vielversprechende und vorzugsweise qualitative Ansätze unter anderem zur Analyse visueller Daten und begleitender Beobachtungen vorgelegt (vgl. Sheller 2011, Sheller/Urry 2006). Allerdings sind bisher systematisch aufeinander bezogenen Beobachtungen sozialer Praktiken multilokal lebender Akteurinnen und Akteure sowohl an den jeweiligen Orten der Lebensführung wie über diese hinweg und zwischen diesen spärlich (vgl. Schier 2013b). Gleichmaßen gilt es dabei, die aktiv an mehreren Orten lebenden Akteurinnen und Akteure wie auch die an den jeweiligen Orten verbleibenden passiven multilokal Lebenden zu untersuchen. Geteilt wird an dieser Stelle die Kritik Pries‘ (2010: 31) an Urrys Plädoyer für einen ‚mobile turn‘ und damit die Mobilisierung sozialwissenschaftlicher Beobachtung als eine voreilige Enträumlichung und damit Aufgabe bedeutsamer Bezugseinheiten sozialwissenschaftlicher Forschung. Beides gilt es zu berücksichtigen: räumlich-physische Aspekte von Wohnen und Mobilität (etwa als Ausdruck familialer Identitätskonzepte) sowie die Synthetisierung von Elementen in diesem zu einem subjektiv erlebten Raum bzw. Räumen über mehrere Wohnorte hinweg (vgl. hierzu auch die in Kap. 6.2.1, S. 95ff. eingeführten Raumkonzepte).

6.3 Familiäre Identität als Herstellungsprozess: Sozialwissenschaftliche Ansätze der Identitätsforschung und Versuch einer Eingrenzung

Studien zum Alltag von Familien unterscheiden sich nicht nur mit Blick auf die theoretischen Grundlagen (vgl. Kap. 6.1, S. 83ff.), sondern auch auf die adressierten Analysedimensionen wie Rönkä/Korvela (2009) in ihrer Zusammenschau aktueller Untersuchungen festhalten. So werden neben der Ebene (1) der individuellen Familienmitglieder, (2) die der Paare resp. Dyaden und/oder (3) der Familie als Kollektiv in ihrer emotionalen, praktischen und zeitlich-räumlichen Verfasstheit fokussiert. Hinzuzufügen wäre eine vierte Dimension, die des näheren und weiteren sozialen Umfelds, namentlich des sozialen Netzwerkes und des kulturellen Kontextes insofern, als individuelles und kollektives Handeln in kulturelle Muster einer Gruppe und der weiteren Gesellschaft eingebettet sind, die den öffentlichen Diskurs um Familie repräsentieren (vgl. für eine mögliche Differenzierung von Analyseebenen persönlicher Beziehungen auch Lenz/Nestmann 2009). Identitäten können auf diese Ebenen bezogen werden – als analytischer Begriff wie die dem zugrundeliegenden sozialen Aggregate: persönliche, gruppenbezogene und kollektive. Das begriffliche Konstrukt *Identität* ist in der damit befassten sozialwissenschaftlichen Forschung unscharf konturiert und ein bisweilen unüberschaubar breit diskutiertes Phänomen. Der gern auch verwendete Plural *Identitäten* deutet darauf hin, dass sich nicht nur auf der Phänomenebene selbst und damit im Alltagsdiskurs eine Vervielfältigung der Ausprägungen beobachten lassen, sondern der Fachdiskurs ebenso zahlreiche Spielarten kennt. Konsens besteht offenbar darüber, dass es sich dabei um ein wie auch immer geartetes Konzept von 'Selbst' dreht und Identität Ergebnis von Kommunikations- und Interaktionsprozessen ist. Neben der Schwierigkeit einer theoretisch-konzeptuellen Eingrenzung stellt sich ferner die Frage einer empirischen Überprüfung, wie Höfer/Straus (1997) vollkommen zu recht anmerken, dies um so mehr, als dass es methodisch einigermaßen anspruchsvoll sei, *Identitäten* für die Forschungsarbeit zugänglich zu machen. Der Phänomenbereich wirft eine Reihe methodologischer und methodischer Fragen auf, die später zu diskutieren sind (vgl. Kap. 8.1, S. 117 und Kap. 8, S. 117). Im Folgenden sollen zunächst maßgebliche Linien des soziologischen resp. sozialpsychologischen Identitätsdiskurses nachgezeichnet und erste Ableitungen für den hier interessierenden Begriff der *Familienidentitäten* vorgenommen werden. Diese Betrachtungen werden sich pragmatisch und vor dem Hintergrund der Vielzahl an grundlegender Einführungsliteratur zum Thema (vgl. exemplarisch Eickelpasch/Rademacher

2013, Abels 2010, Assmann/Friese 1998) mit den für den Fokus der hier versuchten konzeptuellen Überlegungen zentralen Schauplätzen der Diskussion befassen.

6.3.1 Personale, Gruppen- und kollektive Identität

Identität als theoretisches Konzept ist, wie bereits angedeutet, ein schillerndes und innerhalb der Sozialwissenschaft gibt es diesbezüglich keine einheitliche Bestimmung. Grundsätzlich und für das Interesse dieser Studie von Interesse ist die Differenzierung zwischen *personaler*, *Gruppen-* und *kollektiver Identität*, die hier kurz eingeführt werden sollen.

Den Beginn der Diskussion um einen soziologischen Begriff von (personaler) Identität markiert in der Weiterführung des Pragmatismus der *symbolische Interaktionismus*. Zentral hierfür sind die Überlegungen von George H. Mead (1973) und später von Erving Goffman (1988 [1967]). Erster sieht Identität als Produkt vorlaufenden Austausches zwischen den Individuen. Für die Entwicklung von Identität erachtet er zwei Phasen als maßgeblich – das *Play* bzw. Rollenspiel in Interaktion mit *signifikanten Anderen* und das sozialen Regeln eines Gruppenzusammenhangs folgende *Game*, und damit verknüpft, die Übernahme der Perspektiven sog. generalisierter Anderer. Identität fußt in der Lesart Meads zudem auf zwei korrespondierenden Teilidentitäten des *Selbs*: dem triebfolgenden *I* und dem kanalisierten *Me* als Reflexion der durch andere 'empfohlenen' Selbstbilder, die mit Goffman (1988 [1967]) im Sinne sozialer Typisierungen als *soziale Identität* zu beschreiben sind. Goffman differenziert ferner zwischen *personaler* und *Ich-Identität*. Stellt erstes eine individuelle Kombination von 'Merkmalsausprägungen' – immer als Teil der Definition durch andere Personen – dar, greift zweites die subjektive Sicht der Akteurinnen und Akteure auf sich selbst auf (ebd.: 132). Etwas holzschnittartig lässt sich festhalten, dass diesen Beiträgen die Annahme gemein ist, personale Identität formiere sich in Interaktionen, ist insofern kontext- und damit an soziale Gruppen gebunden. Sie stellt ein Zusammenspiel aus Selbstbeschreibung und im Sinne von Verhaltenserwartungen resp. sozialen Rollen 'Spiegelungen' durch – signifikante wie generalisierte – Andere dar und ist mit eigenen und anderer Kohärenzansprüchen verknüpft. Sie bildet insofern einen Verschnitt zwischen Deskription und Askription. Identität wird in dieser Sichtweise nicht essentialistisch als etwas in Individuen primordial Eingeschriebenes erachtet, das es nur zu entfalten gilt, sondern vielmehr als fortlaufende Errungenschaft im alltäglichen Austausch der Subjekte mit ihrer unmittelbaren und weiteren sozialen Umwelt. Inspiriert durch Mead und in kritischer Auseinandersetzung mit Freud verhalf Erikson (1973) dem Begriff der **personalen**

Identität zu Popularität. Er wirft eine stärker psychanalytische resp. entwicklungspsychologische Perspektive auf das Phänomen. Wenngleich kaum eine präzise Bestimmung durch ihn vorgelegt wurde, erkennt Straub (1998: 83ff.) im Kern von Eriksons Identitätsbegriff die Idee der Einheit einer Person, die zurückzuführen sei auf psychische Synthetisierungs- und Integrationsleistung, durch die sich Individuen in ihrer Lebenspraxis kontinuierlich und Kohärenz in ihrem Alltagsleben herstellen würden. Ferner sei *Identität* in diesem Sinne vor allem (aber nicht ausschließlich) in der Adoleszenz mit einer spezifischen Krisenerfahrung und deren psychischer Bearbeitung verknüpft. Überwogen bis in die 1970er Jahre hinein sozialpsychologische Studien mit Vorstellungen passiv normenorientierter Subjekte, betonten Forschungsarbeiten seit etwa den 1990er Jahren Identitätsentwicklung als eine Gestaltungsaufgabe der Akteurinnen und Akteure, wie Liebsch (2010) diese Diskursverschiebung nachzeichnet. Im Zentrum stehen Überlegungen im Zusammenhang mit der für spätmoderne Gesellschaften charakteristischen Individualisierung und Erosionsprozessen vorgegebener Sozialformen sowie traditioneller Sicherheiten. Hiernach sei Identität im Plural zu denken. Die Beobachtung, dass Individuen in verschiedene soziale Kontexte eingebunden sind und unterschiedliche Lebenserfahrungen aufschichten, erzwingt ein Verständnis von Identität als zusammengesetztes Selbstbild bzw. unter anderem in den Worten von Keupp (1997) metaphorisch zugespitzt als eine durch *Identitätsarbeit* erlangte *Patchworkidentität*. Die Identitätskonstruktionen der Individuen sind eingebettet in unterschiedliche sozialen Erfahrungsräume und speisen sich hiernach aus verschiedenen **kollektiven Identitäten**, die anders als die personengebundene Identität auf Sozialzusammenhänge verweisen. Kollektive Identitäten als eine primäre Quelle personaler Identität können als symbolische Konstruktionen verstanden werden, die sich aus kommunikativem Handeln, aus an den Gruppenzusammenhang gebundene gemeinsame Erfahrungen, Erinnerungen und Selbstbeschreibungen speisen und in (autobiographischen) Narrationen objektiven Charakter erlangen (vgl. Christmann 2004, Keupp 1999, Knoblauch 1999, Berger/Luckmann 1987,). Aleida Assmann (1993) spricht in diesem Zusammenhang treffenderweise von „Diskursformationen“, die ihrem Verständnis nach mit einem System von Symbolen verknüpft sind, über die sich die Träger einer Kultur als zugehörig definieren. Sie stellen insofern „imaginierte Gemeinschaften“ (Anderson 1991) dar, die nicht notwendigerweise auf direkten und alltäglich in face-to-face-Interaktionen aktualisierten persönlichen Beziehungen basieren. Vielmehr weisen kollektive Identitäten einen über den konkreten Erfahrungsraum der Individuen hinausreichenden Raumbezug auf, etwa dann wenn der Blick auf städtische, regionale, nationale oder gar globale und damit auf raumbezogene kollektive

Identitäten gerichtet ist (vgl. Christmann 2004, Rost 2000, Hettlage 2000). Diese Arbeiten berücksichtigt den Zusammenhang von Identität und Raum im Sinne *raumbezogener Identitäten*. Fokussiert werden dabei jedoch zuvorderst Kollektive auf größerer geographischer Maßstabsebene. Eine systematische Verknüpfung von Zugehörigkeit resp. Identität sozialer Kleingruppen wie die in der vorliegenden Arbeit behandelten mehrörtig situierten Familien und Raum lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt nach Kenntnisstand des Autors nicht finden. Eine zwischen dem Konzept der personalen und kollektiven Identität vermittelnde Position nimmt der Begriff der *sozialen Gruppe* resp. der **Gruppenidentität** oder *Wir-Identität* (vgl. Elias 1988) ein, der bereits Aspekte der hier interessierenden Familienidentitäten in sich trägt. Neidhard (1999: 135) definiert eine Gruppe als ein „soziales System, dessen Zusammenhang durch unmittelbare und diffuse Mitgliederbeziehungen sowie durch relative Dauerhaftigkeit bestimmt ist.“ Wenngleich Gruppenzusammenhänge wie die Familie in direkter Kommunikation und Interaktion stabilisiert und aktualisiert werden, ist ihr Bestand nicht notwendigerweise gefährdet, sollten direkte Zusammenkünfte rar sein oder gar fehlen (vgl. Schäfers 1999b). Direkt wie vermittelt sei jedoch eine geteilte Sicht auf die Eigengruppe in Abgrenzung zu Fremdgruppen für eine Binnenkonsolidierung konstitutiv. Es braucht, wie Neidhardt (1999: 137) es fasst, eine „*Kristallisation von Wir-Gefühl*“ bzw. Sinn für das Gemeinsame, das mit einem (gruppen-)spezifischen Arrangement aufeinander bezogener sozialer Rollen und geteilter Orientierungen sowie einer *gemeinsamen habituellen Konfiguration* verknüpft ist, die der Distinktion zu anderen Gruppen dienen.

Wenngleich der Identitätsbegriff in seiner soziologischen Bestimmung vielgestaltig erscheint, helfen die zuvor knapp dargelegten Ausprägungen die folgenden Überlegungen zum Konzept der *Familienidentität* in einer ersten Suchbewegung zu konturieren, ohne einem gegenstandsbezogenen Verständnis des Phänomens vorzugreifen.

6.3.2 Familiäre Identität(en) und Identitätspolitik

Der Begriff der Familienidentität

Die Termini **Familienidentität**, *familiäre Identität* bzw. *family identity* sind nach Kenntnisstand des Autors in der angelsächsischen und deutschsprachigen Familienforschung vergleichsweise selten gebrauchte und kaum theoretisch unterlegt und/oder konzeptionell knapp umrissen (vgl. Arx/Duchêne-Lacroix 2013, Suter 2008, Galvin 2006, Ehalt 2002). Neben dieser Unschärfe lassen sich einige Begriffe finden, die in einen Zusammenhang mit dem der

Familienidentität gebracht werden können, etwa Halbwachs' (1985) *Familiengedächtnis* und Kaufmanns (1990) *Familiensinn* oder auch *Familienhabitus* (Nentwig-Gesemann 2007). Für eine Antwort auf die Frage danach, aus welchen Ressourcen sich familiale Identitäten speisen und wie Prozesse der Identitätsbildung in Familien analytisch zu umreißen sind, lohnt der Blick darüber hinaus auf Halbwachs (1985) und seinem Konzept des **kollektiven Familiengedächtnisses**, das neben erinnerungskulturellen auch affektive und handlungspraktische Aspekte skizziert. Halbwachs unternimmt den Versuch, das kollektive Familiengedächtnis und damit „die allgemeine Haltung der Gruppe“ (ebd.: 209) konsequent über die Gruppe selbst zu verstehen und nicht lediglich über die Individuen. Er stellt die Frage nach dem Verhältnis dieser Gruppe und ihrer Mitglieder. Hierin ist bereits angelegt, was Berger/Kellner (1965) mit Blick auf das Ehepaar als quasi symbiotische Verschmelzung individueller Biographien zu etwas emergenten Dritten beschreiben, einer Neuinterpretation individueller Erfahrungen, in der Hahn (1983) eine konsensuale (höchst funktionale) Fiktion erkennt. Halbwachs (1985) begreift das Familiengedächtnis als eine Aufschichtung von in einem Kollektiv alltäglich geteilten Deutungen von Geschichten, Fakten, Bildern, einem je spezifischen Denkstil, die zusammengenommen eine bestimmte *Wesensart* (ebd.: 210) und *Eigenlogik* (ebd.: 242) der jeweiligen Familie begründen. Nicht nur diese kognitiven und erinnerungskulturellen Elemente begründen seiner Auffassung nach einen kollektiven Zusammenhang und das Bewusstsein für diesen. So sind es die gruppengebundenen, von den einzelnen Mitgliedern in gewisser Weise unabhängigen Routinen, Regeln, Gewohnheiten, eine je eigene familiale Traditionen begründende Lebensart, die für das Verständnis eines Sozialzusammenhangs wie dem der Familie maßgeblich erscheinen. Die im gesellschaftlichen Wissensvorrat eingelagerten Vorstellungen von Familie, ihrer Rollenstruktur usw. werden im Kollektiv der Familie eigensinnig überformt und hierüber Zusammenhalt und Kontinuität gesichert (ebd.: 242). In dieser Idee scheint das auf, was zuvor mit Bezug auf Mannheim als *konjunktive Erfahrungszusammenhänge* beschrieben wurde (vgl. Kap. 6.1.4, S. 89f.) und Anhaltspunkte für jeweils spezifische Habitusformationen einer Familie liefert. Mit Rekurs auf die praxeologische Wissenssoziologie und die Kultursoziologie Bourdieus schließt Nentwig-Gesemann (2007: 221) hieran an und präzisiert diesen Gedanken mit dem Konzept des **Familienhabitus** „(...) als handlungsleitende habitualisierte Orientierungen einer Familie im Sinne einer generativen Struktur sowie die mit ihr verknüpften performativen Praktiken“. Es handle sich hierbei um eine die Gemeinschaft und gemeinsame Lebensweise begründende Aufschichtung von Erlebnissen der Familienmitglieder. Als hierfür bedeutsam stellt Nentwig-Gesemann die Regelmäßigkeit der „Aufführung

geteilter oder auch strukturidentischer, ähnlicher Erfahrungen und Handlungsräume“ heraus (ebd.: 222).

Auch für Kaufmann (1990: 30) erlangen Familien Stabilität durch ein „starkes Gruppenbewusstsein“ und eine „gewisse Binnenorientierung“. Mitglieder einer Familie entwickeln hier nach für ihren aus gemeinsamen Erfahrungen gesättigten „Mikrokosmos eigener Art“ einen „Familiensinn“. Die von ihm konstatierte Vernachlässigung dieses Aspekts familialer Gemeinschaft durch die Familiensoziologie muss an dieser Stelle erneuert werden. Die auf beide Autoren rekurrierende Arbeit von Keppler (1994) vertritt den Anspruch, diese Lücke zumindest in Teilen zu füllen. Aus konversationsanalytischer Perspektive richtet sie den Fokus ihrer Untersuchungen auf Kommunikationsformen in Familien und dabei insbesondere auf das „gemeinsame Essen, [das] in der Tat erlaubt, differenzierte Fragen nach der Identität familialer Gemeinschaft zu stellen“ (ebd.: 14). Keppler begnügt sich jedoch mit dem Blick auf die Herstellung des Sozialen durch die kommunikative Interaktionen von Familienmitgliedern und damit der „Selbstthematisierung der Familie als Familie“ (1994: 162; Hervorhebung i.O.). Diese Kommunikationsakte selbst können freilich als soziale Alltagspraxis betrachtet werden, jedoch beschränkt sie die betrachtete soziale Situation auf *Tischgespräche*. Manning (2006) erweitert diesen Blick auf Familienidentitäten in ihrer Studie zu Adoptivfamilien in den USA. Die Form gruppengebundener Identität fasst sie als etwas, „that encompasses individual identity characteristics and [a] similarity of views and agreement“ (ebd.: 64). Über Handlungen in Form von Arrangements alltäglicher Lebensführung als „Identitätsstrategien“ (Behringer 1998: 54) hinaus werden hiernach familien spezifische Themen, Metaphern und Narrationen als interne Praktiken einer Ausbildung und Manifestation geteilter Identität erkannt. Weitergedacht stellt Familienidentität ein Narrativ und einen Konstruktionsprozess dar, einen zeitlich fortlaufenden integrativen Prozess individueller und durch die Familienmitglieder geteilter Erzählungen, die episodisch und mit biographischem Fortschritt Modifikationen erfahren (vgl. Ricoeur 2005). Diese narrativen Identitäten sind jedoch keine freien Fiktionen, wie Ezzy (1998: 251) betont, sondern gründen auf „complex interaction between events, imagination, significant others, routines and habits, and the structure of the soliloquy that forms a person's self-narrative“ und – wie in dieser Arbeit vorgeschlagen wird – das arbeitsteilig visuell und narrativ geformte Selbstbild von Familien. Naheliegend ist die Vermutung, dass das Repertoire an Praktiken der alltäglichen resp. familialen Lebensführung ergänzt um sprachliche wie bildliche Formen der Selbstrepräsentation breiter ist. So hat es Sinn, alltägliche und biografische Konstruktionen und Rekonstruktionen von Familie und die damit verbunde-

ne Herausbildung von Gemeinsamkeit oder auch *we-ness* (vgl. Rönkä/Korvela 2009) neben Balance- und Vereinbarkeitsmanagement als eine Form von Gestaltungsleitung familialer Lebensführung zu begreifen (vgl. Jurczyk 2014, Schier 2009). Schier begreift in Analogie zum sozialkonstruktivistischen Konzept des „doing gender“ (vgl. West/Zimmermann 1987) die Herstellung von Familienidentitäten, einem Selbstbild als Familie und dessen Inszenierung als „doing family“ (Schier 2009: 56). Zentral hierbei ist der Umstand, dass sich Familien in Interaktionen, in gemeinsamen Tun und durch die wechselseitige Bezugnahme der Familienakteurinnen und -akteure konstituieren. Die Ausbildung familialer Identität stellt in diesem Sinne einen Teilaspekt familialer Lebensführung dar und geht damit über das Verständnis von Jürgens (2001) hinaus. Diese Sicht ist nicht unproblematisch. Alltägliche Lebensführung und Identität bilden zwei Seiten einer Medaille. In Ihrer Arbeit „Lebensführung als Identitätsarbeit“ konzeptualisiert Behringer (1998) Lebensführung als „praktische Außenregulierung des Lebens“, Identität hingegen als „sinnstiftende Innenregulierung“ (ebd.: 55). Lebensführung betone die praktische und alltägliche Ebene des Lebens, Identität die sinnstiftende, in der Alltags- und Lebenszeit integriert werden, so Behringer. Darüber hinaus sind beide Ebenen ineinander verwoben: „Lebensführung ist gleichermaßen praktischer Ausdruck von Identität wie auch Strukturierungsleistung zur Herstellung von Identität. Im alltäglichen Handeln manifestiert sich Identität, gleichzeitig strukturieren die Subjekte, indem sie handeln, Identität“ (ebd.: 55). Lebensführung ist in diesem Sinne gleichermaßen Rahmen und Kristallisationspunkt für die Ausbildung von Identität. Die Idee einer „strukturierenden und strukturierten Struktur“ ist verknüpft mit Bourdieus (2006: 173) Konzept des *Habitus*, das eine Reihe von Überschneidungen und Differenzen mit dem der (Familien-) *Identität* aufweist, wie Liebsch (2010) in ihrem die beiden Kategorien vergleichenden Beitrag herausarbeitet. So lassen sich die zwei Begriffe nicht eindeutig in die Dualität von *Individuum* und *Gesellschaft* bzw. *Handeln* und *Struktur* einpassen. Mit dem Konzept des *Habitus*, insbesondere in der Tradition Bourdieus (2006, 1993), ist die Vorstellung eines sozial ausdifferenzierten „Systems von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmustern“ verknüpft (Liebsch 2010: 74). Im Kern wird *Habitus* begriffen als Resultat leiblich gebundener, reflexiv kaum verfügbarer und insofern nur schwerlich kommunikativ explizierbarer Praktiken von Individuen bzw. Kollektiven. In diesen spiegelt sich die inkorporierte gesellschaftliche Struktur wieder, die den Einzelnen an soziale (Groß-)Gruppen bindet und sich in alltäglichen Routinen, Gesten und Ausdrucksweisen dokumentiere (ebd.). Als „strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren“ (Bourdieu 1993: 98), ist der *Habitus* Ordnungs-

prinzip für das Handeln und Denken der Subjekte und gleichzeitig selbst strukturiert insofern, als dass er Produkt der jeweiligen sozialen Kontexte ist. Kurzum mit Bourdieus Worten: er ist „sozialisierte Subjektivität“ (2006: 159). Alles andere als ein statisches Gebilde und lediglich Stimulus für das Handeln der Akteurinnen und Akteure, ist der Habitus ein „offenes Dispositionssystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert und damit unentwegt von ihnen beeinflusst wird“ (ebd.: 167). Insofern ist er stets auch Gegenstand kreativer Überformung der handelnden Subjekte. Rekurrierend auf die weiter oben in Kap. 6.3.1, S. 102ff., eingeführten Autoren Mead, Goffman und Erikson stellt *Identität* vielmehr ein „kommunikatives Prinzip“ dar (Liebsch 2010: 83), ein in Kommunikation und Interaktionen hergestelltes Selbstbild von Individuen und Gruppen wie die der Familie. Wie bereits dargestellt, bilden die für den familialen Alltag konstitutiven Praktiken individueller und kollektiver Lebensführung Referenzpunkte für die Ausbildung und Stabilisierung familialer Identität. Die Selbstversicherung von Eigenart und damit Behauptung von Identität ist in diesem Sinn ein reflexives und diskursives Projekt, das u.a. auf das atheoretische *praktischen Bewusstsein* (Giddens 1997) gründende Alltagshandeln Bezug nimmt.

Der in den allermeisten um das Thema kreisenden Arbeiten aufscheinende Begriff der **Gemeinschaft** stellt einen weiteren Baustein im Verständnis des engeren Begriffs der Familienidentität dar. Dieser für die Diskussion von gruppenbezogener Identitätsbildung und -verstetigung bedeutsame Terminus hat in der Soziologie eine lange Tradition und führt zurück auf die Gründungsväter des Fachs. Allen voran waren und sind es Tönnies (1887), Weber (1922) und Simmel (1992 [1908]) die hierbei maßgebliche Referenzpunkte darstellen. Während Tönnies' Begriff der Gemeinschaft noch recht statisch angelegt ist, prozessualisiert Weber (1922) diesen und spricht von *Vergemeinschaftung*, wie „eine soziale Beziehung heißen [soll], wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns – im Einzelfall oder im Durchschnitt oder im reinen Typus – auf subjektiv gefühlter (affektuellem oder traditioneller) Zusammengehörigkeit der Beteiligten beruht“ (ebd.: 21). Weber, ebenso wie Simmel und Tönnies, stellt die Dauerhaftigkeit der über Vergemeinschaftungsprozesse etablierten sozialen Beziehungen heraus. Insbesondere betont er jedoch die gefühlte Bindung der Kollektiva und damit ein Gefühl der Gruppe für sich selbst als Grundlage von Vergemeinschaftungsprozessen. Als dem reinen Typus der Vergemeinschaftung naheliegend sieht Weber die *Familiengemeinschaft* (ebd.: 22). Neuere Diskussionen sog. *posttraditionaler Gemeinschaften* finden sich etwa bei Honneth (1993). Gertenbach et al. (2010: 176) sehen als zentrale Bestimmungskriterien von Gemeinschaft (1) ein gemeinsames Gut (u.a. Tradition, Erinnerung, Territorium,

Besitz, Gefühle), (2) eine definierte Reichweite der Mitgliedschaft (z.B. die Nutzung einer gemeinsamen Wohneinheit) und schließlich (3) ein normatives und mitunter auch rechtlich geregeltes Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft (etwa in Hinblick auf Regeln und für das Kollektiv konstitutive Praktiken).

Identität als Herstellungsprozess: Identitätspolitik und Identitätsarbeit

Was in der Darstellung der Identitätskonzepte bereits anklingt, wird mit den Überlegungen zur Identitätsarbeit und -politik konzeptuell weiter ausgearbeitet. Im Diskurs der Identitätsforschung werden personale, Gruppen- wie kollektive Identitäten mit zwei für das Forschungsinteresse dieser Arbeit aufschlussreichen Konzepten verknüpft – dem der *Identitätsarbeit* und der *Identitätspolitik* bzw. *policies of identity*⁵. Als heuristisches Begriffspaar sind beide Konzepte für das Aufspüren von Formen, Inhalten und Prozessen familialer Identitätsbildung instruktiv und sollen aus diesem Grund hier kurz eingeführt werden.

Die von Keupp (1997) diskutierte These von der permanenten **Identitätsarbeit**⁶ verabschiedet sich von der substantialistischen Vorstellung von Identität als eine „Akkumulation innerer Besitzstände“ (ebd.: 12) und einer bei Erikson angelegten normativen Erwartung gelingender Identitätsbildung. Grundlegend für die Arbeit an der Identität sei es, die für die Gegenwartsmoderne typischen fragmentierten Teilidentitäten zu einem stimmigen Ganzen zu verknüpfen und insofern entsprechende „Passungen“ zu bewerkstelligen (Keupp 1997: 34). Im Wechselspiel von Entwürfen unseres Selbst und dem Anderer wird Identität in alltäglichen Interaktionen und im Rahmen von diskursiven Praktiken hergestellt (vgl. Abels 2010). Für Akteurinnen und Akteure in Familien stellt dies einen Ankerpunkt zur Ausbildung einer Teilidentität dar. Aber auch das Kollektiv der Familie selbst scheint stets darum bemüht, die Identitätsentwürfe ihrer Mitglieder mit dem des kollektiven Wir zu versöhnen und seine Eigenart zu behaupten. Dies umso mehr, wenn sich das Kollektiv nach Trennung und Scheidung in einer multilokalen Wohnlösung von Kindern über zwei Haushalte aufspannt.

⁵Letzteres findet sich eher in der angelsächsischen Diskussion wieder. Vor allem sind in diesem Zusammenhang die Beiträge des Soziologen und Hauptvertreters der *cultural studies*, Stuart Hall (1994), zu nennen.

⁶Auch die im vorherigen Kapitel 6.3.2 „Familiale Identität(en) und Identitätspolitik“, S. 104ff. eingeführte Behringer (1998: 49) spricht unter Rückgriff auf Straus (1991) im Zusammenhang mit (personaler) *Identität* von einer „Leistung des Individuums, die unterschiedlichen Erfahrungen des Alltags zu einem kohärenten und kontinuierlichen Ganzen zu integrieren (...) [weshalb] analog zu alltäglichen Lebensführung von der 'alltäglichen Identitätsarbeit' gesprochen werden [kann]“ (Straus 1991).

Rahmengebend für diese „Projekte“ sind wie Keupp (1997: 35) es nennt „Normalformtypisierungen“, die gesellschaftlich-institutionelle Vorstellungen von Familie transportieren, an die familiäre Selbstbilder anschlussfähig gemacht werden müssen. Die Annahme scheint plausibel, dass Identitätsarbeit auf beiden Ebenen mindestens partiell auch strategische Züge enthält und zur *familialen Identitätspolitik* wird, forciert durch *IdentitätsunternehmerInnen* innerhalb der Familien. Einschluss und Ausschluss, Selbst- und Fremdverortungen resp. -positionierungen und damit Fragen der Zugehörigkeit bilden die Grundlagen für Identitätskonstruktionen, die im Sinne von Identitätspolitiken immer auch strategisch Einsatz finden (vgl. Eickelpasch/Rademacher 2013: 56). Zudem darf vermutet werden, dass die Familienakteurinnen und -akteure bestimmte interaktive, narrative und rhetorische Strategien der Selbstpräsentation und „-identifizierung“ (ebd.: 91) zur Anwendung bringen, die auf spezifische Praktiken individueller und familialer Lebensführung sowie bildliche, textliche und verbale Narrative zurückgreifen. Es geht also um routiniertes Alltagshandeln gleichermaßen wie Ritualisierungen. Dieser Aspekt wird im empirischen Teil der Arbeit näher zu beleuchten sein.

Zunächst soll jedoch das Konzept der **Identitätspolitik** bzw. *identity politics* knapp begrifflich umrissen werden. Er findet sich in einer Reihe unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Disziplinen wieder, neben der Soziologie unter anderem in den Politikwissenschaften (vgl. Schammann 2015) und der Anthropologie (vgl. Cohen 2000). Im Kern befassen sich diese Überlegungen mit sozialen und politischen Handeln, das auf die Anerkennung sozialer (Groß-)Gruppen und Ethnien sowie die Herstellung von Zugehörigkeit und damit Inklusions- und Exklusionspraktiken auf verschiedenen sozialen und/oder geografischen Maßstabsebenen zielt. Hier lässt sich auch sein Ursprung ausmachen. Zu Beginn umriss dieser die auf die Transformation von Selbstidentifikation und gesellschaftlichen Vorstellungen ausgerichteten Bestrebungen von Menschen mit Behinderungen (vgl. Bernstein 2005). Später wurde der Fokus der Untersuchungen erweitert auf die Anstrengungen sozialer Bewegungen zur Anerkennung der Rechte von Frauen, Homo- und Bisexuellen, Intersexuellen, Transgender sowie zur Kritik an sozialer und ökonomischer Ungleichheit. Dieser Strang bildet eine der zwei dominanten Diskussionslinien um das Konzept innerhalb der soziologischen Identitätsforschung ab. Der Begriff wird im Zusammenhang mit sozialen Bewegungen als eine „Form positiver Stellungnahme für marginalisierte soziale Gruppen“ verhandelt (Liebsch 2010: 78). Identitätspolitiken werden hiernach angewandt, um für die besonderen Lagerungen von Teilen der Gesellschaft zu sensibilisieren und binden gleichsam über Symbole, Zeichen und Deu-

tungsmuster Mitglieder an ihre Gruppe. Betont wird in diesem Zusammenhang das Ziel der Anerkennung marginalisierter Gruppen, deren Gruppenidentität über Ein- und Ausschlussmechanismen hergestellt wird, also über Mitgliedschaft und qua Ritualen vermittelter kultureller Symbolisierung und Codierung (ebd.). Ein zweiter Strang greift eine genuin mikrosoziologische Perspektive auf und ist eng verbundenen mit dem Forschungsprogramm der *interaction order* von Goffman, und hier insbesondere mit seiner Studie zum Umgang von Personen mit (potenziellen) Beschädigungen ihrer Identitäten durch Stigmatisierungen (Goffman 1988 [1967]). Das Konzept der *Identitätspolitik* wird von Goffman quasi synonym zur Informationskontrolle und zum Stigma-Management und damit für die Einflussnahme auf von Außen definierte Identitäten gebraucht. Diese Politiken dienen der Kontrolle der sozialen Identität zum Schutz vor Diskreditierung. Nach Goffman sehen sich Stigmatisierte mit dem Widerspruch konfrontiert, zum einen als „menschliches Wesen wie jedes andere“ zu gelten und zum anderen nicht darüber „[hinwegzu-]täuschen oder »seine« Gruppe fallenzulassen“ (1988 [1967]: 154). Dieses Dilemma „fordert jene, die die Stigmatisierten repräsentieren, konstant heraus, indem e[s] diese Professionellen zwingt, eine kohärente Identitätspolitik zu präsentieren (...) und zu [sagen] was [sie] tun und empfinden soll[en] in bezug auf das, was [sie sind] und nicht [sind]“ (ebd.: 155). In diesem Verständnis angelegt ist eine starke Orientierung der Akteurinnen und Akteure an deren sozialer Umwelt, was insbesondere in den Begriffen der *persönlichen* und *sozialen Identität* zum Ausdruck kommt. Das Erkennen von Stigmata als von einer wie auch immer kollektiv verfassten Normalität abweichend wirkt auf das Individuum resp. eine Gruppe von Individuen, die ein diskreditierungsfähiges Merkmal teilen, zurück und zwingt diese dazu, bestimmte Strategien des Umgangs mit den Verletzungen ihres Selbst zu finden.

Identitätspolitik steht im engen Zusammenhang mit (territorialen) Grenzziehungen zwischen der eigenen und der anderen Gruppe und zielt somit auf Differenzierung ab. Mit Bezug auf eine Dimensionierung von Alltag in Zeit/Raum kann ergänzend eine Unterscheidung von Morgan (2011: 81) zwischen stark und schwach bindenden familialen Praktiken angeführt werden. Während die zweiten mit vergleichsweise schwachen Grenzziehungen zwischen Familienmitgliedern und anderen Personen verknüpft sind, beinhalten erstere starke und explizite Bezüge zu *unserer Familie* und Distinktionen zwischen *denen* und *wir* und damit eine identitätspolitisch relevante Unterscheidung zwischen Dazugehörigen und Nicht-Dazugehörigen. Im Falle multilokal lebender Kinder speist sich personale Identität aus mindestens zwei binuklear angelegten „Arenen“ oder „Soziotopen“ (Dencik 2001), in denen sie verortet sind,

die gleichermaßen Innen und Außen sind und entsprechende Schließungstendenzen vermuten lassen. Anders als Dencik (2001) berücksichtigt diese Arbeit nicht die über den familialen Zusammenhang hinausgehenden Lebensbereiche der Kinder, sondern beschränkt sich auf die für die Ausbildung einer familialen Identität maßgeblichen Arenen. Im Sinne einer „dual socialisation“ (ebd.: 190) findet die Genese des Kindes innerhalb dieser beiden, durch je unterschiedliche Interaktionslogiken bestimmten, Soziotope und deren Wechselwirkung statt. Wendet man Denciks Ansatz auf multilokal situierte Familien an, lässt sich analytisch festhalten, dass diese durch Einstellungen, Verhaltensweisen und Sozialisationsmuster geformten Interaktionslogiken einen wiederum spezifischen Familienhabitus ausbilden, der seinerseits konstitutiv für Familienidentität ist und durch bestimmte Identitäts*politiken* abgesichert wird. Anders als bei Schier (2009) wird in dieser Arbeit die Ansicht vertreten, dass sich Identität – zumal familiale – aus beiden Formen von Gestaltungsleistungen familialer Lebensführung speist: aus der Verschränkung alltagspraktischer familialer Lebensführung und der biografischen und alltäglichen Herstellung von Gemeinsamkeit, von *We-ness*. Die Frage danach, welche konkreten Verhaltensweisen und sozialen Praktiken hierfür maßgeblich sind, ist eine empirische. Auf diese gilt es im Weiteren Antworten zu finden.

Teil II

Forschungsfragen und Anlage der Untersuchung

7 Forschungsziele und Forschungsfragen

Wenngleich wie bereits gezeigt einige Studien zum Phänomen multilokalen Wohnens von Familien nach Trennung und Scheidung vorliegen, ist das Feld bisher empirisch wenig durchdrungen. Dies steht im Widerspruch zu seiner wachsenden Relevanz, die im Kapitel 5.3 „Verbreitung multilokaler Nachtrennungsfamilien“, S. 62 ff. skizziert worden ist. Die vorliegende Untersuchung ist daher als qualitativ-explorative Studie angelegt. Zentrales Anliegen ist es, zu verstehen und zu beschreiben, wie *Gemeinschaft*, *Zugehörigkeit* und damit *familiale Identitäten* in mehrörtig situierten Fortsetzungsfamilien nach Trennung und Scheidung hergestellt und verstetigt werden. Der Fokus der Analysen und theoretischen Ableitungen liegt auf *wiederkehrenden Mikroprozessen* innerhalb dieser familialen Ensembles, d.h. auf der Rekonstruktion typischer ortsgebundener und raumübergreifender Praktiken der Herstellung von Gemeinschaft und Identifikation sowie Umgangsweisen mit je spezifischen Problemlagen in diesem Zusammenhang. Folgende zwei **Ziele** werden im Rahmen dieser Arbeit verfolgt: (1) zum einen sollen die vorliegenden empirischen Erkenntnisse und theoretisch-konzeptuellen Überlegungen aus der Perspektive maßgeblicher Forschungsfelder systematisch für einen familiensoziologischen Zugang zum fokussierten Phänomenbereich in seiner Breite zusammengeführt und diskutiert werden, zum anderen (2) richtet sich die Aufmerksamkeit auf Identitätspolitik und Territorialisierungspraktiken der hier untersuchten multilokalen Fortsetzungsfamilien und will damit zum theoretischen und wissenschaftlichen Diskurs zu diesem Thema beitragen.

Der Wandel der Familie ist durch die empirisch arbeitenden Familiensoziologie „demographisch und sozialstrukturell gut beschrieben“ (Huinink 2006: 237). Die vorliegende Arbeit greift eine praxistheoretische, genauer praxeologisch-wissenssoziologische Perspektive auf und richtet ihren Fokus auf die in paritätisch verfassten multilokalen Fortsetzungsfamilien¹ inter-

¹Der im Alltag sowie im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs zur Familie nach wie vor gebräuchliche Terminus 'Stieffamilie' wird hier nicht weitergeführt. Das Präfix „Stief-“ ist verknüpft mit einer Reihe normativer Setzungen und markiert per se Eltern-Kind- und/oder Geschwisterbeziehungen als unvollständig und/oder gar deviant. Auch in den Aussagen der Interviewten aus den Erhebungen der vorliegenden Arbeit

aktiv und performativ ausgehandelt und mit ihrer sozialen Umwelt aktualisierten Familienwirklichkeiten. Neben der Rekonstruktion der Familien inhärenten Deutungs- und Aushandlungsprozesse wird auch danach zu fragen sein, wie sich den eigenen familialen Selbstverständnissen vor dem Hintergrund der (alltäglichen) Deutungen des Arrangements durch die engere und weitere soziale Umwelt versichert wird. Die Normalitätserwartungen an Familie ist eng verknüpft mit Vorstellungen der (standardisierten) konjugalen monolokalen Familie. So könnte ein Anzeigen der Abweichung von einem nach gängigen Deutungsmustern „normalen Verhältnisses“ in der konkreten Interaktion Unsicherheiten beim Gegenüber und in der Folge möglicherweise bei den Akteurinnen und Akteure der multilokalen Nachtrennungsfamilien selbst evozieren und somit auf das eigene Selbstbild zurückwirken. Das Bewußtsein um die eigene Andersartigkeit zu einem faktisch und auch als kulturelle Referenzfolie nach wie vor diskursiv hegemonialen Modell der traditionellen Kernfamilie versetzt die Akteurinnen und Akteure in den hier untersuchten Familien in ein Spannungsmoment, welches konstruktiv aufzulösen gilt. Neben der Fokussierung alltäglicher resp. familialer Lebensführungen und Formen symbolisch-räumlicher Repräsentationen von Familie – und hierüber Praktiken der Selbstbeschreibung und Identitätspolitik – gilt es ferner Re- bzw. Dekonstruktion kultureller Deutungsmuster und gesellschaftlicher Diskurse um Familie durch die Akteurinnen und Akteure in den untersuchten Familien in den Blick zu nehmen². Das Dispositiv der *Normalfamilie*³ soll hierbei nicht umfassend, d.h. auf der Ebene des Diskurses, der konkreten Verfahren und Strategien sowie mit Blick auf die Subjekt-Taktiken untersucht werden (für diese Ebenen-Differenzierung vgl. Waldschmidt 1998: 14), sondern vielmehr werden konsequent die Legitimations- und Normalisierungsstrategien der Eltern und Kinder zum gelebten multilokalen Familienarrangement in den Fokus der Betrachtungen gerückt⁴. In diesem Zusammenhang interessiert auch das für eine alltägliche Verständigung äußerst bedeutsame

wird deutlich, dass sich die Akteurinnen und Akteure in diesen Familienarrangements gegen diesen Begriff resp. gegen dieses Stigma aussprechen. (zum Problem der Normativität (soziologischer) Termini vgl. u.a. Becker 2007: 223ff.)

²Zu dem in dieser Untersuchung verwendeten Diskursbegriff vgl. Kap. 8.1.2, Fußnote 1, S. 121

³Reiner Keller (2011: 138) rekonstruiert in seinen Darlegungen zu einem Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) Foucaults Begriff des *Dispositivs* als ein „Maßnahmenbündel, [ein] Gefüge institutioneller Materialisierungen, das einen Diskurs trägt und in weltliche Konsequenzen umsetzt“. Hierzu zählt er neben Rechtsnormen auch die gebaute Umwelt, die Architektur wie das von Foucault (1977) im Zusammenhang mit dem Wandel von Strafpraktiken und der totalen Institution des Gefängnisses eingehend besprochene Konzept des Panopticons Jeremy Benthams, benennt aber auch Re-depraktiken und spricht zusammenfassend von „konventionalisierten bzw. institutionalisierten Verhaltens- und Handlungsmustern“ (ebd.).

⁴Zu diesem Zweck wird der praxeologisch-wissenssoziologische Rahmen der Arbeit um normalismustheoretische Überlegungen Jürgen Links (1997, 1992) erweitert (vgl. hierzu Kap. 12.1, S. 272ff.).

(fehlende) gesellschaftliche Repertoire an sprachlichen Objektivationen in Bezug auf die Mitglieder multilokaler Fortsetzungsfamilien und die sich hieraus ergebenden sprachlichen und Rollenunsicherheiten (vgl. Schneider et al. 2001: 24).

Folgende die Untersuchung rahmende Forschungsfragen lassen sich ableiten:

- Wie und unter Bezugnahme auf welche (kollektiven) Wissensbestände stellen Akteurinnen und Akteure in multilokalen Fortsetzungsfamilien alltäglich Gemeinschaft und Identität als Familie her?
- Welche familialen Identitätsentwürfe werden innerhalb dieser Arrangements und im Abgleich mit deren sozialer Umwelt erarbeitet?

Präzisiert für die empirischen Erhebungen und Analysen, wurden nachfolgende empirische Forschungsfragen formuliert:

- Mittels welcher Praktiken stellen Akteurinnen und Akteure in mehrörtigen Nachtrennungsfamilien Gemeinschaft und familiale Identitätsentwürfe arbeitsteilig her?
- Wie erfassen und konzeptualisieren multilokal lebende Akteurinnen und Akteure Familie und welche Familienentwürfe werden skizziert?
- Wie werden Differenzerfahrungen durch die erwachsenen Akteurinnen und Akteure sowie die Kinder in diesen Familienarrangements bearbeitet?
- In welchem Verhältnis stehen die impliziten Praktiken der Akteurinnen und Akteure zur Herstellung von Familie und die Diskursivierungen von Gemeinschaft und Familienidentität?
- Welches begriffliche Repertoire und welche Rollenbeschreibungen finden in Ermangelung an gesellschaftlich vorhandenen Deutungsmustern zu den verschiedenen Akteurinnen und Akteure Anwendung bzw. wie wird dieses Desiderat ausgefüllt?

8 Methodologische Anlage und Methodik der Untersuchung

Das folgende Kapitel widmet sich eingehend der rahmengebenden Methodologie, dem Untersuchungsdesign und dem methodischen Vorgehen der Untersuchung. Nach einer methodologischen Einführung werden die eingesetzten Instrumente unterschieden nach Kindern, Eltern und der Familie als Zusammenhang vorgestellt und diskutiert. Die Analysestrategie der *dokumentarischen Methode* wird indes für die drei Anspruchsgruppen gemeinsam eingeführt, begünstigt auch durch den Umstand, dass diese gleichermaßen für die verwendeten Daten – aus den Interviews, Gruppendiskussionen und für die Fotografien – Anwendung finden konnte. Der Umfang der Darstellungen gründet zum einen auf dem Anspruch, die Studie in ihrer Anlage detailliert nachvollziehbar zu halten und zum anderen sind hier eine Reihe methodischer Reflexionen eingewoben.

8.1 Methodologische Verortung der Arbeit

Die wissenssoziologischen und praxistheoretischen Rahmungen der Untersuchung wurden in Kap. 6.1 „Theoretische Perspektiven der Familienforschung: Zusammenschau und zentrale Zugänge der Studie“, S. 83ff. besprochen. Sie dienen gleichsam als methodologische Referenzpunkte für die vorliegende Untersuchung. Diese theoretische Fundierung hat zusammen mit der Fokussierung der Forschungsfragen auf typische Praktiken und wiederkehrende Mikroprozesse der Herstellung von Gemeinschaft sowie Umgangsweisen mit spezifischen Problemlagen in multilokal strukturierten Familienarrangements nach Trennung und Scheidung methodologische Implikationen sowie methodische Konsequenzen. Beidem soll sich in den folgenden Darstellungen eingehend gewidmet werden. Zu erörtern ist die Frage danach, welche Methoden vor dem Hintergrund des Forschungsinteresses zum Einsatz kommen und dem vorausgehend, ob sie diesem Zweck angemessen sind.

8.1.1 Qualitativ-rekonstruktive Methodologie

Die Familiensoziologie lässt sich ebenso wie eine Reihe anderer sogenannter 'Bindestrichsoziologien' nicht auf ein exklusives methodologisches resp. methodisches Programm festlegen. Vielmehr sind standardisiert-quantitativ angelegte Forschungsdesigns ebenso zu finden wie qualitativ-rekonstruktive Untersuchungen. Die in der vorliegenden Arbeit aufgeworfenen Fragen nach der Herstellung von Gemeinschaft und Identität in multilokal verfassten Familien auf der Grundlage alltäglicher Lebensführungen und spezifischer gemeinschaftsbildender Praktiken sowie die grundlegenden theoretischen Rahmungen praxistheoretischer und wissenssoziologischer Überlegungen empfehlen eine starke Ausrichtung auf die *Rekonstruktion* praktischer Erfahrungen der in die Untersuchung eingebundenen Subjekte bzw. Kollektive, die Aufschluss geben über die „Handlungsorientierungen, die sich in der jeweiligen Praxis dokumentieren und somit einen Zugang zur Handlungspraxis [eröffnen]“ (Nohl 2006: 8). Die Wahl einer qualitativen Methodologie und entsprechender Erhebungs- und Auswertungsprozeduren wird zudem durch den Umstand begünstigt, dass das Feld der Multilokalitätsforschung, insbesondere bezogen auf Familienwelten in Gegenwartsgesellschaften, trotz einer Reihe analytisch-konzeptueller Überlegungen ein bisher empirisch nur spärlich untersuchtes ist. Insofern ist die vorliegende Untersuchung als explorativ zu charakterisieren, wenngleich die empirischen Befunde im Pendelschlag mit bereits existierenden theoretischen Ansätzen und Konzeptualisierungen ausgedeutet werden, ohne jedoch vorschnell darunter subsumiert zu werden. Theoretische Konzepte finden als Heuristiken Eingang in die Analysen und treten gleichsam hinter die Sinnkonstruktionen der Untersuchten zurück. Der Zugang zu diesen Erfahrungsräumen ist mit der methodologisch nicht ganz trivialen Frage nach den Voraussetzungen des Nachvollzugs der (diskursiven) Praktiken der Beforschten durch die ForscherInnen verknüpft. Anders als bei konventionellen, d.h. standardisierten, Zugängen, gilt in den Erhebungen und Analysen gegenüber einer Standardisierung der Erhebungsinstrumentarien das Primat den Erforschten und deren Alltagsmethoden bzw. Relevanzsetzungen. Gründend auf den Annahmen der unter dem „Label“ *Interpretatives Paradigma* zusammengefassten soziologischen Theorieansätze – der phänomenologischen Soziologie (Schütz 1971), des Symbolischen Interaktionismus (Mead 1973, Blumer 1969) und der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967) – lässt sich verknüpft festhalten, dass soziale Wirklichkeit im Handeln der Subjekte bzw. in Interaktionen erzeugt wird. Dieser Prämisse folgend wird sich einer Hypothesen generierenden qualitativen – oder in der Terminologie Bohnsacks (2008) *rekonstruktiven* – Methodologie verschrieben und damit deren Prinzipien der Kommunikation und

der Offenheit (Hoffmann-Riem 1980). Forschende erhalten hiernach Zugang zu den Sinnsetzungen der Beforschten, wenn deren „kommunikative Regelsysteme in Geltung“ belassen werden (ebd.: 346f.). Offen sind diese Verfahren insofern, als von einer Strukturierung – oder auch Standardisierung – des Forschungsgegenstandes ex ante abgesehen wird, sondern dies den Forschungssubjekten selbst überlassen wird. Die Forschenden haben im Forschungsprozess Bedingungen zu schaffen, unter denen sich „die Struktur des Falls in der für ihn typischen Eigengesetzlichkeit zu entfalten vermag“ (Bohnsack 2007b: 376f.). Rekonstruktiv ist der hier angelegte Zugang insofern, als dass der bei Schütz (1971) angelegten Differenzierung zwischen „Konstruktionen ersten Grades“, d.h. den handlungsleitenden Konstruktionen alltäglicher Wirklichkeit durch die handelnden Subjekte, und denen „zweiten Grades“ der Sozialwissenschaften Rechnung getragen wird, indem Zweitere (a) die Rekonstruktion Ersterer zum Ziel haben und (b) wissenschaftstheoretisch die (Re-)Konstruktionen der Forschenden – wenngleich vom unmittelbaren Handlungsdruck entlastet – nicht per se als privilegierter erachtet werden, sondern selbst als Alltagspraxis zum Gegenstand von Reflexion bzw. der Rekonstruktion gemacht werden (müssen) (vgl. hierzu ausführlich Bohnsack 2008: 13ff.). Im Zusammenspiel mit den Prämissen der Offenheit und Kommunikation sowie den Überlegungen Mannheims (1980) zur *Seinsverbundenheit* von Welterfahrung der Forschenden wie Beforschten soll das möglich werden, was wissenschaftliche Erkenntnis von derjenigen des Alltags unterscheidet – *kontrolliertes Fremdverstehen*, hierüber (gegenstandsbezogene) Theoriebildung und damit die Generierung neuer Erkenntnisse, die intersubjektiv nachvollziehbar und damit reproduzierbar sind.

8.1.2 Kollektive Orientierungen und Handlungspraktiken als Gegenstand der dokumentarischen Methode

Das Interesse der vorliegenden Arbeit richtet sich auf die Herstellung von Gemeinschaft und Identität in Familien. Diese Prozesse, so die begründete Hoffnung, lassen sich über eine systematische Analyse familialer (Alltags-)Praktiken und kollektiver Erfahrungszusammenhänge erschließen. Wie bereits dargelegt, ist der Zugang zu den kollektiven Orientierungsmustern und daraus erwachsenden Handlungspraktiken voraussetzungsvoll – es bedarf eines methodisch kontrollierten Fremdverstehens. Für eine grundlagenthoretische und folglich methodologische Begründung dieses Verstehens seitens der Forschenden im Hinblick auf die Darlegungen der Beforschten ist es hilfreich, die von Bohnsack (2014, 2009, 2008, 2005, 2003a) in das Programm der *dokumentarischen Methode der Text-, Bild- und Videointerpretation*

überführte Unterscheidung mindestens zweier Sinnebenen zu berücksichtigen: *immanenter* und *dokumentarischer Sinngehalt* resp. *kommunikativem* (theoretischem) und *konjunktivem* (aus der Handlungspraxis erwachsenem) *Wissen* (vgl. auch Nohl 2006, Przyborski 2004). Der Wissenssoziologie Mannheims folgend grenzt sich Bohnsack von der *phänomenologischen Soziologie* und der *hermeneutischen Wissenssoziologie* insofern ab, als dass sich die Analysen dieser Forschungsrichtung „mit der Beschreibung der Konstruktionen ersten Grades zufrieden geben, deskriptivistisch und somit auch unkritisch gegenüber dem Common Sense“ blieben (Bohnsack 2003a: 559). Es handle sich hierbei zuvorderst um den Versuch eines Nachvollzugs der interpretativen und definitorischen Konstruktion oder Herstellung von Wirklichkeit (vgl. Bohnsack 2011: 137). Bohnsack zufolge ist dieser reflexiv zugänglich und leicht explizierbar. Den beiden oben genannten Ansätzen Alfred Schütz' und Berger/Luckmanns fehle „ein Modell unmittelbaren Verstehens, wie es der konjunktiven Verständigung bei Karl Mannheim entspricht“ und damit die milieuspezifische Verortung von Wissensvorräten (Bohnsack 1998: 113). Er empfiehlt vielmehr eine Beobachterperspektive, die über diesen immanenten Sinngehalt, das kommunikative Wissen, d.h. die institutionalisierten und rollenförmigen Wissensbestände der Akteurinnen und Akteure hinausgeht und indes das handlungsleitende und inkorporierte und insofern reflexiv nicht verfügbare Wissen zum Gegenstand der Untersuchungen macht. In der Auffassung Bohnsacks bildet dieses Wissen einen „Strukturzusammenhang, der als kollektiver Wissenszusammenhang das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn orientiert (...)“ (ebd.: 560). Kurzum, die Analysen kreisen um die Frage nach der handlungspraktischen Herstellung von sozialer Wirklichkeit und des *modus operandi* der Herstellung von Realität, der sich handlungspraktisch und in der Erzählweise einer Gruppe dokumentiere. Mit Verweis auf die in der Tradition Mannheims Wissenssoziologie stehenden Ethnomethodologie Harold Garfinkels betont Bohnsack (2011: 137) die indexikalen Wissensbestände der handelnden Subjekte als grundlegend kollektives und konjunktives Wissen, angeeignet über eine gemeinsame Praxis und Erlebnisaufschichtung. Der auf biografischen und milieuspezifischen Gemeinsamkeiten basierende kollektive Orientierungsrahmen ermögliche, so Bohnsack weiter, ein unmittelbares resp. konjunktives Verstehen unter den Mitglieder eines Sozialzusammenhangs (vgl. Bohnsack 2014: 47).

Der hier knapp umrissenen Kritik Bohnsacks vorbehaltlos zu folgen, würde sicher insbesondere den Überlegungen Schütz' nicht gerecht werden. Eine weiterführende Diskussion kann an dieser Stelle gleichsam nicht geleistet werden. Es soll der Hinweis darauf genügen, dass auch Schütz in seinen Darlegungen zum „soziale Ursprung des Wissens“ und zur „sozialen Vertei-

lung des Wissens“ sieht, dass Welt schon immer interpretiert und Wissen selten in persönlicher Erfahrung begründet ist, sondern vielmehr über Sozialisation angeeignet wird, insofern sozial abgeleitet und an (Groß-)Gruppen gebunden ist: „Man lehrt mich typische Konstruktionen in Übereinstimmung mit dem Relevanzsystem der Eigengruppe“ (Schütz 1971: 15). So lässt sich die Berücksichtigung von wissensbezogenen Milieudifferenzen in Schütz' Gedanken durchaus erkennen, wenn er schreibt, dass sich „nicht nur was einer weiß vom Wissen seines Nachbarn [unterscheidet], sondern auch wie beide die gleiche Tatsache kennen“ (ebd.: 16). Gleichsam bleibt dieser Ansatz mit Reckwitz' (2014: 18) Worten „mentalistisch“ mit Blick auf eine Antwort auf die Frage nach der „Zurechnung des Orts des Sozialen und somit, wo letztlich die 'kleinste Einheit' der sozialwissenschaftlichen Analyse zu suchen ist“. Diese sei nach Bohnsack – und mit ihm das weite Feld der Theorien sozialer Praxis – eben im praktischen, atheoretischen und handlungsleitenden Erfahrungswissen der Akteurinnen und Akteure zu finden.

Die Leitdifferenz zwischen kommunikativem und konjunktivem Wissen illustriert Bohnsack am Beispiel der Familie. Sei der Begriff auf der Ebene kommunikativ generalisierter Wissensbestände einerseits insofern unproblematisch, als dass wir ein Verständnis von Familie in stereotyper Weise haben, jedoch damit keinen „Zugang zum Erfahrungsraum der je konkreten Familie in seinem milieuspezifischen oder auch individuell fallspezifischen Eigensinn“ erlangen (Bohnsack 2003a: 561). Forschungspraktisch heißt das, dass sich die *dokumentarische Methode* nicht drauf beschränkt, visuelle und sprachliche Äußerungen der untersuchten Familienmitglieder lediglich auf der Ebene ihres *immanenten Sinngehalts*, d.h. mit Blick auf ihren wörtlichen Gehalt hin zu untersuchen, sondern diese *dokumentarisch* zu *interpretieren*. Der Annahme folgend, die kollektiven Orientierungsmuster der Erforschten sind eingelassen in deren *praktisches Bewusstsein* (Giddens 1997: 57) – basierend auf einer gruppengebundenen gemeinsamen Handlungspraxis, biographischem Erleben im direkten Zusammenleben – und damit auf der Ebene konjunktiven Sinns nicht ohne weiteres zugänglich, müsste die Analyse im Sinne einer Prozessanalyse konsequenterweise auf die Rekonstruktion der formalen Organisation der untersuchten *Diskurse*¹ bezogen werden, wie es Bohnsack (2007b: 376)

¹Der Begriff des *Diskurses* erfährt abgehoben von den Grundlegungen Foucaults (1993) bei Bohnsack eine gewisse Trivialisierung. Er folgt nicht einer poststrukturalistischen Lesart von *Diskurs*, die damit ein gesamtgesellschaftlich wirksames, die Handlungen der Subjekte bestimmendes Symbolsystem verbindet. Vielmehr wird darunter mit Loss/Schäffer (2001: 59f.), die Bohnsacks Ansatz der „dokumentarischen Methode der Textinterpretation“ für die Analyse von Gruppendiskussionen aufgreifen, „die Analyse von in der Regel face-ta-face stattfindenden sprachlichen Interaktionen [verstanden], wie sie etwa in der Tradition der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), der Konversationsanalyse oder der Soziolinguistik im Sinne von Gumperz (1982) betrieben wird“. Die vorliegende Arbeit folgt diesem Vorschlag. Der Fokus der Untersu-

unter anderem für Gruppendiskussionen vorschlägt. Der Wechsel des analytischen Fokus von der Frage nach dem, *Was* gesagt wird (immanenter Sinngehalt), zu der nach dem *Wie* (konjunktiver resp. dokumentarischer Sinngehalt), schlägt sich für die in dieser Arbeit relevanten Text- und Bildinterpretationen in voneinander unterscheidbaren Arbeitsschritten nieder: der *formulierenden* und *reflektierenden Interpretation*. Beide Verfahrensweisen werden in Darstellungen der Auswertungsverfahren sprachlich-textlicher und visueller Daten eingeführt (vgl. Kap. 8.4, S. 143ff.).

8.1.3 Bilder als soziale Praxis – soziale Praxis in Bildern. Beiträge der visuellen Soziologie und *dokumentarischen Bildinterpretation* zur Rekonstruktion von Handlungspraktiken

Text und Bild bieten unterschiedliche Zugänge zu Welt. Der Zugang zu den Identitätskonstruktionen der untersuchten Familien über den Umweg ihrer kollektiven Handlungspraktiken und gemeinsam geteilten Orientierungen wird neben Interviews und Gruppendiskussionen auch über visuelle Daten herzustellen versucht. Die rhythmisch zwischen den Haushalten der getrennt lebenden Eltern und dort neu formierten (Teil-)Familien pendelnden Kinder hatten den Auftrag erhalten, ihre Familien im alltäglichen Leben und als kollektiven Zusammenhang im Besonderen wie Gewöhnlichen fotografisch zu dokumentieren. Erkenntnistheoretisch und methodologisch wirft das die Frage nach dem analytischen Mehrwert von Fotografien für diesen Zweck auf bzw. wäre zu erörtern, was mit Fotografien in welcher Weise zu erfassen ist. So können Bilder und Bildpraktiken wie in dieser Arbeit als Dokument eines familialen Habitus und Träger atheoretischen – konjunktiven – Wissens begriffen werden. Die knappen folgenden Darstellungen skizzieren die Entwicklungen einer Soziologie des Visuellen im Allgemeinen und Überlegungen Bohnsacks (2009, 2007a, 2003b) im Rahmen seiner *dokumentarischen Bildinterpretation*.

chung wird auf die Alltagspraktiken der Familien gelegt, das Forschungsinteresse ist auf die innerfamilialen Deutungs- und Bewältigungsmuster gerichtet und nicht auf die *gesellschaftlichen* Diskurse *um* Familie. Auch kann Reiner Kellers (2011) Ansatz einer *Wissenssoziologischen Diskursanalyse* (WDA) im Rahmen dieser Arbeit keine Berücksichtigung finden, wenngleich hier durchaus gewinnbringende Anknüpfungspunkte zu vermuten sind. Sein Verständnis von *Diskursen* greift weiter. Er versteht sie als „Anstrengungen, Bedeutungen bzw. allgemeiner: mehr oder weniger weit ausgreifende symbolische Ordnungen auf Zeit zu stabilisieren und dadurch einen verbindlichen Sinnzusammenhang, eine Wissensordnung in sozialen Kollektiven zu institutionalisieren“ (ebd.: 12). Der Blick wird hierbei auch auf die Alltagsrepräsentation der Diskurse, die Praktiken der Akteurinnen und Akteure sowie die „Positionierungsprozesse und ‚Muster der Subjektivierung‘, die in Diskursen erzeugt werden“ (ebd.: 223) gerichtet.

Wegbereiter und aktuelle Ansätze einer Soziologie des Visuellen

Konnte bis in die frühen 1990er Jahren hinein von einer „Bildvergessenheit der Soziologie“ gesprochen werden (Burri 2008: 343), rückt die Arbeit mit Bildern – als analytisches Instrument ebenso wie als Gegenstand von Interpretationen – in den Fokus qualitativer Sozialforschung oder präziser: einer *visuellen Soziologie* als neue Forschungsrichtung. Die im Fahrwasser des von den als klassisch erachteten Bildwissenschaften – allen voran sicherlich die Kunstgeschichte und die Ethnologie – ausgerufenen *visual* oder *iconic turns* (vgl. Boehm 1995) schwimmende *visuelle Soziologie* hat im Zuge zahlreicher Forschungsprojekte erkenntnistheoretische Grundlagen ebenso wie das methodische Rüstzeug zur Erhebung und Analyse von Bildern erarbeitet. Warum dieses neuerliche Interesse? Zum einen durch die beschleunigte Verbreitung und Zunahme von Bildern im Lebensalltag der Menschen. Steigbügelhalter dieser Entwicklungen sind allem voran technische Innovationen im Bereich der audiovisuellen Aufzeichnungs-, Bearbeitungs- und Rezeptionsapparaturen – man denke nur an die mittlerweile omnipräsenten mobilen Endgeräte wie Smartphones und Tablets, die nicht nur Möglichkeiten des Medienkonsums vervielfältigen, sondern auch deren Produktion und Verbreitung über soziale Netzwerke des Web 2.0². Es dürfte keine kühne These sein, dass Akteurinnen und Akteure in Gegenwartsgesellschaften *Welt* zunehmend durch das Medium Bild erfahren, deuten und kommunizieren. Mit dem Einsatz von neuen Aufzeichnungsgeräten – etwa von Kassettenrekordern in der Feldforschung der 1960er Jahre – eröffnete sich bereits früh in der Sozialforschung der Zugang zu anderen Daten und gleichsam erweiterte Möglichkeiten der Datenanalyse (vgl. Gibbs/Friese/Mangabeira 2002). So macht es einen Unterschied, ob ein Interview aus Feldnotizen heraus rekonstruiert wird oder wiederholt – auch durch andere Forschende – gehört und eingehend interpretiert werden kann. Dieselben zuvor genannten Weiterentwicklungen visueller Technologien befördern in diesem Sinn ausgefeiltere Möglichkeiten der Konservierung, Prozessierung, Analyse und Darstellung audiovisueller Daten für die soziologische Forschung. Deren vereinfachte Verfügbarkeit und die erschwinglichen Preise werden ihr Übriges dazu beigetragen haben. Allerdings, so merken Schnettler/Baer (2013) vollkommen zurecht an, stellt sich die Frage, ob sich hiermit auch ein Wechsel analytischer

²EUROSTAT hält zum Medienkonsum in der Europäischen Union für 2012 fest, dass neben Fernsehen und Radio – die zunehmend auch über das WorldWideWeb rezipiert werden – das Internet einen enormen Bedeutungszuwachs verzeichnen kann. Mehr als jeder zweite Europäer/jede zweite Europäerin (54 Prozent) nutzt Angebote im WWW täglich und mehr als jeder/jede vierte (27 Prozent) macht Gebrauch von Online Social Networks. (vgl. Standard Eurobarometer 78, Media use in the EU, 2012. http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb/eb78/eb78_media_en.pdf, zuletzt aufgerufen: 17. März 2014)

Einstellungen vollzogen hat. Zumindest die soziologische Analyse bleibt im Medium Text verhaftet, ebenso wie das Publizieren der Forschungsbefunde, die bestenfalls durch visuelle Materialien angereichert werden, wie die beiden Autoren weiterhin völlig korrekt konstatieren. Dabei gibt es bereits Angebote, diese Textfixiertheit aufzubrechen und so der Eigenlogik von Bildern – deren Synchronizität, Simultanität und Polysemie (vgl. Bohnsack 2009: 45ff.) – gerecht zu werden, etwa durch Tinapps (2006: 8) „Bild-durch-Bild-Interpretation“ innerhalb ihrer Methode „visueller fotografischer Verdichtungen“. Neben einem Blick auf den – noch am Anfang stehenden – Versuch der Etablierung einer disziplinenüberspannenden Bildwissenschaft (vgl. Sachs-Hombach 2005) lohnt es, stärker die Einzeldisziplinen, die sich in diesen Kanon einreihen, zu fokussieren. Vor allem die sozial- und erziehungswissenschaftlichen Beiträge erschienen hierbei besonders interessant und fruchtbar mit Blick auf das Vorhaben der vorliegenden Studie. Eine Fülle von Publikationen kann beleghaft angeführt werden für die systematische Weiterentwicklung der Arbeit an, mit und durch Bilder – sowohl in Form von Fotografien, Film oder auch der bildenden Kunst. Ein wichtiger spiritus rector einer *visuellen Soziologie* ist sicherlich in der Ethnologie und den *British Cultural Studies* zu sehen. Beschränken sich Letztere jedoch auf eine Kulturanalyse von Medieninhalten und deren Aneignung und bleiben damit in ihrer methodischen Ausgestaltung vage (vgl. Hepp 2010), legen andere Disziplinen konkrete Ansätze zur Bildanalyse vor. Blickt man auf die weitere Entwicklung zurück, ist zweifelsohne die Kunstgeschichte als einflussreich zu benennen – die meisten aktuellen Verfahren zur Bild- und Film- resp. Videointerpretation, Segmentanalyse (vgl. Breckner 2012, 2010), seriell-ikonografische Fotoanalyse (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005), Mohns (2009) Kamera-Ethnografie und aus biographie- und bildungstheoretischer Sicht ein Modell von Marotzki/Soetzer (2007) – rekurrieren auf die Ansätze von Erwin Panofsky (2006) und Max Imdahl (1995). Aber auch die *visual anthropology* resp. der *ethnografische Film* als ethnologische Spielarten finden Eingang.

Familie im Bild - Bilder in der Familie: Der Beitrag der *dokumentarischen Bildinterpretation* zur visuellen Analyse von Familienidentitäten

Bohnsack (2009, 2007a, 2003b) sattelt mit seiner *dokumentarischen Bildinterpretation* ebenfalls auf Panofskys *Ikonologie* und Imdahls *Ikonik* auf. Die durch Bohnsack von Mannheim aufgegriffene Unterscheidung zwischen immanentem und dokumentarischem Sinngehalt findet sich ebenfalls bei Panofskys (2006) Differenzierung zwischen Ikonografie und Ikonologie wieder. Gleichfalls erneuert Bohnsack (2007a: 955) die Kritik Imdahls (1995), Panofskys

Ikonologie berücksichtige die Eigenlogik von Bildern und damit die Bedeutung von Formen und Kompositionen nur unzureichend. Eine Bildinterpretation könne sich hiernach nur dann vom textlich-narrativen resp. immanenten Vorwissen lösen, wenn sie die Rekonstruktion der formalen Komposition, also der *perspektivischen Projektion*, *szenischen Choreographie* und *Planimetrie*, umfasst. Analog zu dieser Forderung, wird die formale Diskursorganisation als Teil der reflektierenden Interpretation, d.h. die Art und Weise der Bezugnahmen der SprecherInnen aufeinander, für die Analyse von Gruppendiskussionen nachvollziehbar. Erst hierüber wäre eine Rekonstruktion kollektiver Orientierungen möglich, da quasi 'Hinter dem Rücken der Diskutierenden' im *Wie* der Erörterung eines Themas die je spezifische Haltung und habituelle Lagerung einer Gruppe zum Ausdruck kommt (vgl. Bohnsack 2008, Przyborski 2004, Loos/Schäffer 2001). Die Art der kommunikativen Entfaltung habe in der Sichtweise der AutorInnen einen dokumentarischen Gehalt in Hinblick auf die Art der sozialen Lagerung. Analog gelte dies für das Bild. Bohnsacks (2007a: 956) Argument ist, dass sich über die Rekonstruktion der Formalstruktur eines Bildes der „Zugang zur Eigengesetzlichkeit des Erfahrungsraums der BildproduzentInnen (bspw. der Familie) und zu deren Habitus“ eröffnet. Für die Interpretation von Fotografien oder allgemein Bildern sind diese Überlegungen auch insofern aufschlussreich, als dass hier sowohl die Bildpraktiken der fotografierenden als auch der fotografisch festgehaltenen Familienmitglieder von Interesse sind. Bohnsack unterscheidet hierzu zwischen *abbildenden* und *abgebildeten Bildproduzenten* (ebd.). Besonders von Vorteil im Fall der vorliegenden Untersuchung ist, dass beide BildproduzentInnen demselben Erfahrungszusammenhang entstammen. Vermuten lässt sich jedoch, dass sich die visuellen Repräsentationen zwischen beiden Gruppen unterscheiden. Während die (aktiv) multilokal lebenden Kinder zwischen zwei Haushalten der Eltern pendeln und damit in zwei Teilfamilien leben, zwischen denen hinsichtlich der ortstypischen sozialen Ordnungen, alltäglichen Praktiken und Selbstbilder differenziert wird und die gleichsam in eins gedacht werden, sind die monolokal bzw. passiv multilokal lebenden Eltern, neuen Partner und ggf. Geschwister lediglich ihrer 'Ortstypik' verhaftet. Bourdieu (1983: 37) geht davon aus, dass sich in der Fotografie der Familie deren Integration dokumentiert und diese gleichsam verstärkt. Ferner können diese als Anker gelesen werden für das, was im Zusammenhang mit der Begriffsskizze zur Familienidentität unter Rückgriff auf Halbwachs als „Familiengedächtnis“ diskutiert wurde (vgl. Kap. 6.3.2, S. 104ff.). Als „Produkt familiärer Interaktion“ (Nentwig-Gesemann 2007: 224) geben die für den Forschungsprozess gefertigten Bilder Aufschluss über die Sicht der Kinder und ihrer Angehörigen auf sich selbst als Familienkollektiv(e). Gleichsam dokumentie-

ren sich hierin immer auch Moden und ein gewisser (ästhetischer) Zeitgeist zur Darstellung von Familie und ein Bild weist insofern über die konkrete Gruppe hinaus (ebd.). Das Foto selbst, so schreibt Nentwig-Gesemann weiter, hebt das so Fixierte aus dem Alltäglichen heraus und macht es hierüber der Erinnerung verfügbar. Hiervon weichen die im Rahmen dieser Arbeit produzierten Fotografien in gewissem Maß ab. Wenngleich das dokumentarische Fotografieren im familialen Alltag durch die 'beauftragten' Kinder selbst eine Abweichung gewohnheitlicher Praktiken darstellt und somit auch irritationsfähig ist, werden Alltagsszenen und/oder deren Inszenierung eingefangen, die ihrerseits einen dokumentarischen Wert hinsichtlich gemeinsamer und unterschiedlicher familialer Orientierungen sowie Praktiken, aber auch materiell-räumliche Aspekte als Ausdruck von Identität und Wir-Behauptung haben. In den exemplarischen Analysen der Bilder wird der von Bohnsack (2008: 66ff.) mit Rekurs auf Mannheim diskutierte „intendierte Ausdruckssinn“ einzuklammern sein und das Augenmerk auf die davon zu unterscheidenden identitären Selbstbeschreibungen im Sinne vor-reflexiver habitualisierter Wissensbestände und damit konjunktiver Erfahrungsräume im Vergleich der abgebildeten und abbildenden (Teil-)Familien gerichtet. Der in der Methodenkritik möglicherweise geäußerten Unterstellung, diese Fotografien seien wahllos und zufällig produziert sowie obendrein selektiv, kann entgegnet werden, dass zum einen der Wahrheitsgehalt der bilddokumentarischen Ausschnitte nicht von Interesse und damit nicht Gegenstand der Diskussion ist, sondern sie für sich analytisch als Ausdruck der Bildproduzierenden Relevanz erhalten. Zum anderen gilt das, was Bohnsack (2007b: 376) im Zusammenhang mit Gruppendiskussionen zur Gültigkeit und Zuverlässigkeit rekonstruktiver Verfahren vorträgt: Orientierungsstrukturen sind seiner Lesart nach als Prozessstrukturen zu verstehen, die im Diskurs der Gruppe „relativ unabhängig von spezifischen Themen in homologer Weise *reproduziert* werden“ (Hervorhebung im Original). Die gefertigten Fotografien erlangen eine Eigenrealität insofern, als sie differentielle Wirklichkeitsausschnitte des multilokalen Familienlebens abbilden. Wie die Empirie zeigen wird, können sie gleichsam als Deutungsangebote der Ensembles als *Normalfamilie* und damit kollaborative *Normalisierungsstrategie* der abbildenden und abgebildeten Bildproduzenten gelesen werden (vgl. hierzu Kap. 12, S. 270ff.).

8.2 Erhebungsmethoden

Wie bereits dargelegt, ist das Anliegen dieser Arbeit die Rekonstruktion kollektiver Praktiken der Herstellung familialer Gemeinschaft und Identität in multilokalen Arrangements nach

Trennung und Scheidung. Der Fokus auf Familie als interaktive und kommunikative Einheit in räumlicher Trennung und Verflechtung erfordert ein Untersuchungsdesign, das nicht nur die Perspektive des einzelnen Familienmitglieds einfängt, sondern auch die des Kollektivs berücksichtigt. Während für die Gruppe der Erwachsenen ein umfassendes und methodologisch fundiertes Arsenal an empirischen Erhebungstechniken verfügbar ist, scheint die Diskussion um Methoden, die den besonderen Anforderungen in der Arbeit mit Kindern gerecht werden, innerhalb der Familiensoziologie noch überschaubar. Wenngleich auch hier selten explizit thematisiert, zeigt ein Blick in die (soziologische) Kindheitsforschung, dass durchaus vielversprechende Ansätze diskutiert werden (vgl. Heinzl 2000). Darüber hinaus gilt es, empirische Zugänge zu Familien als Untersuchungseinheit zu wählen, die den Anforderungen der beiden Akteursgruppen – Kindern und Erwachsenen – gleichermaßen Rechnung tragen. Forschungsfragen und theoretischer Ausgangspunkt der Arbeit machen es zudem erforderlich, auf verschiedenen Analyseebenen anzusetzen: auf der *Ebene des Familienalltags*, der *Netzwerkebene* der Familie, der *Ebene symbolischer Repräsentationen* und schlussendlich – wenn auch im eng abgesteckten Maße – auf der *Ebene öffentlicher Diskurse und Leitbilder* um die Familie bzw. der angewandten kulturellen Leitmuster (vgl. Halder/Wærdahl 2009, für die verschiedenen Analyseebenen siehe auch Lenz 2009: 54ff.). Hieran gemessen und orientiert an damit eng verbundenen Wissensformen, Sinnschichten und verschiedenen Akteurinnen und Akteure sowie Akteurskonstellationen gilt es im Sinne einer qualitativen Mehrebenenanalyse angemessene Erhebungs- und Auswertungstechniken zu wählen (vgl. Helsper/Humrich/Kramer 2010) und sowohl Einzelakteurinnen und -akteure als auch Kollektive zu adressieren (vgl. Abb. 8.1, S. 128). Die Befunde der zum Teil parallel, teilweise seriell verlaufenden Datenerhebungen wurden im Sinne einer *Grounded Theory*-Methodologie (vgl. Strauss/Corbin 1996) fallintern und -übergreifend systematisch aufeinander bezogen, um im weiteren die gebrauchten Instrumente zu modifizieren und mit Blick auf die Fragestellungen zu schärfen. Die vermittels der verschiedenen methodischen Zugänge generierten Daten sollten sich gegenseitig stützen, aber darüber hinaus je eigene und spezifische Erkenntnisse hervorbringen. Die Analysen der einzelnen Datensorten erfolgten zunächst für sich getrennt, wurden jedoch im Verlauf sukzessive aneinander rückgebunden. Die Analysen des empirischen Materials konnten in der Gesamtschau zeigen, dass sich die Ergebnisse der je unterschiedlichen Zugänge gegenseitig stützen und damit validieren. So war es beispielsweise möglich, über die Sitzordnung und kommunikativen Bezugnahmen in den Gruppendiskussionen zwischen Eltern und Kindern Strukturen persönlicher Beziehungen, visualisiert in den Netzwerkkarten, sowie

über die erzählten und dargebotenen Alltags- und Diskurspraktiken Selbstbeschreibungen im Sinne familialer Identitäten zu rekonstruieren (vgl. Kap. 11.3.3, S. 201ff.).

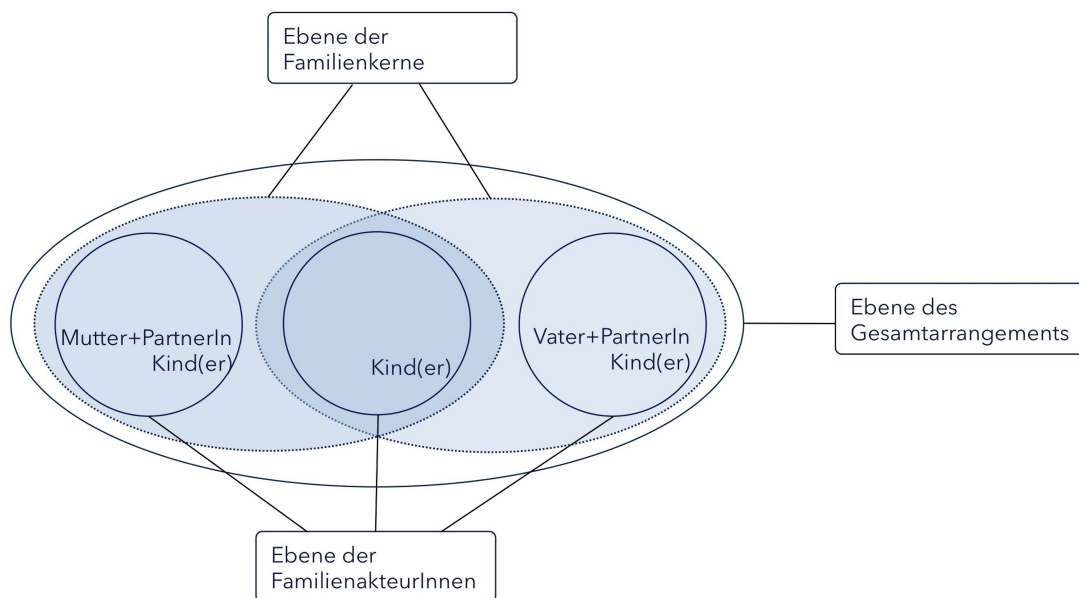


Abbildung 8.1: Struktur der Familienarrangements und Analyseeinheiten der Untersuchung

8.2.1 Die Perspektiven der Kinder

Methodischen Aspekten der Forschung *mit* Kindern wurden in der deutschsprachigen sozial- und erziehungswissenschaftlichen Erforschung erst in den letzten Jahren mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die Anzahl der Publikationen hierzu ist als eher überschaubar zu bezeichnen, was angesichts der methodischen Herausforderungen verwundert. Dies überrascht umso mehr, als im Bereich der Kindheitsforschung bereits eine beachtliche Zahl an qualitativen Untersuchungen entstanden ist (vgl. Heinzl 1997). In forschungstechnischer Hinsicht als problematisch erachtet Heinzl (2004: 25f.) vor allem a) die *Macht der Erziehungssituation* im Kinderleben sowie b) die *für Kinder typischen Ausdrucksformen*. Nicht minder bedeutsam ist c) die *Erwachsenenzentriertheit von Forschung und Forschenden* selbst. Diese Besonderheiten legen es nahe, Verfahren zu wählen, welche „die Reaktionen der ForscherInnen reflektieren und den Kommunikationsmöglichkeiten von Kindern entsprechen“ (ebd.:

28). Besonders empfehlen sich hierfür *qualitative Interviews*, *Gruppendiskussionen* und *Beobachtungen* (vgl. Nentwig-Gesemann 2006, 2003, Seib 2006, Vogl 2005, Heinzel 2004, 1997, Kuhn 2003, Krekula 2002, Sviggum 2000) bzw. zusammengefasst als *Gruppenwerkstatt* (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2003). Der im Rahmen dieses Dissertationsvorhabens präferierte empirische Zugang beinhaltet in Bezug auf in binuklearen Stieffamilien multilokal lebende Kinder als InformantInnen eine Triangulation der o.g. Methoden. In Abhängigkeit vom Alter der Kinder und deren Verbalisierungsfähigkeiten sollen problemzentrierte Interviews verbunden mit dem Erstellen von Netzwerkkarten und Eigen-Fotografien den Weg zu den Verständnissen der InformantInnen von Familie ebnen (vgl. Krekula 2002, Levin 1993, Spigelman et al. 1992). Der methodische Zugang umfasst darüber hinaus ethnographische Elemente, wie informelle beiläufige Gespräche mit den Kindern während bspw. Interaktionen mit anderen Familienmitgliedern. Diese sog. *ethnographischen Interviews* entstehen häufig spontan aus regelmäßigen Feldkontakten (vgl. u.a. Trautmann 2010: 83f.) und können am besten als eine Reihe freundlicher Konversationen begriffen werden (vgl. Spradley 1979).

Familiale (Selbst-)Bilder und Alltagsdokumentation: partizipative Fotointerviews

Ein sehr vielversprechender Zugang zur Perspektive von Kindern auf ihre Familie stellen sog. *participatory photo interviews* oder *photo-elicitation interviews* dar (vgl. Jorgenson/Sullivan 2010, Kolb 2008, Clarc-Ibanez 2004, Wuggening 1990). Dieser Ansatz versucht, Kinder stärker als aktive Forschungsbeteiligte einzubinden und ihre im Vergleich zu erwachsenen Gewährspersonen unterschiedlich ausgeprägten kognitiven und verbalen Kompetenzen zu berücksichtigen. Zudem schließt dieses Verfahren an die unter der Überschrift 'Mediatisierung familialen Alltags' geführten Entwicklungen und im Wandel begriffenen Medienkonsumgewohnheiten von Kindern und Erwachsenen an. Insofern erfahren und deuten Kinder der in die Untersuchung eingebunden Altersklassen ihre Familie und weitere soziale Umwelt bereits medial bzw. visuell vermittelt und verfügen über entsprechende Fertigkeiten im Umgang mit niederschweligen Technologien wie Smartphones, Digitalkameras, Tablets usf. Anders als ambitionierte HobbyfotografInnen wurden die Fotografien hier spontan und stilistisch unbedarft gefertigt. Der bewusste Einsatz von fotografisch-stilistischen Mitteln zur Inszenierung einer bestimmten Atmosphäre kann nicht beobachtet werden. Insofern handelt es sich bei den Kindern um, wie Nentwig-Gesemann (2007) es nennt und ganz ähnlich beschreibt, *Knipser*, denen es darum ginge, die fokussierten Personen, Artefakte und sozialen Situationen erkennbar festzuhalten. Anders als bei konventionellen Interviewstrategien erlaubt die Kombination

aus Bildpraktiken und Erzählungen, Kinder, Artefakte, Personen und Handlungsweisen zu zeigen denn lediglich zu beschreiben. Die Methodik der Autofotografie ermöglicht so Einblicke in verschiedenste Aspekte familialen Alltags, etwa in zeitlicher, räumlicher, materieller Hinsicht und mit Blick auf die sozialen Handlungs- und Darstellungspraktiken der Familien. Sie ermöglicht zudem in besonderer Weise die Rekonstruktion habitualisierter und ritualisierter Praktiken, etwa der Differenzbearbeitung, wie Nentwig-Gesemann (2007) herausstellt. Zum Prozedere: Den Kindern wurde für den Zeitraum von zwei Wochen ein robuster, kompakter und leicht zu bedienender digitaler Fotoapparat ausgehändigt. Nach einer kurzen technischen Einführung erhielten diese einen **Fotoauftrag** mit folgendem Wortlauf, der ihnen grafisch aufbereitet als kleine Handreichung übergeben wurde:

Mache Fotos, die zeigen, wer alles zu Deiner Familie gehört und was aus Deiner Sicht Familie ausmacht. Du kannst alles fotografieren was Du für wichtig hältst. Dabei ist es egal, ob es sich um Personen handelt oder bestimmte Situationen – tag wie nachts. Zum Beispiel könnten Deine Bilder zeigen, was in Deiner Familie tagtäglich passiert, wie Ihr gemeinsam Eure Freizeit verbringt oder aber auch, ob es etwas Außergewöhnliches und Einzigartiges gibt, was Deine Familie speziell macht.

Der Begriff *Familie* wurde bei der Einführung in die Aufgabe bewusst weit gefasst und den Kindern deutlich gemacht, dass es je nach Person ganz unterschiedliche Verständnisse von Familie geben kann. Die Kameras wurden an einem Tag ausgehändigt, der es den Kindern ermöglichte, den zeitlichen Wechselrhythmus aufzugreifen und das (Alltags-)Leben an beiden Orten gleichermaßen fotografisch zu dokumentieren, was auch der Grundhaltung der Kinder zu einer egalitären Behandlung beider Haushalte entspricht. Die **Selektion** der Eigenfotografien wurde nicht im Voraus durch die verwendete Fotokameratechnik begrenzt. Wenngleich es auf dem ersten Blick durchaus sinnvoll erscheinen mag, Einweggeräte mit begrenzter Anzahl von Aufnahmen zu verwenden, hierüber den Datenkorpus der Fotografien forschungspragmatisch knapp zu halten und eine Selektion bereits während der Bildproduktion zu forcieren, wurde sich gegen eine solche Lösung entschieden. Zum einen scheint es naheliegend, dass eine technische Begrenzung eben eine Begrenzung bedeutet und streng genommen gegen das in der qualitativen Sozialforschung gängige *Prinzip der Offenheit* verstößt und damit dem Primat der Relevanzsetzungen durch die Akteurinnen und Akteure zumindest tendenziell entgegensteht, zumal eine weitere Eingrenzung des Materials in weiteren Schritten durch die fotografierenden Kinder in den Interviews vorgenommen wurde und der Korpus somit zunächst eingehend besprochen werden konnte. Zum anderen dürfte es einigermaßen voraus-

setzungsvoll sein, Kinder der „digitalen Gegenwart“, die bereits unbegrenzt Handyfotografien und dergleichen produzieren, anzuhalten, sich über zwei Wochen auf die nunmehr handelsüblichen 27 Bilder zu beschränken. Die Vermutung liegt nahe, dass diese rasch 'verschossen' wären und damit Relevantes unberücksichtigt geblieben wäre. Auch wären diese Bilder für die weiteren Analysen zu digitalisieren gewesen. Die Aufnahmen mit Einwegkameras sind für ungeübte NutzerInnen schwerer in entsprechender Güte herzustellen und vor allem nicht sofort kontrollierbar – ein Anachronismus, der bei den Kindern unter Umständen eine motivationsmindernde Wirkung entfaltet hätte. Die Selbstselektion der Fotos durch Kinder und/oder Erwachsene im Sinne einer „Selbstzensur“ stellt ein unproblematisches Problem dar. Zum einen nummeriert die digitale Kamera die eingefangenen Bilder durch, sodass Löschungen nachvollziehbar gewesen wären, und zum anderen zeigte die Forschungspraxis, dass derartige Vorauswahlen nicht getroffen wurden.

Diese Fotos wurden später in eigenständigen Interviews als Narrationsimpuls und damit Interaktionsauslöser aufgegriffen und deren Sinngehalt gemeinsam mit den Kindern herausgearbeitet. Besonders im Fall der auf die Eigenfotografien gestützten Interviews mit den Kindern stellte sich der parallele Bezug auf die Bilder als ertragreich heraus, gleichwohl die Erzählungen und Beschreibungen der Interviewten über die reine Deskription der Abbildungen hinausgingen und weiterführende Erläuterungen stimulierten. Diese Erfahrungen decken sich mit ähnlichen Versuchen, Fotografien und Interviewmaterialien aufeinander zu beziehen und zu interpretieren (vgl. Nentwig-Gesemann 2007). Auch hier wurde der Versuch angestellt, Homologien zwischen den Diskursen der Erzählungen/Beschreibungen und Fotografien herzustellen (ebd.: 240ff.). Für die exmanente Nachfrage wurden in Anlehnung an Witzel (2000) Fragen in einem **Leitfaden** bzw. Topic Guide ausgearbeitet (vgl. Anhang der Arbeit, S. 372). Um nicht von vornherein Informationsverluste hinnehmen zu müssen, wurde dieser dem Forschungsgegenstand entsprechend relativ lose strukturiert. Der Leitfaden hatte *nicht* die Funktion, einen abzuarbeitenden Fragenkatalog für die Diskussionsleitung bereitzuhalten. Er sollte vielmehr dazu dienen, angesprochene Themen nachzuverfolgen und Anregungen und Hinweise für eventuelle Nachfragen zu liefern. Das erarbeitete theoretische Vorwissen des Autors floss hierbei im Sinne eines „induktiv-deduktiven“ Wechselspiels (ebd.: 2) in die Erhebungsprozesse begleitend ein, strukturierte diese jedoch nicht vor und kann somit dem für qualitatives Forschen maßgeblichen Prinzip der Offenheit gerecht werden (vgl. Hoffmann-Riem 1980). Die Auswertung der Fotografien und der diesen folgenden Besprechungen wird weiter unten erläutert (vgl. Kap. 8.4, S. 143ff.).

Räumliche Positionierungen von Familienbeziehungen: ego-zentrierte Netzwerkkarten

Das Methodenrepertoire wurde ergänzt um die Anfertigung ego-zentrierter Netzwerkkarten, gepaart mit einem narrativ angelegten Interview. Das Vorgehen lehnt sich in seiner Struktur an den Vorschlag von Levin (1993) an, die einen drei Schritte umfassenden Zugang zu den Familienkonzepten der InterviewpartnerInnen wählt: (1) *Family List*: Erstellen einer Liste von Personen, die als zur Familie zugehörig erachtet werden, (2) *Family Map*: Anlegen einer Netzwerkkarte, in der durch entsprechende Positionierungen von Symbolen die (emotionale) Nähe bzw. Distanz der Familienmitglieder zu den Befragten „abgetragen“ wird und schließlich (3) *Verbal Interview*: die Interviewten werden darum gebeten, die erarbeitete Karte und die darin enthaltenen Platzierungen der Familienmitglieder näher zu beschreiben. Liste und Karte dienen als weiterführender Stimuli, die individuellen Konzepte von Familie darzulegen und die darin abgebildeten persönlichen Beziehungen zu bewerten.

Den Einstieg in die Netzwerkinderviews der vorliegenden Arbeit bildet dem folgend (1) die Bitte an die InformantInnen, eine Liste aller Personen zu erstellen, die als zu ihrer Familie zugehörend betrachtet werden. Der Namensgenerator folgte dem Wortlaut:

Heute möchte ich mehr darüber wissen, wen Du alles zu Deiner Familie zählst. Hierfür nutzen wir sogenannte Netzwerkkarten. Das kann man sich ein bisschen wie einen Kuchen vorstellen. Jeder aus der Familie wird einem Stück zugeteilt und es wird danach gefragt, ob eher der Rand oder die Spitze des Stücks vergeben wird. Aber dazu später noch einmal mehr. Zunächst eine kleine Aufgabe. Ich möchte Dich bitten, eine Liste mit Namen aufzuschreiben. Auf diese Liste sollen nur Namen von Menschen, an die Du denkst, wenn Du an Deine Familie denkst. Auch möchte ich, dass Du dort, wo Du die kleinen Gesichter siehst [fünf Abstufungen von Emoticons], eines davon ankreuzt und damit zeigst, wie gut oder weniger gut Du Dich mit den Personen aus Deiner Familie verstehst.

Durch weitere Nachfragen wurde in Erfahrung gebracht, welche Kriterien den Zuordnungen zugrundeliegen. Darauf folgend wurden (2) die ProtagonistInnen gebeten, die gelisteten Familienmitglieder in Hinblick auf persönliche Nähe und Distanz zu *Ego* auf einer in konzentrischen Kreisen und räumlich nach *derselben Wohnung, demselben Haus, demselben Stadtteil, derselben Stadt* oder *weiter entfernt* strukturierten Netzwerkkarte zu positionieren (vgl. hierzu auch Kahn/Antonucci 1980). Die räumlichen Kategorien wurden vor Eintrag

der *Alteri* gemeinsam mit den Kindern besprochen und ggf. modifiziert. Die aufgrund ihrer weiten Konnotation nicht unproblematischen Kategorien „Nähe“ und „Distanz“ wurden schließlich (3) mit Bezug auf das visualisierte Familiennetzwerk in Interviews vertiefend erläutert. Dies hat den Vorzug, mehrdimensionale Familienbilder über die zweidimensionale Darstellung der Familienbeziehungen hinaus eingehend zu thematisieren und im Sinne der Fragestellung als Stimulus zu nutzen (vgl. Gamper 2012, Hollstein/Pfeffer 2010, Straus 2002, Diaz-Bone 1997). Die begleitenden Gespräche boten ferner die Möglichkeit, fußend auf den Erkenntnissen der partizipativen Fotointerviews, einzelne Aspekte zu vertiefen. In der Analyse werden die Netzwerkkarten zunächst eigenständig, ohne Rückgriff auf das Interviewmaterial, betrachtet. Hierüber wird deren analytischem Eigenwert Rechnung getragen.

Für die Erhebung der egozentrierten Netzwerke kam die darauf zugeschnittene Software *VennMaker*³ zum Einsatz (vgl. exemplarisch auch Noack/Schmidt 2013). Ein großer Vorzug dieser Software in der Zusammenarbeit mit Kindern ist ihre intuitiv bedienbare, grafische Benutzeroberfläche, die es den TeilnehmerInnen nach einer knappen Einführung in die Gebrauchsweise ermöglicht, die Netzwerkkarten in Eigenregie zu erstellen, zu bewerten und gemeinsam mit den Forschenden retrospektiv oder auf gewünschte Änderungen hin zu reflektieren. Im Vergleich zu Netzwerkspielen resp. Legevarianten und freien Zeichnungen (vgl. Straus 2010, Picot/Schröder 2007, Scheibelhofer 2006) bietet dieses Verfahren den Vorteil, dass Entstehungsprozess und Ergebnisse digital dokumentiert, hierüber nachvollziehbar und problemlos weiterverarbeitet werden können. Die für die Erhebung der Netzwerke genutzte Software bietet die Möglichkeit, prozessbegleitend Einträge in die Karte, Modifikationen und deren verbale Kommentierung synchron zu erheben und im Nachgang als Videoclip abzuspielen. Entsprechend wurden hierzu Auszüge transkribiert. Aufgreifkriterien für die Passagen waren vergleichbar zu den problemzentrierten Interviews und Gruppendiskussionen die *metaphorische Dichte* der Darstellungen, Homologien respektive Differenzen im Vergleich der Interviews sowie die thematische Relevanz der Beschreibungen und Erzählungen. Die partiell angelegten Transkripte enthalten parallel zum *Verbalen* auch die *visuellen Äußerungen* der Interviewten. Diese Verzahnung ermöglicht den Nachvollzug von Netzwerkvisualisierung und

³*VennMaker* ist eine Software, die am interdisziplinär arbeitenden Forschungscluster „Gesellschaftliche Abhängigkeiten und soziale Netzwerke“ der Universitäten Trier und Mainz entwickelt wurde. Fokussiert werden hier unter anderem aus der Perspektive der Soziologie, Psychologie und Informatik soziale Netzwerke und deren Kontextgebundenheit. Siehe auch Eigenbeschreibung: <http://www.netzwerk-exzellenz.uni-trier.de> (Stand: 13. Dezember 2013). Die Software stellt ein Analyse- und Visualisierungsinstrument dar, welches die kommunikative Erhebung, Abbildung und Auswertung sozialer Netzwerke unterstützen kann. Siehe auch: <http://www.vennmaker.com> (Stand: 19. Oktober 2009).

Kommentierung bzw. darüber hinausgehenden Erläuterungen oder Antworten auf Fragen des Interviewers. Der mögliche Nachteil, dass sich der Erhebungsmodus vom Alltag der Kinder und deren Bedürfnissen löst, kann mit Verweis auf die Medienkompetenz, -nutzung und das Interesse der Kinder entkräftet werden. Die Nutzung digitaler Netzwerkkarten entsprach ganz offensichtlich dem gewohnten Umgang der Kinder mit entsprechenden Medien und Nutzeroberflächen. Altersgrenzen sind für den Einsatz von Netzwerkkarten kaum gesetzt. Die Erfahrungen bisheriger Forschungen zeigen, dass das Alter beim Einsatz im Rahmen qualitativer Interviews kaum eine Rolle spielt. Straus (2002: 237) nennt hierzu eine Spanne von 6 bis 80 Jahren. Ebenso verhält es sich mit dem Bildungsniveau der Interviewten.

Ort und Dauer der Erhebungen

Die *Dauer* sowohl der Foto- wie der Netzwerkinderviews erstreckte sich über 45 Minuten bis zu max. 1 1/2 Stunden, gegebenenfalls gelockert durch Entspannungspausen⁴. Als *Ort* der Erhebungen wurde den Kindern vertrauten Räumen der Vorzug gegeben (vgl. Krekula 2002, Smart/Neal/Wade 2001, Heinzl 1997). Im Fall der vorliegenden Untersuchung war das ausnahmslos eine der beiden Wohnungen, in denen die Kinder regelmäßig lebten und zumeist das eigene Kinderzimmer, ggf. Gemeinschaftsräume der Familien – die Wohnstube oder Küche. Dies umgeht zum einen die Problematik einer „falschen“ Kontextualisierung der Interviews durch die Kinder und ein daran gebundenes Antwortverhalten, wie es sich etwa für den schulischen Raum vermuten lässt. Zum anderen kann hier an die aktuelle (materielle) Lebenswelt der Interviewten angeknüpft werden und auf persönliche Gegenstände und „habitualisierte“ Verhaltensweisen rekurriert werden. So kam es nicht selten vor, dass die interviewten Kinder Artefakte wie beispielsweise Spielsachen, Bücher und Kuschelkissen und dergleichen herbeiholten, um hierüber das Erzählte zu materialisieren und für den Interviewten erlebbar zu machen.

⁴Die Dauer der Interviews kann eine erhebliche Varianz aufweisen, wie die Befragung von Expertinnen und Experten durch Heinzl (1997: 405) ergab. So wurden bereits Interviews mit einer Gesamtdauer von bis zu drei Stunden geführt, ohne dass dies mit größeren Konzentrationsverlusten einherging.

8.2.2 Die Perspektiven der Eltern

Angelehnt an die empirischen Zugänge zu den Sinnsetzungen und -konstruktionen der untersuchten Kinder wurden die Deutungen der (Stief-)Eltern mittels problemzentrierter narrativer Interviews (vgl. Nohl 2006, Witzel 2000) erhoben. Diese zum einen an die *Grounded Theory* (vgl. Glaser/Strauss 1998, Glaser/Holton 2004) angelehnte Interviewform vereint den Vorzug, im Prozess der Erhebungen und Analysen theoriegeleitet vorzugehen und gleichzeitig eine für die Relevanzsetzungen der Interviewten nötige Sensibilität und Offenheit zuzulassen, indem „(...) der Anwender seinen Erkenntnisgewinn als induktiv-deduktives Wechselspiel organisiert“ (Witzel 2000: 1). Entsprechende Kommunikationstrategien und leitfadengestützte Nachfragen begünstigen dabei die Entwicklung empirisch begründeter theoretischer Konzepte. Zum anderen bietet Nohl (2006) eine auf der *dokumentarischen Methode* aufbauende Analysestrategie an, die ihrerseits anschlussfähig ist an die Auswertungen der Gruppendiskussionen und Bildinterpretationen. Nicht die in *biografischen Interviews* interessierenden je individuellen und diese übergreifenden elementaren Prozessstrukturen in den Biographien der Befragten rücken dabei in den Fokus (vgl. Schütze 1987, 1983), sondern der Anlage der Untersuchung folgend ist das Forschungsinteresse auf einen speziellen Ausschnitt der Lebenswelten der InterviewpartnerInnen gerichtet – auf die Multilokalisierung ihres Familienlebens resp. das ihrer Kinder und vor diesem Hintergrund die (Re-)Organisation ihrer alltäglichen Lebensführungen. Dem entsprechend wurde in Form und Inhalt weitgehend analog zu den Foto- und Netzwerkinterviews der Kinder ein Topic Guide mit offenen (Nach-)Fragen für den Einsatz in der exmanenten resp. direktiven Phase des Interviews erarbeitet. Dem Voraus wurde ein Stimulus eingeführt, der es zum Ziel hatte, die GesprächspartnerInnen zu umfassenden Eingangserzählungen resp. -beschreibungen zu animieren und somit Gelegenheit zu eigenen Schwerpunktsetzungen entlang subjektiver Relevanzsetzungen zu bieten. Nach einer Kurzeinführung in das Forschungsprojekt, Erläuterungen zur Aufzeichnung und den Datenschutzbestimmungen sowie zur Interviewführung, folgte dieser dem Wortlaut:

Vielen Dank noch einmal für Ihre Bereitschaft an unserem Projekt teilzunehmen. Dies vorausgeschickt: Sie können sich bei Ihrer Erzählung so viel Zeit lassen wie Sie benötigen. Für mich ist alles von Interesse, was Ihnen von Bedeutung ist. Ich höre Ihnen zunächst zu und frage gegebenenfalls nach. Wie Sie bereits wissen, interessiere ich mich für Familien, in denen sich Partner getrennt haben, die seit dem in verschiedenen Haushalten leben und das gemeinsame Kind/die gemeinsamen Kinder nunmehr zwischen diesen beiden

Haushalten regelmäßig pendeln. Meine Fragen zielen zum einen auf Ihren Familienalltag und das Pendeln Ihres Kindes/Ihrer Kinder, zum anderen aber auch darauf, wie Sie sich als Familie wahrnehmen und verstehen. Kurzum: Wie kann ich mir das Familienleben über zwei Haushalte hinweg vorstellen? Vielleicht beginnen Sie damit, darüber zu sprechen, wie Sie Ihr Familienleben nach der Trennung von Ihrem Partner/Ihrer Partnerin neu organisiert haben.

Die Erstellung ego-zentrierter Netzwerkkarten erfolgte analog zu denen der Kinder und im Sinne von Levin (1993) als Einstieg in ein weiteres vertiefendes narrativ angelegtes Interview, zeitlich in der Folge zum ersten Interview mit einem Abstand von etwa sechs bis zwölf Monaten. Zum einen war dieser zeitliche Abstand forschungspraktisch begründet, zum anderen bot dies die Möglichkeit, im Sinne der *Grounded Theory*-Methodologie nach Strauss/Corbin (1996) die Befunde und methodischen Erkenntnisse der ersten Welle für die weiteren fruchtbar zu machen und inhaltliche (immanente) Fokussierungen vorzunehmen.

8.2.3 Die Perspektive der Familie als interaktive und kommunikative Einheit

Die Grundlage familialer Interaktionen und Kommunikation bilden geteilte Familienkonzepte und Selbstverständnisse der Akteurinnen und Akteure. Um Einblicke in die Praktiken der Herstellung von Familie, das *doing* (vgl. Jurczyk et al. 2009, Schier/Jurczyk 2007, Hertz 2006, Nelson 2006) und *displaying family* (vgl. James/Curtis 2010, Finch 2007) zu erhalten, gilt es neben den Befragungen der einzelnen Akteurinnen und Akteure Zugänge zu finden, die es erlauben, das Familiensystem in den beiden Familienkernen für sich und zusammen als Einheit zu erfassen. Hierfür bieten sich vor allem Verfahren an, die es zulassen, kommunikative und interaktive Aushandlungsprozesse in Gruppen und die sich darin dokumentierenden *kollektiven Orientierungsmuster* zu studieren. Das Diskutieren in der Gruppe etwa kann als Handlungspraxis begriffen werden, die auf andere Handlungspraktiken der Gruppe verweist (vgl. Loos/Schäffer 2001). Die an der praxeologischen Wissenssoziologie ausgerichteten Methode des Gruppendiskussionsverfahrens kann daher für diesen Teilaspekt der Untersuchung einen sinnvollen Beitrag leisten (vgl. u.a. Bohnsack 2008). Seine duale Ausrichtung kommt hier zum tragen. Neben der Erfassung des Kollektiven auf der Ebene des Untersuchungsgegenstandes werden vermittels der Rekonstruktion der Diskursorganisation kollektive Rahmung und die Reproduktion des Kollektiven ausgeleuchtet. Um die Gemeinschaftskonstruktionen beiderorts und die raumübergreifenden Bezugnahmen in den Blick zu

nehmen, werden Gruppendiskussionen bzw. Elter(n)-Kind(er)-Gespräche in beiden Teilfamilien durchgeführt. Das heißt, dass die *aktiv* multilokal lebenden Kinder⁵ an insgesamt zwei Diskussionsrunden teilnehmen. Dies wirft freilich methodische Fragen auf zum einen nach dem Maß des Zumutbaren und zum anderen nach möglichen Lerneffekten der Kinder und damit der Belastbarkeit der Erkenntnisse, kurz der Validität und Reliabilität⁶. Dem kann entgegengehalten werden, dass den Kindern – so konnten die Interviews schnell zeigen – in Hinsicht auf ihre beiden Haushalte resp. (Teil-)Familien eine egalitäre Grundhaltung einnehmen und im Sinne eines 'Paritätsimperativs' beiden die gleichen Erhebungen zumuten bzw. einräumen wollen (vgl. hierzu auch Kap. 12.4.4, S. 315ff.). Hierüber kann sich die Teilnahme an zwei Diskussionsrunden legitimieren. Eine Ungleichbehandlung würde dem nicht Rechnung tragen. Ferner ist es im Sinne der Fragestellung von Interesse, wie die Kinder in beiden sozialen Kontexten agieren. Die Einbindung in diese Kollektive über die gemeinsamen Gespräche kann hierzu der Schlüssel sein. Eine beide Gruppen umfassende Diskussion wäre denkbar und wünschenswert, ist jedoch forschungsethisch kaum zu vertreten. Wenn auch nur in unterschiedlichem und geringem Ausmaß, stehen dem latente und offene Konflikte zwischen den einstigen Beziehungspartnern der Familien entgegen.

⁵ *Aktiv* multilokal lebende Kinder sind eingebunden in Netzwerke persönlicher Beziehungen. Neben Eltern-Kind-Beziehungen sind dies unter anderem Beziehungen zu Geschwistern, Großeltern und FreundInnen. Wenngleich letztere nicht zwingend selbst in die Mobilitäten und mehrörtigen Verankerungen der aktiv Pendelnden eingebunden sind, so sind sie doch dazu angehalten, ihre Lebensführungen und biographischen Planungen mit denen der temporär Ab- und Anwesenden zu synchronisieren. Weniger im Sinne räumlicher Mobilität als vielmehr imaginierter, virtueller und kommunikativer Mobilität (Büscher/Urry 2009) sind diese in der Verschränkung mit ihren ortspolygamen Kindern, Geschwistern, Enkeln, FreundInnen usw. *passiv multilokal*. Gleichsam bilden diese kooperativ mit ihren aktiv multilokal lebenden Beziehungspartnern ortsübergreifende soziale Netzwerke aus. Die hier getroffene lexikalische Passivierung soll idealtypisch auf deren monolokale im Kontrast zu der mehrörtigen Lebensweise ihrer Bezugspersonen hinweisen und keine Aussagen über deren Gestaltungswillen und Engagement treffen (vgl. weiterführend auch Schier/Schlinzig/Montanari 2015).

⁶ Wenngleich innerhalb der deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung weitgehend Einvernehmen darüber besteht, dass diese beiden Standards nicht umstandslos übernommen werden können, gibt es keinen konsensfähigen Vorschlag zu möglichen Alternativen. Unstrittig dürfte am ehesten noch das Kriterium der *Intersubjektiven Nachvollziehbarkeit* des Forschungsprozesses im Allgemeinen und der Interpretationen der Daten im Speziellen sein. Zur Debatte um Gütekriterien qualitativer Sozialforschung und der begrenzten Übertragbarkeit der aus der quantifizierenden Sozialforschung stammenden Objektivität, Validität und Reliabilität vgl. Lüders (2011), Flick (2009).

Stimulus

Nachdem zu Beginn der Diskussionsrunden das Thema der vorliegenden Arbeit kurz umrissen wurde, wurde, um die Diskussion einzuleiten und erste Redebeiträge zu provozieren, ein „Stimulus“ gesetzt. Die Einleitung konnte aufgrund der freien Wortwahl durch die Diskussionsleitung von Gruppe zu Gruppe variieren. Starres vom-Blatt-Ablesen wurde vermieden.

Wie Ihr wisst, interessiere ich mich für das Leben von Familien, wie Ihr eine seid, in denen Kinder regelmäßig zwischen zwei Zuhause pendeln, d.h., hier und dort mit den Eltern, deren neuen PartnerInnen und Geschwistern zusammen wohnen. In den Gesprächen mit Euch habe ich schon viele wertvolle Einblicke in Euren Alltag, Eure Vorstellungen, Wünsche, aber auch Probleme, die sich aus einem Familienleben an zwei Orten ergeben, gewinnen können. Nun möchte ich gern mehr über Eure gemeinsame Sicht als Familie erfahren und Euch bitten, mir zu erzählen, wie Euer Familienleben – hier und beim abwesenden Elternteil bzw. wenn die Kinder da und fort sind – so aussieht. Wie macht Ihr das, so in einer Familie mit zwei Zuhause?

Der durchgeführte *Pre-Test* hatte bereits angedeutet, dass sich die Eingangsfrage als Anreiz zur Diskussion aufgrund ihrer Balance zwischen konkretem Zuschnitt auf die Lebenswelt der Familie und gleichzeitiger Offenheit für eigene Schwerpunktsetzungen gut eignet. Die Eingangsfrage wurde in allen Runden durch die TeilnehmerInnen verstanden, es konnte ohne Weiteres daran angeknüpft und das Thema hinreichend entfaltet werden.

Rolle der Diskussionsleitung

Die Aufgabe der Diskussionsleitung wurde dahingehend definiert, für eine sanktionsfreie Atmosphäre zu sorgen, die Diskussion „flüssig“ zu halten und freie Äußerungen zu ermöglichen. Die Ausgestaltung und der Verlauf der Diskussion sowie thematische Schwerpunktsetzungen wurden im Wesentlichen den Teilnehmern überlassen. Die Diskussionsrunden mit den Familien im Rahmen dieser Arbeit haben gezeigt, dass Interventionen, wie etwa thematische Fokussierungen u.ä. durch die Diskussionsleitung wenn überhaupt sparsam Verwendung finden können. Die DiskussionsteilnehmerInnen haben die (zuvor vermuteten) Themenbereiche des Leitfadens weitestgehend selbständig „abgearbeitet“ bzw. kamen eine Reihe von Aspekte zur Sprache, die nicht im Voraus Berücksichtigung fanden.

8.3 Sampling und Datenkorpus

Sampling

Der Zugang zu den Familien wurde hauptsächlich über Annoncen in zwei Stadtilustrierten einer ostdeutschen Großstadt im Zeitraum von Januar bis März 2011 realisiert. Mit folgendem **Inserat** wurde gleichermaßen in der Online- wie in der Printausgabe beider Publikationen für eine Teilnahme am Forschungsvorhaben geworben:

Technischen Universität Dresden sucht für Forschungsprojekt Familien in denen mind. ein minderjähriges Kind regelmäßig (Wochenrhythmus o.ä.) zwischen den Haushalten der getrennt lebenden Eltern und ggf. neuen PartnerInnen pendelt. Weitere Informationen unter: www.tu-dresden.de/phil/familienforschung. familienforschung@mailbox.tu-dresden.de, Tel.: Vorwahl-Nummer.

Die Hauptzielgruppe beider Magazine ist die Gruppe der 16- bis 39-Jährigen. Für eine der beiden Publikationen liegen detaillierte Mediadaten vor. Hieraus geht hervor, dass über die Hälfte der Leserschaft (53,9%) verheiratet ist oder in einer eheähnlichen Lebensform zusammenlebt, überwiegend höher gebildet (78,8% verfügen über die Allgemeine Hochschulreife oder einen Hochschulabschluss) und mehrheitlich Vollzeit berufstätig ist (53,9%) und vorwiegend über ein mittleres Haushaltsnettoeinkommen verfügt (1.500-2.000 EUR). Der Fokus der Untersuchungen ist auf Fortsetzungsfamilien mit Kindern in symmetrischen Wohnarrangements nach Trennung und Scheidung gerichtet. D.h. in diesen Familien leben Kinder regelmäßig abwechselnd in den beiden Haushalten der getrennt lebenden Eltern, die ihrerseits in neue Partnerschaften eingebunden sind und mit diesen gemeinsame Kinder haben. Verlässliche amtliche Daten zur Verbreitung dieses Arrangements in Deutschland – etwa der Statistischen Landesämter oder des Statistischen Bundesamtes – liegen derzeit nicht vor. Anhaltspunkte bieten Berechnungen von Schier (2013a) auf Grundlage des DJI-Surveys AID:A. Die Befunde zeigen, dass mindestens jedes achte minderjährige Kind (12,5 Prozent) in Deutschland mit getrennt lebenden Eltern und davon mehr als jedes Zweite in multilokalen Familienarrangements aufwächst. Die **sozio-demografischen Charakteristika** der in der vorliegenden Untersuchung einbezogenen Elternpaare decken sich mit denen bisheriger Untersuchungen (vgl. hierzu Kap. 5.4, S. 74ff.). Leibliche wie soziale Eltern haben überdurchschnittlich hohe formale Bildungsabschlüsse erlangt, verfügen über mittlere und höhere Haushaltseinkommen und sind im (groß-)städtisch-urbanen Wohnumfeld einer ostdeutschen Großstadt mit über

500.000 EinwohnerInnen angesiedelt. Die Gewährspersonen der vorliegenden Untersuchung weisen darüber hinaus ein hohes Maß an Übereinstimmung mit der Leserschaft der angesprochenen Publikationen auf, sodass davon ausgegangen werden konnte, dass sich aus der Gruppe der hierüber adressierten LeserInnen geeignete Personen im Sinne der Anlage der Untersuchung finden lassen. Der Verweis auf die statistische Kenntnislage darf jedoch nicht den Blick darauf verstellen, dass es nicht auch andere Bevölkerungsgruppen gibt, die ein solches Familienmodell in ähnlicher Weise – eventuell mit pragmatischen Einschränkungen – praktizieren. Hierzu fehlen bisher allerdings weitergehende Befunde. Darstellungen zu soziodemografischen Eckdaten und zur räumlich-zeitlichen Konfiguration der in die Analysen einbezogenen Familien finden sich in Kapitel 9 „Fünf multilokale Familienverbände: Darstellung der Fälle“, S. 155.

Zeitnahe auf die Annoncen gemeldet haben sich elf Familien. In zehn von elf Fällen ging die Initiative zu einer möglichen Teilnahme von Frauen aus. Nach einer ersten Kontaktaufnahme wurden zeitlich eng aufeinander folgend, getrennt voneinander, einführende Gespräche mit den InitiatorInnen und den jeweils getrennt lebenden Elternteilen nebst Kindern und ggf. neuen PartnerInnen geführt. Erläutert wurden der Rahmen der Studie, das Arbeitsprogramm, Methoden, Datenschutz und Zeitrahmen der Studie. Nach diesen „Sondierungen“ haben sich drei **Fälle**, d.h. drei Gesamtarrangements mit sechs Teilfamilien, als geeignet herauskristallisiert bzw. wurde von Seiten dieser Familien einstimmig Bereitschaft zur Teilnahme erklärt. Diese wurden ergänzt durch Interviewtranskripte und Autofotografien zweier weiterer Fälle aus dem Korpus des Projektes *Multilokalität von Familie. Die Gestaltung von Familienleben bei räumlicher Trennung* der Schumpeter-Forschungsgruppe am Deutschen Jugendinstitut e.V. in München, unter der Leitung von Dr. Michaela Schier (siehe hierzu auch die folgenden Darstellungen zur *Datengrundlage*, S. 143). Der Autor der vorliegenden Untersuchung ist seit 2010 assoziiertes Mitglied dieses Forschungszusammenhangs. Wie sich herausstellen sollte, ließen sich trotz unterschiedlicher inhaltlicher Schwerpunktsetzungen für die beiden unabhängig angelegten Untersuchungsdesigns und Strukturen des Samples der Studien eine Fülle von Überschneidungen feststellen. Der Leitfaden der vorliegenden Untersuchung wurde daraufhin mit dem der Studie des DJI in Teilen harmonisiert, um die **Sekundäranalyse** der qualitativen Interviewdaten und Autofotografien zu ermöglichen. Diese Herangehensweise ist in der deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung trotz einiger Bemühungen und naheliegender forschungspraktischer Vorzüge – etwa der Wegfall weiterer Eigenerhebungen und der zeitkonsumierenden Transkription des Audiomaterials – eher selten. Für Sekundäranalysen spricht

neben forschungsökonomischen Gründen die Distanz des nicht in die Erhebungen eingebundenen Forschers zum Material. Diese kann gleichsam zum Nachteil erwachsenen in Hinblick auf den Nachvollzug des Entstehungskontextes sowie das Potenzial der Daten, eigene Befunde zu validieren bzw. zu irritieren (vgl. Beckmann et al. 2013, Witzel/Medjedovic/Kretzer 2008). Die Entscheidung zugunsten einer Sekundäranalyse weiteren Datenmaterials im Rahmen der vorliegenden Studie war zuvorderst durch das Motiv angeleitet, die identifizierten Konzepte auf einer breiteren Datenbasis zu gründen.

Im Rahmen der Erhebungen wurde darauf verzichtet, zunächst die Daten für alle Fälle der geplanten Studie zu erheben und die Datenanalyse daran anzuschließen, da noch nicht vollends abzusehen war, welche Fälle für das vorliegende Forschungsthema relevant sind. Daher wurden die einzelnen Fälle nacheinander und aufbauend auf erste Analysen in Anlehnung an das „Theoretical Sampling“ der *Grounded Theory* (Glaser/Holton 2004, Glaser/Strauss 1998, Strauss/Corbin 1996) ausgewählt. Diese Herangehensweise hat sich zudem für eine fallkontrastive Analyse bewährt.

Eine erste Eingrenzung erfuhr das Sample hinsichtlich des Alters der Kinder, der Familienkonstellation und dem Zeitraum, der seit der Trennung der ursprünglichen Eltern dyade vergangen ist.

Das Alter der Kinder beschränkt sich auf 6-12 Jahre. Hiermit soll den unterschiedlichen Phasen, Stufen und Verläufen kindlicher Entwicklung Rechnung getragen werden (vgl. Trautmann 2010, Smart/Neal/Wade 2001, Sviggum 2000, Heinzl 1997). Im (mittleren) Grundschulalter verfügen Kinder bereits über ausreichend komplexe Denk- und Verhaltensmuster und Verbalisierungsfähigkeiten. Zudem besitzen sie bereits die Fähigkeit zur Metakognition, d.h. sie machen sich Gedanken über ihre Gedanken. Elf- bis Zwölfjährige haben darüber hinaus ein Verständnis für Doppeldeutigkeiten und Metaphern entwickelt und beherrschen es, Erzählungen auf einen Höhepunkt zuzuspitzen (vgl. Trautmann 2010: 46). Die Altersobergrenze bildet die Gruppe der Pubertierenden (ab dem 14. Lebensjahr). Sie stellen ihr Sein, die Existenz anderer und das Leben im Allgemein bereits stärker in Frage. Dies kann im Sinne der Fragestellung durchaus von Interesse sein. Andererseits ist zu erwarten, dass die Interviews überlagert werden durch die für diese Altersgruppe typischen Suchbewegungen und das Pendeln zwischen Ablösungsversuchen gegenüber den Eltern resp. der Familie einerseits und dem Umgang mit dem Homogenitätsdruck der Peer andererseits.

Eine weitere Eingrenzung möglicher Familien wurde mit Blick auf die Konflikthaltigkeit der Elternbeziehung vorgenommen. Die Trennung des Elternpaares sollte idealer Weise etwa zwei

Jahre zurückliegen, da sonst vermehrt Erzählungen zur Bewältigung der vergangenen und aktuellen Beziehung zum einstigen Partner zu erwarten wären und im Vordergrund der interviewten Frauen und Männer stünden. Eine Trennung resp. Scheidung geht immer auch mit einer Reorganisation der Haushalte, Kindererziehung und -sorge und deren Koordination mit der Erwerbsarbeit einher. Zudem ließe sich eine Normalisierung der Lebensrhythmen der einstigen Partner, so halten Beelmann/Schmidt-Denter (2003: 518) fest, erst nach etwa zwei Jahren beobachten. Peuckert (2012: 393) spricht davon, dass sich Stieffamilien gar erst nach fünf bis sieben Jahre stabilisiert haben. Gleichwohl sind 'stabile' Konfliktlinien zwischen den einstigen PartnerInnen und Eltern nicht unüblich. Die idealtypische Unterscheidung zwischen Formen paralleler resp. konflikthafter Elternschaft (vgl. Walper/Krey 2009) ist empirisch in den in die Studie einbezogenen Familien nicht per se zu rekonstruieren. Vielmehr zeigen sich hier graduelle Unterschiede und Dynamiken über den Verlauf des Forschungsprozesses hinweg. Festgehalten werden kann, dass eine gänzlich kooperativ ausgerichtete Beziehung der ehemaligen Beziehungspartner in den hier untersuchten Arrangements nicht aufzufinden ist, sondern dass diese changieren zwischen Parallelität, Konflikthaltigkeit und Kooperativität. Die Beschränkung auf diese Formen ist zum einen von der auf einschlägige Untersuchungen zu Nachtrennungsfamilien (vgl. Sünderhauf 2013, Walper/Krey 2009) gestützten Vermutung geleitet, dass diese Form der Familienklima nichts Pathologisches darstellen, sondern vielmehr gelebte Normalität sind. Ferner ist es plausibel, dass konflikthafte Elternschaft – wenngleich in graduellen Abstufungen – ein gängiges Muster ist. Die Konflikte sind nicht einzig der elterlichen Nachtrennungsphase charakteristisch, sondern dürften bereits in der Paarbeziehung zu deren Zerrüttung geführt haben. Paare die Konflikte zu meistern wissen oder Paare die (traditional und/oder wertrational) trotz angegebener guter Gründe an der Paarbeziehung und Elternschaft festhalten, werden konsequenterweise nicht in Nachtrennungsfamilien zu finden sein. Zum anderen weisen die im Folgenden präsentierten Befunde eine theoretische Sättigung auf, die für diese gängigen Beziehungsqualitäten belastbar sein und vom Einzelfall abstrahierende Aussagen zulassen dürfte.

Die Entscheidung für ein exklusiv aus multilokal situierten Nachtrennungsfamilien bestehendes Sample und der Verzicht, monolokale 'Normalfamilien' als Vergleichsgröße in die Analysen einzubeziehen, ist zum einen forschungspragmatisch getroffen – die Erhebungen und Analysen der in den Blick genommen multilokalen Arrangements allein ließen bereits einen erheblichen zeitlichen Aufwand vermuten, der sich auch bestätigte. Zum anderen – ein ungleich gewichtigeres Argument – sind die hier fokussierten Familienkonfigurationen

ob ihrer Diskursabhängigkeit (vgl. Galvin 2006) und aufgrund fehlender oder unpassender Orientierungs- und Handlungsmuster dazu gezwungen, innovative Praktiken und Deutungen auszubilden. Die Vermutung lag nahe, dass die (alltagspraktische) Herstellung von Familie und Formation familialer Identität(en) in diesen Arrangements am besten zugänglich sein sollte. Zudem wurde sich für eine Fokussierung mehrörtiger Familienarrangements und damit verbundenen raumbezogenen Aspekten entschieden, die bei monolokalen Familien nicht oder nur in abgewandelter Form auftreten, etwa die Frage nach Eigentumsrechten an Gütern.

Datengrundlage

Abbildung 8.2, S. 144, fasst tabellarisch die empirische Grundlage der vorliegenden Studie, getrennt nach Modus und Herkunft der Daten, zusammen. Die Fälle mit dem Label BFF (binukleare Fortsetzungsfamilie) entstammen den Eigenerhebungen des Autors, die mit dem Akronym NTF (Nachtrennungsfamilie) ausgewiesenen Daten gehen auf ein Forschungsprojekt des Deutschen Jugendinstitut e.V. München (DJI) zurück⁷. Wurden mit Blick auf die Fotoarbeiten der Kinder und problemzentrierten narrativen Interviews sowie Netzwerkkarten⁸ ähnliche Zugänge gewählt, stellen die mit den Kindern und Eltern der Teilfamilien geführten Gruppendiskussion der vorliegenden Studie ein Alleinstellungsmerkmal dar. An dieser Stelle bietet die Studie des DJI keine Anknüpfungspunkte.

8.4 Datenkonservierung, -aufbereitung und -analyse

Analysiert werden die transkribierten Interviews, Gruppendiskussionen und Fotografien mittels der für die Untersuchung kollektiver und individueller Orientierungsmuster gleichermaßen sinnvoll einsetzbaren *dokumentarischen Methode* (vgl. Bohnsack 2009, 2008, 2003, Loos/Schäffer 2001, Nentwig-Gesemann 2002, Nohl 2006). Dieser auf Karl Mannheim und

⁷Projekttitel: „Multilokalität von Familie. Die Gestaltung von Familienleben bei räumlicher Trennung“, Leitung: Dr. Michaela Schier, Laufzeit: 01.01.2009 bis 31.12.2014, weiterführende Informationen: <http://www.dji.de/index.php?id=1027>, Zugriff: 20. April 2015. Die Ordnungsnummern des Labels NTF in der Spalte *(Teil-)Familien* folgen der des Forschungsprojekts, aus dem die Daten stammen.

⁸Anders als im Rahmen der vorliegenden Studie, in der *ego-zentrierte Netzwerkkarten* zur Anwendung kamen, wurde in der Untersuchung des DJI auf das Instrument des *sozial-räumlichen Netzwerkspiels* zurückgegriffen, das frei von Vorgaben als offenes Legen der relevanten Familienmitglieder auf einer neutral gehaltenen quadratischen Unterlage konzipiert war (vgl. Picot/Schröder 2007, Kap. „Räumliche Positionierungen von Familienbeziehungen: ego-zentrierte Netzwerkkarten“ in dieser Arbeit, S. 132).

(Teil-)Familien	TeilehmerIn	Interview	Netzwerkinterview	Gruppendiskussion ¹	Fotos ²
BFF1	Erwachsene	2	2	2	0
	Kinder	1	1	2	293 / 7
BFF2	Erwachsene	3	3	2	0
	Kinder	2	2	2	339 / 8
BFF3	Erwachsene	4	4	2	0
	Kinder	1	1	2	71 / 5
NTF6	Erwachsene	3	0	0	0
	Kinder	2	1	0	26 / 0
NTF7	Erwachsene	2	0	0	0
	Kinder	1	1	0	28 / 0
Durschnittsdauer		02:26:33	01:49:44	01:17:38	
Dauer min.		01:33:42	01:26:26	01:02:06	
Dauer max.		03:43:20	02:25:10	01:31:57	
Eigenerhebung		13	13	6	703 / 20
Sekundärdaten		8	2	0	54 / 0
Gesamt		21	15	6	757 / 20

¹ Die aktiv multilokal lebenden Kinder haben in beiden elterlichen Haushalten an den Gruppendiskussionen teilgenommen. Pro Teilfamilie wurde eine Runde durchgeführt.

² Diese Zahlen bilden den Gesamtkorpus der Fotografien und die Anzahl der vertiefend analysierten Bilder ab.

Abbildung 8.2: Datengrundlage der Studie, Anzahl getrennt nach Teilnehmerinnen und Teilnehmern, Modus und Eigenerhebung (BFF)/Sekundärdaten (NTF)

Werner Mangold zurückgehende Ansatz gilt innerhalb der deutschen qualitativen Sozialforschung als einer der erkenntnistheoretisch und methodologisch abgesichertsten. Zudem ist dieser ursprünglich für die Textanalyse konzipierte Zugang insbesondere durch Bohnsack systematisch weiterentwickelt worden und unter Rückgriff auf Panofsky, Imdhal u.a. für Bild- und Filmanalysen anschlussfähig. Die gemeinsam mit den FamilienakteurInnen qualitativ erhobenen egozentrierten Netzwerkkarten wurden strukturell im Hinblick auf das Gesamtnetzwerk und funktional hinsichtlich von Teilnetzwerken analysiert. Hierbei wurde sich an einem Ansatz von Höfer/Keupp/Straus (2006) orientiert. Festzuhalten ist allerdings, dass den Analysen der Fotografien und Netzwerkkarten forschungspragmatisch weniger Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte als angedacht und gewünscht. Verglichen mit den Analysen des Interview-

materials fiel deren Interpretationen in Ausmaß und Durchdringungsgrad weitaus geringer aus. Sie wurden vielmehr zur Validierung der Befunde aus den Textanalysen herangeführt. Gleichwohl kommen mit diesen entsprechend ihrer Eigenlogik andere Aspekte zum tragen. So zeigen Fotografien und egozentrierte Netzwerkkarten andere Realitätsausschnitte, die wiederum ein Puzzleteil in der Beschreibung der Handlungen und Deutungen der (kollektiven) FamilienakteurInnen darstellen.

8.4.1 Transkription

Sämtliche Interviews und Gruppendiskussionen wurden digital aufgezeichnet. Bis auf Teile der Begleitinterviews zur Erstellung der Netzwerkkarten wurde das Audiomaterial vollständig im Wortlaut verschriftlicht – entgegen der Didaktik Bohnsacks (2008). Dessen Vorgehensweise, nach der zunächst die Aufzeichnungen abgehört, thematisch gegliedert und dann Passagen für die Transkription entnommen werden, die sich durch eine hohe „interaktive Dichte und besonderes Engagement“ und/oder Relevanz für die Fragestellung auszeichnen, erwies sich als ungünstig, da in der späteren Analyse der Texte immer wieder auf das Audiomaterial hätte zurückgegriffen werden müssen. Es stellte sich jedoch als hilfreich heraus, bereits bei der Auswahl der Passagen große Teile der Verschriftlichung der Interviewdaten vorliegen zu haben. Dies erleichterte den Rückgriff auf das Material in seiner Gesamtheit erheblich, auch bei der später folgenden komparativen Analyse. Die Transkription eines Großteils der in die weiteren Analysen eingegangenen Passagen des eigenen empirischen Materials orientiert sich in wesentlichen Zügen an den Konventionen des *Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems* (GAT), und hier an dem für die Untersuchung ausreichenden *Basistranskript* (vgl. Anhang der Arbeit, S. 372).

8.4.2 Dokumentarische Methode der Textinterpretation: Analyse der Interviews und Gruppendiskussionen

Das Auswertungsverfahren entspricht in wesentlichen Zügen der *dokumentarischen Methode* nach Bohnsack (Bohnsack 2008, Nohl 2006, Loos/Schäffer 2001). Zwar ist das methodologische Programm Bohnsacks in dieser Arbeit übernommen, jedoch die praktisch-methodische Umsetzung des Verfahrens, die eigentliche Analyse des Materials, ergänzt bzw. in Hinblick auf das Forschungsinteresse modifiziert worden. In Anbetracht der Fülle des empirischen Materials stützen sich die Analysen notwendigerweise auf eine Auswahl von Bildern, Interview-

und Gruppendiskussionspassagen und Netzwerkkarten aus dem Gesamtkorpus. Diese Eingrenzungen erfolgten jedoch nicht aufs Geratewohl, sondern analytisch selektiv vor dem Hintergrund dichter Fallkenntnis, d.h. die unterschiedlichen Texte wurden mehrmals gehört, gesichtet und deren Interpretationen auf ihre *theoretische Sättigung* und damit eine dichte Kategorienentwicklung hin am Material wiederholt rekapituliert (vgl. Strauss/Corbin: 159). Die Interpretationen wurden zunächst am Einzelfall entfaltet und gleichsam parallel vergleichend nach Homologien oder kontrastierenden Passagen in weiteren Fällen gesucht. Die so erarbeiteten Deutungen behielten ihren hypothetischen Charakter, bis sich eine theoretische Sättigung zeigte und sie sich als im Materialkorpus vorläufig gesichert erwiesen haben. Im Folgenden wird die Auswertungsmethode einer näheren Betrachtung unterzogen. Hierzu werden die einzelnen Schritte in aller Kürze vorgestellt:

(a) Thematischer Verlauf

Nach der Transkription des Audiomaterials im Wortlaut wurden die Aufzeichnungen nochmals abgehört, um thematische Verläufe der Gespräche zu erstellen. Hierbei wurden die Texte nach Ober- und Unterthemen gegliedert und kurz inhaltlich umrissen. Hierauf folgend wurden zunächst Passagen ausgewählt, die eine hohe interaktive und metaphorische Dichte aufwiesen. In einem weiteren Teilschritt wurden diese selektiert und nochmals darauf geprüft, ob sie den thematischen Kern der Runde resp. des Interviews treffen und für einen Vergleich zwischen den Einzelinterviewten bzw. Familien potenziell herangezogen werden können.

(b) Formulierende Interpretation

Der nächste Schritt der *formulierenden Interpretation* stellt eine thematische Feingliederung dar. Neben dem thematischen Verlauf wird hier auch durch die Formulierung von Überschriften und durch Paraphrasierung die thematische Struktur der Diskurse rekonstruiert. Entscheidend aus Sicht Bohnsacks (2008: 34) ist, dass die Interpretation zunächst „konsequent innerhalb des Relevanzsystems, des Rahmens der Gruppe [resp. der Interviewten, Anm. TS]“ verbleibt). Dieser Orientierungsrahmen wird daher zunächst nicht Gegenstand begrifflich-theoretischer Explikationen, sondern die Interpretation verbleibt auf der Ebene des „immanenten Sinngehalts“ (vgl. für die Unterscheidung zwischen immanentem und dokumentarischem Sinngehalt Kap. 8.1.2, S. 119ff.). Das Transzendieren dieses immanenten Sinngehalts ist Teil des nächsten Schritts, der *reflektierenden Interpretation*.

(c) Reflektierende Interpretation

Die reflektierende Interpretation zielt nun auf die Explikation des Rahmens, innerhalb dessen das Thema behandelt wird, auf die Art und Weise *wie* und mit Bezug auf welches Orientierungsmuster, welchen Orientierungsrahmen das Thema behandelt wird⁹. Diese Rahmen werden durch sog. „Gegenhorizonte“, positive wie negative, innerhalb derer das Thema abgehandelt wird, identifiziert (vgl. Bohnsack 1989: 26ff.). Innerhalb dieses Rahmens ist die für die jeweilige Gruppe entscheidende Orientierungsfigur quasi „aufgespannt“. Die Vergleichshorizonte entstammen zunächst dem Erfahrungshintergrund des Interpreten. Doch wie Bohnsack richtig beschreibt, sind sowohl der Gegenstand, als auch der Interpret selbst in einem, zu hoher Wahrscheinlichkeit voneinander unterschiedlichen, kollektiven Hintergrund zu verorten. Dieser ist nicht nur gattungsspezifisch geprägt wie die Annahmen der objektiven Hermeneutik Oevermanns suggerieren, sondern auch durch den Einzelnen und seine Einbindung in verschiedene soziale Milieus überformt (vgl. Bohnsack 2008). Die Vergleichshorizonte der InterpretInnen, die zunächst auf deren Handlungspraktiken verweisen, müssen daher i.S. einer „komparativen Analyse“ (vgl. hierzu auch Strauss/Corbin 1996) sukzessiv durch empirische ersetzt werden, um zu eruieren, was die einzelnen Gruppen resp. Interviewten wie behandeln. Der Bezugspunkt, so stellen Loos/Schäffer (2001: 64) heraus, sind im Falle des Gruppendiskussionsverfahrens dabei nicht die Intentionen und Motive der Gruppe oder gar einzelner Mitglieder, sondern ihre kollektive Handlungspraxis. Auf diese stößt man über den Weg der Rekonstruktion der dramaturgischen Entwicklung der Passagen und der Diskursorganisation, d.h. der kommunikativen und interaktiven Bezugnahme der teilnehmenden Familienmitglieder, die im Falle der Gruppendiskussionen ebenfalls Bestandteil der reflektierenden Interpretation ist. Für die dokumentarische Interpretation von Interviews ist die Unterscheidung zwischen den Textsorten *Erzählung*, *Beschreibung* und *Argumentation* zentral. Besonderes Augenmerk wird hierbei Erzählungen von Erlebtem und Beschreibungen wiederkehrender Handlungsabläufe zuteil, da in diesen die Handlungspraxis selbst aufscheine und damit das atheoretische und konjunktive Wissen der Interviewten potenziell zugänglich würde (vgl. Nohl 2006: 26ff., 48ff.). Im Wesentlichen wurde dem gefolgt. Die an Schütze (1987) orientierte Identifikation und Differenzierung der Textsorten wurde ergänzt um die von Loos/Schäffer (2001) und Przyborski (2004) für die Auswertung von Gruppendiskussionen vorgeschlagenen Kategorien zur Beschreibung der Diskursorganisation. Die für das

⁹Für eine nähere Erläuterung der Begriffe *Orientierungsrahmen*, *Orientierungsmuster* und *Orientierungsschema* vgl. u.a. Bohnsack 2014.

Verfahren der Gruppendiskussion beschriebene *Verschränkung zweier Diskurse* – dem innerhalb der Gruppe und dem zwischen Gruppe und Diskussionsleitung (vgl. Loos/Schäffer 2001: 52) – lässt sich in analoger Weise in Einzelinterviews beobachten. Ganz im Sinne der Losung qualitativer Forschung als kommunikativ-interaktiver Prozess lassen sich eine Reihe von Bezugnahmen des Interviewten zum Interviewer rekonstruieren bzw. wird der Interviewende als Stellvertreter für einen eigentlichen Adressaten angerufen. In diesem Sinne wurde in der vorliegenden Arbeit das Begriffsrepertoire zur formalen Beschreibung des Interviewverlaufs wo evident ergänzt. Gleichsam wurde die analytische Unterscheidung der Textsorten nicht mit aller Konsequenz verfolgt. Gezeigt hat sich, dass eine Unterscheidung im Material mitunter schwer fällt, d.h. Aussagen der einen wie der anderen Gattung zugeordnet werden können. Zudem fielen analytischer Mehrwert und Aufwand der Rekonstruktion oftmals auseinander. Die Ansicht Nohls, das kommunikative Wissen korrespondiere mit der Textsorte der Argumentation und sei notwendigerweise abstrakt und von der Handlungspraxis abgehoben, da diese vorzugsweise als „Plausibilisierungen gegenüber den Interviewer(inne)n dienen“ (ebd.), kann hier in der Absolutheit nicht geteilt werden. Vielmehr wird die Auffassung vertreten, dass die je spezifische Art und Weise der Argumentation und die (selektiven) Bezugnahmen auf bestimmte gesellschaftlich verfügbare Argumente einen dokumentarischen Wert haben und Hinweise auf die Orientierungen der ProtagonistInnen liefern.

Abweichend vom vorgeschlagenen Prozedere werden in dieser Arbeit keine zusammenfassenden und verdichtenden *Fallbeschreibungen* der Familien in ihrer Gesamtheit vorgenommen, sondern vielmehr über die einzelne Familie hinausgehend Praktiken und Orientierungen identifiziert und in der Zusammenführung mit theoretischen Deutungsangeboten und Befunden bereits vorliegender Studien dargestellt.

Ferner diene *Metaphernanalyse* als wichtige Inspirationsquelle und fand daher zumindest partiell Eingang in die Analysearbeit (vgl. Kruse et al. 2011). Dieser Ansatz ist besonders hilfreich, wenn es um die Interpretation metaphorisch dichter Passagen, Wortgruppen oder Wörter geht, deren mögliche Konnotationen aufgespannt und im Weiteren eingegrenzt werden sollen.

8.4.3 Dokumentarische Methode der Bildinterpretation

Der Stellenwert von Familienfotos für die Beteiligten selbst wurde u.a. von Rose (2012, 2003) eingehend diskutiert. Die vorliegende Arbeit betrachtet jedoch nicht Familienfotos als bereits vorhandene Materialien der Familien, sondern für die Forschung durch die

erforschten Kinder erstellte Fotografien, die als niederschwelliges Medium den Zugang zu den Orientierungen der Kinder als abbildende BildproduzentInnen und Eltern, Geschwistern und anderen Angehörigen als abgebildeten BildproduzentInnen eröffnen¹⁰. Das Zusammenfallen abbildender und abgebildeter BildproduzentInnen aus einem Sozialzusammenhang – eben der Familie – stellt im Sinne der Fragestellung eine besonders günstige Konstellation dar, da hier analog zu den Familiengesprächen eine Art unverfälschte Selbstläufigkeit erzeugt werden kann, oder wie Nentwig-Gesemann (2007: 230) es nennt, eine „verdichtete Selbstbezüglichkeit“ zum Tragen kommt, d.h. die vor und hinter der Kamera agierenden Mitglieder der untersuchten Familien in ihrem jeweils üblichen Modus handeln und sich darstellen.

Auswahl der Bilder

Die Selektion der Bilder erfolgt über mehrere Schritte. Wie oben beschrieben, wurde den fotografierenden Kindern keine Begrenzung hinsichtlich der Anzahl der Bilder gesetzt. Gleichwohl wurden die Aufnahmen durch die Auswahl des Momentes der Ablichtung, der Szenerie und Komposition durch die BildproduzentInnen bereits selektiert (vgl. Bohnsack 2009: 75ff.). Sämtliche von den Kindern generierte Fotografien wurden zunächst gesichtet und in einem ersten Durchlauf doppelte Aufnahmen und technisch unbrauchbare Bilder, z.B. verschwommene, selektiert. Dieser Schritt minimierte die Anzahl der Bilder zum Teil erheblich. In einem weiteren Schritt wurden die Aufnahmen zusammen mit den fotografierenden Kindern gesichtet, besprochen und die aus Sicht der Kinder *gelungenen* und für die Familie trefflichen Fotografien selektiert. Bohnsack folgend (ebd.: 76) lässt sich hierüber in diesen Bildern „(...) eine zunehmende Verdichtung der stilistischen Präferenzen des Erfahrungsraums der Familie [der Kinder, Anm. TS] und somit deren Orientierungsrahmens oder Habitus seinen Ausdruck“ finden, „die für die Familiengemeinschaft grundlegend ist“ (Nentwig-Gesemann 2007: 225). Diese Auswahl wurde mit der Bitte verbunden, sich auf drei bis vier Fotografien zu beschränken, die in der Folge in die Feinanalyse überführt und innerhalb des Korpus kontextualisiert worden sind. Dieses eher forschungspragmatische Vorgehen hat sich bewährt insofern, als dass größere Korpora bewältigt werden können, ohne die Interpretationen des Materials vorschnell zu verengen.

¹⁰Für die Unterscheidung zwischen *abbildende BildproduzentInnen* und *abgebildeten BildproduzentInnen* vgl. Bohnsack (2009, 2007a, 2003b).

Analyseschritte

Zunächst wurden die Fotografien inhaltlich geordnet, d.h. die Dateien mit farbigen *Tags* versehen und hierüber Cluster gebildet. Die so thematisch sortierten Bilder wurden innerhalb einer Teil-Familie vergleichend betrachtet und analysiert. Die Interpretation der Fotografien orientiert sich an der von Bohnsack vorgeschlagenen Herangehensweise (vgl. Bohnsack 2009, 2007a, 2003b). Wie für die *dokumentarische Methode der Textinterpretation* vorgeschlagen, wird auch bei der *dokumentarischen Bildinterpretation* die erkenntnistheoretische Leitdifferenz zwischen *immanentem* und *dokumentarischem Sinngehalt* methodisch in zwei wesentliche Arbeitsschritte überführt: in die *formulierende* und *reflektierende Interpretation* (vgl. Bohnsack 2009: 56ff.). Beide Arbeitsschritte stellen dabei je unterschiedliche soziale Sinnzusammenhänge in Rechnung und fordern in diesem Zuge zwei voneinander zu scheidende Analyseinstellungen ein. Die *formulierende Interpretation* fragt nach Bohnsack danach, *was* auf dem Bild dargestellt wird. Die *reflektierende Interpretation* fokussiert auf den *modus operandi* und damit auf das *Wie* der Herstellung des Dargestellten (vgl. ebd.: 56). Im Folgenden sollen die beiden Schritte in der gebotenen Kürze dargestellt werden.

Formulierende Interpretation

Hierbei wird zwischen zwei Schritten unterschieden. Die Analysen setzen zunächst auf der (a) vor-ikonographischen Ebene an. Fokussiert werden sichtbare Gegenstände, Phänomene und Bewegungsabläufe im Bildvorder- und hintergrund. Hierbei werden auch die abgebildeten Personen, Alter, Geschlecht, Kleidung, Blickrichtung, Gestik und Mimik in den Blick genommen. Dem folgt die (b) ikonographische Analyse des Bildmaterials. Auf der Ebene kommunikativ-generalisierter Typisierungen werden identifizierbare Handlungen unter Berücksichtigung auch des Entstehungs- und Erhebungskontextes rekonstruiert.

Reflektierende Interpretation

Analog zur Rekonstruktion der Diskursorganisation bei Gruppendiskussionen widmen sich die Analysen auf dieser Stufe der formalen Komposition der Fotografien. Die Betrachtung der (a) *planimetrischen Struktur* gibt Aufschluss über die formale Konstruktion des Bildes in der Fläche, d.h. die Relation von Formen, Linien, Kontrasten und Farben. Sie ebnet den Zugang „Eigensinn des Bildes“ (ebd.: 57). Die (b) *szenische Choreographie* setzt die Personen in Beziehung zueinander und zu den abbildenden BildproduzentInnen. Schlussendlich greift die Analyse die Rekonstruktion der (c) *Perspektivität* auf. Sie dient primär dazu, „Gegenstände

und Personen in ihrer Räumlichkeit und Körperlichkeit identifizierbar zu machen. (...) [So] ermöglicht die Rekonstruktion der Perspektive im wahrsten Sinne des Wortes Einblicke in die Perspektive des abbildenden Bildproduzenten und in seine Weltanschauung"(ebd.).

ikonisch-ikonologische Gesamtinterpretation

Dieser abschließende Schritt stellt eine Verdichtung der vorhergehenden Analyseschritte dar und führt die zuvor angesprochenen Interpretationsebenen zusammen. Der Zweiklang dieser verdichteten Materialbeschreibung bildet nach Bohnsack (2009: 58) die formale Komposition der Bilder im Sinne der *Ikonik* Imdahls (1995) im Verschnitt mit der Interpretationen der *Ikonik* im Duktus Panofskys (2006) ab.

8.4.4 Zur Dominanz von Typenbildung und dem Kern des Forschungsinteresses

Innerhalb der qualitativen Sozialforschung ist über die verschiedenen Ansätze hinweg ein starker Trend zur Typenbildung als Ergebnis der Forschungsarbeit zu beobachten. Insbesondere die Beiträge der (Weiter-)Entwickler der in dieser Arbeit präferierte *Dokumentarischen Methode der Text- und Bildinterpretation* setzen diesen Anspruch als nahezu unumgängliche Konsequenz der Analysetätigkeiten (vgl. u.a. Bohnsack 2013, 2008, 2007b, Nohl 2006, Loos/Schäffer 2001). Die Qualität der angebotenen Typologien fällt jedoch höchst unterschiedlich aus und steht und fällt auch mit der Größe des Samples und dessen Abstraktionsgrad und damit Reichweite. Das Sample der vorliegenden Arbeit ist seiner Größe und der sozialen Zusammensetzung der StudienteilnehmerInnen nach nicht auf eine Realtypologie ausgerichtet, sondern vielmehr auf eine Fallanalyse, verbunden mit dem Anspruch, den Versuch einer *Typisierung wiederkehrender und insofern charakteristischer Praktiken zur Herstellung von Gemeinschaft und Identität* sowie gewohnheitsmäßige Umgangsweisen mit Problemlagen von Akteurinnen und Akteure in multilokalen Familien nach Trennung und Scheidung vorzulegen. Im Kern leitet das Interesse an wiederkehrenden und insofern *idealtypischen* Mikroprozessen die Datensammlung und -analyse dieser Arbeit an. Es geht um das *Verstehen* eines wissenschaftlich relevanten Problems resp. Phänomens. Dies berührt freilich Grundfragen der Soziologie nach (Ordnungs-)Mustern und Regelmäßigkeiten sozialen Handelns. Hierbei wird auf Idealtypen von Handlungs- und Orientierungsmustern abgezielt, die methodisch mit Max Weber (1922: 4) um einen nicht als statistisches Mittel eines Phänomens zu begreifen sind und darüber hinaus weit davon entfernt sind, mit einem normativen

Anspruch des Idealen im Sinne einer Empfehlung des Richtigen und Guten verknüpft zu sein. Vielmehr sind die präsentierten Konzepte als Abstraktionen und Verdichtungen eines sozialen Phänomens mit zeitlich-räumlicher Beschränkung zu verstehen. Einer praxeologischen Methodologie folgend richtet sich der Fokus der Analysen auf die „generativen Muster des handlungspraktischen Herstellungsprozesses“ – entweder über die unmittelbare Beobachtung einer Handlungspraxis oder eben – wie hier geschehen – vermittelt über die Erzählungen und Beschreibungen der untersuchten Personen (Bohnsack 2013: 248). Der bereits angerissene Ansatz dieser Arbeit eines interpretativen Nachvollzugs der Handlungspraktiken und ihrer generativen Struktur, deren Abstraktion und Spezifizierung orientiert sich damit an der *sinngenetischen Typenbildung* Bohnsacks als eine Form „praxeologischer Typenbildung“. Das Hauptaugenmerk liegt auf der Identifizierung und Rekonstruktion typischer Orientierungsmuster und Handlungsstrategien zur Herstellung familialer Gemeinschaft und Identität, zunächst fallintern, dann mit Blick auf Homologien fallübergreifend komparativ und abschließend kontrastierend hinsichtlich differierender Muster. Diese Bemühungen münden in dem Ergebnis, „Orientierungsfigur[en] zu einer Klasse von Orientierungen [zu] abstrahieren“ (ebd.: 251), Regelmäßigkeiten zu erkennen und haben neben ihrer deskriptiven Funktion eine mit Blick auf die Herausarbeitung gehaltvoller theoretischer Konzepte eine heuristische. Auf die im Rahmen der dokumentarischen Methode empfohlene *soziogenetische Typenbildung*, die am Nachvollzug der *sozialen Genese der Orientierungsrahmen* interessiert ist, wurde verzichtet, da die vergleichsweise homogene Struktur des Samples kaum Kontrastierungspotenzial vermuten ließ und damit der analytische Mehrwert dieses Arbeitsschrittes fraglich war.

8.4.5 Analyse der Netzwerkkarten und -interviews

Straus (2010: 527) folgend sollten die mit den Kindern und Erwachsenen erstellten egozentrierten Netzwerkkarten helfen, die „in den unterschiedlichsten Datenquellen erkennbaren Deutungs- und Handlungsmuster von Akteurinnen und Akteure auf die relationalen Strukturen der dabei entstandenen Netzwerke zu beziehen“. Insofern bieten diese Karten im Zusammenspiel mit den Gesprächsdaten die Chance, die Konfiguration persönlicher Beziehungen in den Familien und in der Konsequenz die Sichtweisen und Deutungen der Akteurinnen und Akteure ebendieser Arrangements nachzuvollziehen. Egozentrierte Netzwerkkarten arbeiten anders als andere Ansätze mit einem von *Ego* aus in konzentrischen Kreisen ausgehenden Modell, in dem *Alteri* – im Fall der vorliegenden Arbeit Familienmitglieder – über Nähe und Distanz zum Modellmittelpunkt – der befragten Person – positioniert werden (vgl. Gamper

2012, Hollstein/Pfeffer 2010, Straus 2010, Straus 2002, Diaz-Bone 1997, Kahn/Antonucci 1980, beispielhaft siehe Netzwerkkarten in Kap. 11.3.3, S. 201). Ausgehend von der Frage, an wen die Befragten denken, wenn sie an ihre Familie denken (Namensgenerator), trugen diese relevante Personen zunächst in eine Liste, verbunden mit der Bezeichnung ihrer Rolle resp. Funktion. Dies wurde begleitet von Nachfragen zu den der Auswahl zugrundeliegenden Kriterien, beispielsweise Beziehungsstärke, Position, Verpflichtung, Kontakthäufigkeit oder eine Kombination aus alledem (Namensinterpretatoren). Dem folgend wurde die am Fragebogen der dritten Welle des Familiensurveys des Deutsche Jugendinstituts München (DJI) orientierte Sektorenaufteilung in (1) *Haushalt*, (2) *im gleichen Haus*, (3) *zu Fuß max. 15 min*, (4) *Ort max. 1 Std. Fahrt*, (5) *weiter entfernt* besprochen und ggf. nach Maßgabe der Befragten in ihrer Größe und Bezeichnung überarbeitet. Nach der räumlichen Zuordnung der Personen in die Karten wurden deren Beziehung zu Ego und untereinander entlang der Kategorien (1) fast nur erfreuliche Seiten, (2) überwiegend erfreuliche Seiten, (3) gleichermaßen erfreuliche wie unerfreuliche Seiten, (4) überwiegend unerfreuliche Seiten und (5) fast nur unerfreuliche Seiten charakterisiert. Den Abschluss bildete die Erfassung sozio-demografischer Angaben der Alteri, die sich auf die Demographische Standards des Statistisches Bundesamt (2010) stützen (Namensinterpretatoren), darunter Alter, Kontakthäufigkeit, Familienstand, Schulabschluss und Erwerbsstatus. In all diesen Arbeitsschritten wurden die TeilnehmerInnen gebeten, ihre Einträge im Sinne eines aus kognitiven Pretests im Rahmen standardisierter Befragungen bekannten 'Think-Aloud' zu verbalisieren, um somit deren Deutungs- und Antwortfindungsprozesse studieren zu können. Das Prozedere bot zudem die Möglichkeit eingehender Nachfragen durch den Interviewer. Die Erstellung der Netzwerkkarten und die Gespräche wurden prozessbegleitend mittels der Software *VennMaker* aufgezeichnet (vgl. hierzu auch die Erläuterungen des Instruments in Kap. 8.2.1, S. 132).

Die Auswertung folgte in Anlehnung an die Arbeiten von Straus (2002) und Bernardi et al. (2006) und bezog sich auf die vergleichende Analyse und Beschreibung der Netzwerkkarten in ihrer Gestalt, Struktur, Größe, Dichte und damit die darin zum Ausdruck kommenden unterschiedlichen und gemeinsamen Perspektiven der Familienmitglieder auf das gemeinsame Netzwerk persönlicher Beziehungen. Diese Interpretationen wurden stets zurückgebunden an die begleitenden Kommentierungen der Interviews, die von inhaltlichen und dramaturgischen Gesichtspunkten geleitet in Teilen transkribiert worden sind. Die Analysearbeit folgte einer fünfgliedrigen Struktur.

1. vergleichende Interpretation der Netzwerkvisualisierungen hinsichtlich ihrer Morpholo-

- gie und Eigenart, d.h. Positionierungen der AkuterInnen im (Karten-)Raum hinsichtlich Distanz/Nähe und räumlicher Verortung
2. Nachvollzug der Erstellung der Netzwerkkarten und Dokumentation relevanter Modifikationen des Kartenaufbaus und der Einträge
 3. Systematisierung der Netzwerkinterviews hinsichtlich ergänzender Erläuterungen und der Begleitkommunikation und dokumentarische Interpretation darüber hinausgehender Erläuterungen des Familienarrangements
 4. formale Deskription der Netzwerkinterpretatoren
 5. zusammenführende Betrachtungen der qualitativen Analysebefunde und Namensinterpretatoren mit den Erkenntnissen aus den Einzelinterviews und Analysen der Fotografien

9 Fünf multilokale Familienverbände: Darstellung der Fälle

An dieser Stelle sollen die drei Familienverbände aus den eigenen Erhebungen vorgestellt werden. Ergänzt werden diese Darstellungen um zwei Familien aus einem Projekt der Schumpeter-Forschungsgruppe des Deutschen Jugendinstituts München (DJI) *Multilokalität von Familie. Die Gestaltung von Familienleben bei räumlicher Trennung*¹, die im Rahmen von Sekundäranalysen in die vorliegende Studie eingegangen sind.

Die hier betrachteten Fälle bilden zum Zeitpunkt der Erhebung drei unterschiedliche Konfigurationen von multilokalen Nachtrennungsfamilien ab.

1. Beide Eltern sind partnerlos und leben getrennt voneinander abwechselnd mit ihren gemeinsamen Kindern zusammen. (BFF1, NTF7)²
2. Beide Eltern leben getrennt voneinander abwechselnd mit ihren gemeinsamen Kindern zusammen. Ein Elternteil befindet sich in einer neuen Partnerschaft, während der andere zum Zeitpunkt der Erhebungen ohne PartnerIn lebt. Beide haben über die gemeinsamen Kinder hinaus weitere leibliche Kinder oder leben mit den Kindern der neuen Partnerin/des neuen Partners zusammen. (BFF2, NTF6)
3. In beiden Familienkernen gehen beide Eltern neue Zweierbeziehungen ein und haben mit ihren Partnerinnen und Partnern gemeinsame Kinder. Das multilokal lebende Kind wohnt abwechselnd in beiden Haushalten der Eltern. (BFF3)

Diese Einteilung muss ob der Dynamik der hier untersuchten Familien als idealtypisch betrachtet werden. Insbesondere in den Familien BFF1 und BFF2 ließen sich über den Unter-

¹Diese von der *Volkswagenstiftung* geförderte Forschungsgruppe, deren assoziiertes Mitglied der Autor der vorliegenden Arbeit seit Oktober 2010 ist, wurde von Dr. Michaela Schier im Zeitraum vom 01.01.2009 bis 31.12.2014 angeleitet. Zu weiteren involvierten Wissenschaftlerinnen, zur Anlage der Untersuchungen des Projekts am DJI, Forschungsergebnissen und Publikationen siehe: <http://www.dji.de/index.php?id=1027>, Zugriff: 20. April 2015.

²Die Abkürzungen BFF bzw. NTF stehen für *binukleare Fortsetzungsfamilie* bzw. *Nachtrennungsfamilie*.

suchungszeitraum personelle Veränderungen beobachten. So wurden neue Paarbeziehungen eingegangen und wieder getrennt. Diese PartnerInnen waren z.T. bereits Eltern von Kindern oder es kamen gemeinsame Kinder hinzu, sodass zeitweise auch eines der anderen Modelle für die Charakterisierung der Konfigurationen zutreffend sein konnte. Die folgenden Falldarstellungen beziehen sich auf den Zeitpunkt der ersten Interviews mit den Familienmitgliedern und datieren damit auf den Beginn der Feldzeit zurück, die sich insgesamt auf über knapp zwei Jahre von Mitte 2011 bis 2013 erstreckte.

Familie BFF1

Familie *BFF1* setzt sich zusammen aus der Mutter Annett (34), dem Vater Jonathan (42) und den beiden Söhnen Anton (9) und Tizian (5). Die beiden Eltern sind zum Zeitpunkt der Erhebung etwas mehr als ein Jahr getrennt lebend bzw. geschieden. Beide verfügen über eine Hochschulreife, die Mutter zudem über einen sozialwissenschaftlichen Hochschulabschluss und der Vater über einen Berufsschulabschluss. Während der Vater in einer Großstadt im internationalen Ausland geboren und aufgewachsen ist und dessen Staatsbürgerschaft besitzt, stammt die Mutter aus einer kleinen Mittelstadt in den Altbundesländern. Beide sind zum Zeitpunkt der Erhebungen berufstätig, sie in Teilzeit, er freiberuflich in Vollzeit. Die monatlichen Nettoeinkommen der beiden liegen bei etwa 900 bis 1.500 EUR. Die beiden Eltern leben zusammen mit ihren Söhnen in Mietwohnungen zweier Mehrfamilienhäuser, die wenige Gehminuten voneinander entfernt im gleichen Stadtteil einer ostdeutschen Großstadt liegen. Die beiden Söhne leben seit der Trennung abwechselnd im Rhythmus von einer Woche an beiden Orten der Eltern. Urlaube und Feiertage werden paritätisch aufgeteilt. Das Arrangement kann in diesem Sinn als „klassisch“ *symmetric shared residence/care* beschrieben werden (vgl. Abb. 9.1, S. 157). Der Wechsel findet jeweils am Freitag einer Woche, nach Schulschluss und entsprechend zeitnah im Kindergarten statt. Hierbei werden alle wesentlichen Dinge des täglichen Bedarfs sowie ein Übergaberucksack mit entsprechenden Ausweisdokumenten mitgeführt. Die Mutter Annett übermittelt auf diesem Wege auch schriftlich auf einem Zettel festgehalten wesentliche Geschehnisse der Woche und 'Aufgaben' für die Folgewoche beim Vater. Die Elternschaft dieser Familie kann auf Grundlage der Erhebungen mit Walper/Krey (2009) als *parallel* bis *konflikthaft* und von starken Abgrenzungsbewegungen charakterisiert beschrieben werden. Das Engagement von Vater und Mutter fällt ausgeglichen, die Kompromissbereitschaft eher gering aus. Das zeitlich-räumliche Arrangement wird nahezu ohne Ausnahmen aufrechterhalten. Direkte Kommunikation resp. Konfrontation wird vermieden.

Vereinzelt finden Telefonate statt bzw. werden Emails adressiert. Mutter Annett und Vater Jonathan halten mit den Kindern in der Zeit ihrer Abwesenheit sporadisch telefonisch Kontakt. Annett hat sich zudem erbeten, auch bei Anwesenheit der Kinder im Haushalt des Vaters einen festen Nachmittag in der Woche Zeit mit ihnen verbringen zu dürfen. Eltern und Kinder sind an beiden Orten großzügig in Freundschafts- und Solidaritätsnetzwerke eingebunden. Die Herkunftsfamilie der Mutter nimmt im Leben der Kinder einen ungleich größeren Raum ein, als die des Vaters. Beide erlangen jedoch ob der räumlichen Distanz in der alltagspraktischen Unterstützung keine Relevanz.

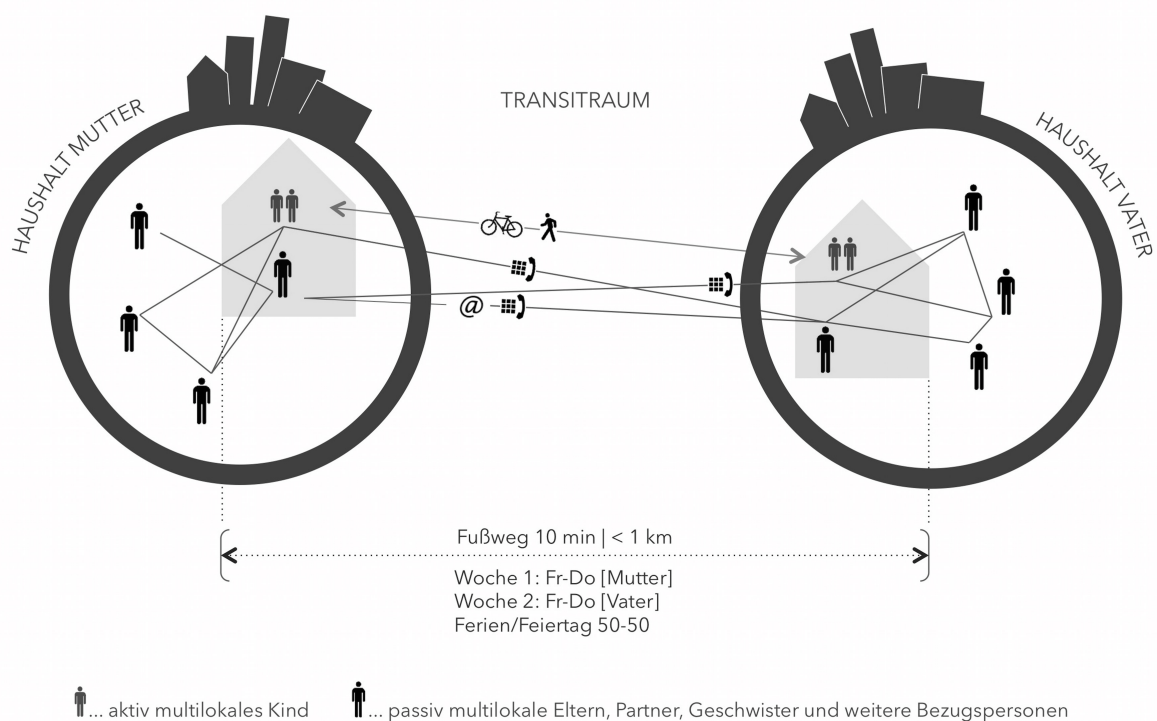


Abbildung 9.1: Raum-zeitliches Arrangement Familie BFF1 (eigene Darstellung)

Familie BFF2

Familie *BFF2* setzt sich mit Blick auf die erwachsenen Mitglieder aus der Mutter Marlena (34), deren Partner Samuel (37) und dem Vater Sören (34) zusammen. Marlena und Sö-

ren haben zusammen zwei Töchter, Eva (10) und Louisa (9). Die beiden Eltern sind seit 2005 getrennt lebend resp. geschieden. Sie teilen sich das Sorgerecht für die gemeinsamen Töchter. Die Mutter hat gemeinsam mit ihrem Partner zwei weitere Söhne im Alter von vier bzw. drei Jahren. Der Vater hat zusammen mit einer zum Zeitpunkt der Erhebungen bereits von ihm getrennt lebenden Partnerin einen weiteren Sohn im Kleinkindalter, der ebenfalls sowohl in Sören's Haushalt als auch dem der Mutter – unregelmäßig wechselnd – lebt. Alle hier untersuchten Erwachsenen dieser Familie verfügen über eine Hochschulreife bzw. einen Hochschulabschluss: sie im sozialwissenschaftlich-pädagogischen Bereich, ihr Partner ist Ingenieur und der Vater Sören ist Sozialwissenschaftler. Alle drei sind in fester Einstellung und bis auf den Partner der Mutter in Teilzeit beschäftigt. Das monatliche Nettoeinkommen des Haushaltes der Mutter beläuft sich auf 2.600 bis 3.500 EUR, das des Vaters 1.500 bis 2.000 EUR. Der Vater der beiden multilokal lebenden Mädchen, Sören, entstammt einer ostdeutschen Kleinstadt mit knapp 5.000 EinwohnerInnen, deren Mutter Marlena einer kleineren Großstadt und ihr Partner Samuel einer größeren Kleinstadt ebenfalls in den neuen Bundesländern. Beide Teilfamilien leben in Mietwohnungen zweier Mehrfamilienhäuser mit Abstand von 15 Minuten Fahrtweg mit dem Öffentlichen Personennahverkehr. Wurde anfänglich für die beiden Töchter ein zeitlich paritätisches Wohnarrangement gewählt, entschieden sich Eltern und Kinder nach einigen Jahren für eine immer noch als *asymmetric shared residence/care* zu charakterisierende zeitliche Teilung 70-30 zugunsten der Mutter mit hälftiger Aufteilung der Urlaubs- und Feiertage (vgl. Abb. 9.2, S. 159). Für einen solchen Schlüssel sprachen aus Sicht beider leiblicher Eltern die psychischen bzw. psycho-somatischen Symptomatiken der beiden pendelnden Mädchen. Insbesondere die ältere der beiden Töchter, Eva, erlebte die Trennung der Eltern und in der Folge das anfangs zeitlich egalitäre Arrangement als Belastung, weshalb sie in kinder- bzw. familientherapeutische Betreuung eingebunden war. Beide Mädchen wohnen nunmehr abwechselnd im Haushalt der Mutter und des Vaters mit einem vierzehntägigen Wechsel, jeweils am Donnerstag der Woche zu Montag der Folgewoche. Der Übergang erfolgt in der Regel im Anschluss an die Schule. Die Beziehung des Elternpaares kann auf Grundlage der Interviews und Gruppendiskussionen als *parallel* charakterisiert werden. Wenngleich der Wunsch nach Kooperation und Einstimmigkeit auf beiden Seiten wiederholt angezeigt wurde, mehrten sich in den Beschreibungen zum Teil erhebliche Meinungsdivergenzen und unterschiedliche Einschätzungen zwischen Vater und Mutter zur Sachlage des Arrangements, die sich auch in Vorwürfen und Kritik artikulierten. Das alltägliche Engagement der Mutter übersteigt das des Vaters, geschuldet auch der räumlich-

zeitlichen Einrichtung des Arrangements. Beide sind jedoch gleichermaßen kooperativ darum bemüht, das Leben der beiden gemeinsamen Töchter zu deren Wohl zu gestalten. Die Kommunikation zwischen beiden wird selten über gemeinsame geplante Treffen realisiert. Telefon bzw. Email sind hier die Medien der Wahl.

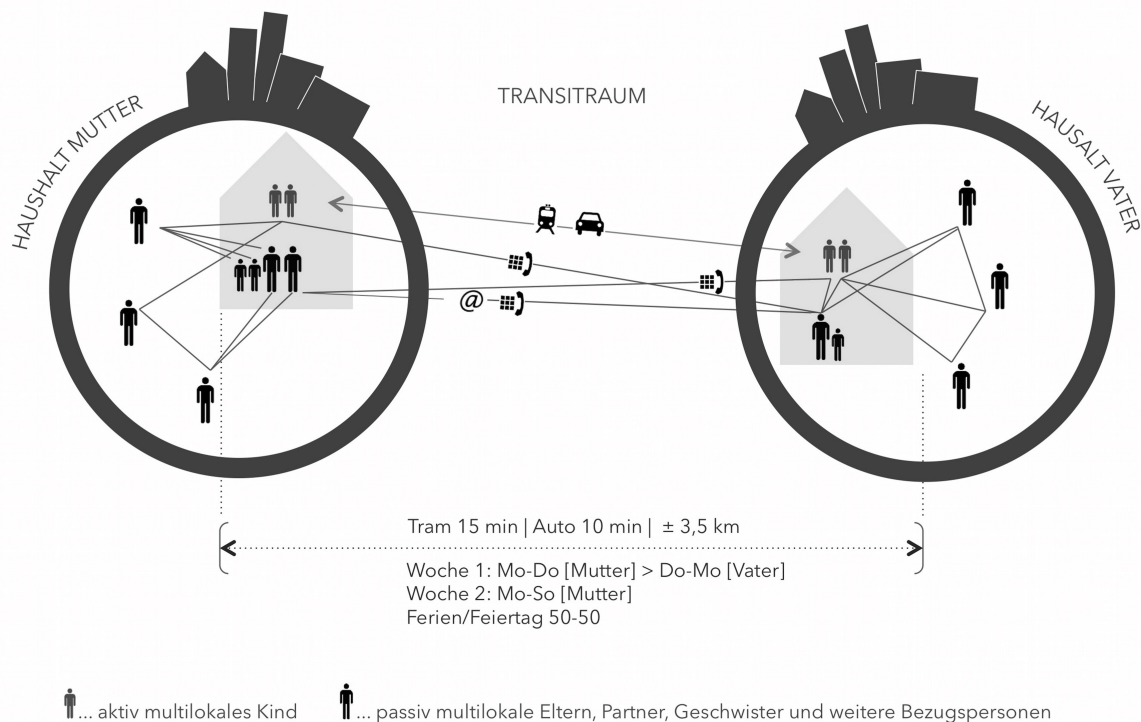


Abbildung 9.2: Raum-zeitliches Arrangement Familie BFF2 (eigene Darstellung)

Familie BFF3

Die dritte Familie der vorliegenden Untersuchung besteht aus zwei Kernen in jeweils einem als klassisch geltenden Kernfamilienmodell. Die Mutter Kirsten (38) des multilokal lebenden Mädchens Jasmin (10) lebt mit ihrem Partner Jan (36) und einer gemeinsamen Tochter (2) und zwei weiteren Söhnen (≤ 1) zusammen in einer Mietwohnung eines Mehrfamilienhauses. Das Paar ist verheiratet. Jasmins Vater, Zacharias (35), wohnt zusammen mit seiner Partnerin Silvia (40) und der gemeinsamen Tochter Anouk (3) ebenfalls zur Miete. Beide Wohnungen

liegen in unterschiedlichen Stadtteilen etwa 15 Minuten Weg mit dem Öffentlichen Personennahverkehr voneinander entfernt. Jasmin wohnt zu gleichen Teilen in den Haushalten der seit 2004 getrennt lebenden Eltern und wechselt jeweils zum Mittwoch und Montag einer Woche. Beide leiblichen Eltern teilen sich das Sorgerecht. Vater und Mutter bringen bzw. holen die Tochter vom jeweiligen Aufenthaltsort ab (vgl. Abb. 9.3, S. 161). Das Arrangement ist ebenfalls als *symmetric shared residence/care* zu beschreiben. Alle erwachsenen Familienmitglieder verfügen über eine Hochschulreife und einen Hochschulabschluss. Während die Mutter Kirsten und deren Partner Jan eine natur-/sozialwissenschaftliche Ausbildung durchschritten haben und in Teilzeit therapeutisch arbeiten, verfügen der Vater Zacharias und dessen Partnerin Silvia über eine künstlerisch-gestalterische Ausbildung und arbeiten in Vollbeschäftigung bzw. freiberuflich. Das monatliche Nettoeinkommen des Haushalts der Mutter beläuft sich auf über 4.500 EUR, das des Vaters auf 1.500 bis 2.000 EUR. Die PartnerIn beider Eltern, Jan und Silvia, stammen aus großstädtischen Räumen der alten Bundesländer, der Vater aus einer ostdeutschen größeren Kleinstadt, die Mutter aus einer westdeutschen kleineren Mittelstadt. Das Verhältnis der beiden Eltern ist deren Erzählungen und Beschreibungen nach als *kooperativ-parallel* mit exklusiver Fokussierung auf die Alltagsorganisation des Kindes zu charakterisieren. Der Austausch zwischen ihnen findet nahezu ausnahmslos per Email resp. Telefon statt. Finanzielle Ausgaben für Anschaffungen der gemeinsamen Tochter Jasmin werden dokumentiert und gegebenenfalls ausgeglichen.

Familie NTF6 (Daten: Deutsches Jugendinstitut e.V. München)

Die Mutter des multilokal lebenden Jungen August (9), Karolin³, lebt zum Zeitpunkt der Erhebung (Ende 2010) seit sieben Jahren vom Vater ihres Sohnes, Frank, getrennt. Beide teilen sich das Sorgerecht. Die Haushalte der geschiedenen Eltern der Familie NTF6 liegen in der gleichen Straße einer ostdeutschen Großstadt, etwa 1 km voneinander entfernt und sind damit fußläufig zu erreichen. August wohnt Montag und Dienstag bei seinem Vater, Mittwoch und Donnerstag bei seiner Mutter und an den Wochenenden, von Freitag zu Sonntag, abwechselnd bei einem der Elternteile. Er wechselt den Wohnort somit drei Mal in der Woche – montags, mittwochs und freitags – jeweils im Anschluss an die Schule. Das Arrangement kann damit als *symmetric shared residence/care* charakterisiert werden. Der Vater Frank lebt zusammen mit seiner neuen, ebenfalls geschiedenen Partnerin Marit

³Zum Alter wurden in den Kurzfragebögen von Mutter und Vater keine Angaben gemacht.

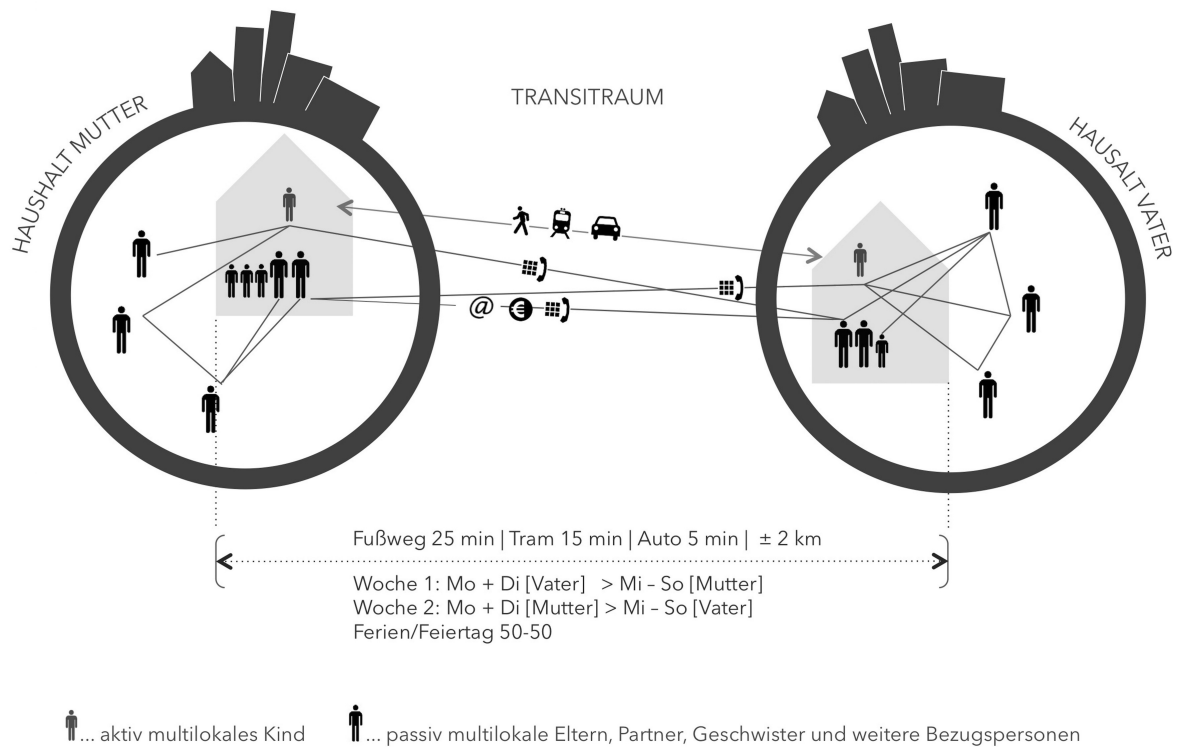


Abbildung 9.3: Raum-zeitliches Arrangement Familie BFF3 (eigene Darstellung)

(36) und deren Sohn Jaron. Dieser besucht seinen gut eine Stunde mit der S-Bahn entfernt wohnenden Vater an einem Wochenende im Monat. Er trifft somit immer nur montags und mittwochs sowie jedes zweite Wochenende, Freitag zu Sonntag, auf August. In der verbleibenden Zeit wohnt August bei seiner Mutter Karolin. Der Vater Frank und dessen Partnerin Marit verfügen jeweils über die Hochschulreife und haben eine Fachhochschule im technischen Bereich besucht bzw. eine Berufsausbildung abgeschlossen. Er arbeitet als Informatiker, sie als Sozialarbeiterin, jeweils mit 35 Wochenstunden. Für die Mutter Karolin liegen diesbezüglich leider keine Daten vor.

Familie NTF7 (Daten: Deutsches Jugendinstitut e.V. München)

Familie NTF7 besteht aus leiblichen Eltern und zwei gemeinsame Kindern: die Mutter Miriam (30), der Vater Ivo (43) und deren Söhne Leonard (6) und Ludwig (4). Vater und Mutter leben seit 2008 voneinander getrennt und ohne neue PartnerIn. Es handelt sich bei diesem Arrangement demnach nicht um eine Fortsetzungsfamilie im Sinne einer Stieffamilie. Beide Eltern teilen sich das Sorgerecht für die Söhne. Die Haushalte von Mutter und Vater liegen in einer Großstadt der neuen Bundesländern etwa eineinhalb Kilometer voneinander entfernt und sind damit zu Fuß zu erreichen. Leonard und Ludwig wohnen abwechselnd im wöchentlichen Rhythmus bei ihrem Vater und ihrer Mutter. Der Wechsel findet jeweils am Freitag nach dem Kindergarten statt. Dieses Arrangement kann hiernach als *symmetrisches Wohn- und Sorgearrangement* resp. *symmetric shared residence/care* beschrieben werden. Zu Bildung und Erwerb der Eltern ist bekannt, dass die Mutter über die Hochschulreife verfügt, einen Berufschulabschluss hat und Vollzeit als Verwaltungsangestellte arbeitet. Der Vater Ivo hat die Schule mit Mittlerer Reife abgeschlossen, verfügt ebenfalls über einen Berufsabschluss und bezieht zum Zeitpunkt der Erhebungen Grundsicherungsleistungen nach dem Zweiten Sozialgesetzbuch (SGB II), d.h. Arbeitslosengeld II. Das monatliche Nettoeinkommen der beiden Eltern beträgt im Falle des Vaters etwa 1.000 EUR und der Mutter 1.500 bis zu 2.000 EUR. Ivo war vor der Lebensgemeinschaft mit Miriam bereits einmal verheiratet. Diese Ehe wurde geschieden.

Teil III

Ergebnisdarstellung

10 Prolog und Ausblick: Der Herstellungscharakter und die potenzielle Unabgeschlossenheit multilokaler Nachtrennungsfamilien

Nach eingehenden Erzählungen zur Erweiterung der Familienkerne – an beiden Orten sind mit jeweils neuem Partner/neuer Partnerin gemeinsame Kinder hinzugekommen – resümiert Zacharias, Vater aus Familie BFF3, in seinem Interview mit Blick auf eine wünschenswerte (aber für kaum realistisch erachtete) Annäherungen zwischen den Teilfamilien: „mal gUCKEN wie sich das entwickelt so- (.) es ist äh:: jetzt gerade der JETZIGE stand so;“ (Z74-79). Familie als ein soziales Arrangement mit einem je spezifischen Satz an Mitgliedern ist nichts an sich Statisches. Hierbei unterscheiden sich die untersuchten Familien nicht vom sog. Normalfamilienmodell. Dennoch lassen sich bei ersteren spezifische Dynamiken der Ausbildung von Gemeinschaft ausfindig machen, die sie besondern. Insbesondere durch die Erwachsenen werden Entwicklungen beschrieben, in denen das mehrörtige Familienensemble als potenziell offen und unabgeschlossen aufsteht. Familie erfährt in dieser Orientierung eine Prozessualisierung mit dem Ziel einer *erarbeiteten* in Kontrast zu einer durch biologische Abstammung fundierten und insofern bereits *gegebenen Gemeinschaft*. Personelle Veränderungen, erarbeitete Beziehungsqualitäten und Bindungen – etwa zwischen neuen PartnerInnen und Kindern – die Durchlässigkeit der örtlichen Ordnungsmuster und gleichzeitige Schließungstendenzen der Familienkerne lassen das gefundene Arrangement in der Betrachtung der Akteurinnen und Akteure als *liminal* erscheinen, vor allem vor dem Hintergrund eines Gegenhorizontes der von Marlena aus Familie BFF2 (Z1453) in ihrem Interview überspitzt beschriebenen „schönen klassischen Familie“ als Inbegriff struktureller Stabilität und Zweifelsfreiheit bei der (Selbst-)Beschreibung als *Familie*. Das multilokal verfasste und damit raumübergreifende Familienensemble verlangt den Akteurinnen und Akteuren in vielerlei Hinsicht Innovatio-

nen in der Deutung ihres sozialen Arrangements und der entsprechenden Handlungsweisen ab – etwa mit Blick auf den Verbleib von Besitzständen der multilokalen Kinder, die Regelung von Aufenthaltszeiten, das Informationsmanagement zwischen den Haushalten und die räumlichen Verortungen des Familien sowie die Bestimmung familialer Identität(en). Das Referenzmodell der bürgerlichen Kernfamilie und der daran gebundene Normen- und Rollenkomplex kann hierbei als Referenzfolie nur bedingt herangezogen werden, wie in Kapitel 12, S. 270ff., weiter zu entfalten sein wird. Können Anleihen hieraus mit Blick auf die einzelnen Familienkerne Bedeutung erlangen, scheitern diese Deutungsangebote aufgrund ihrer ungenügenden Passung bei der Interpretation des Gesamtensembles durch die aktiv wie passiv multilokalen Familienmitglieder. Die modernisierungstheoretisch oft besprochene gesteigerte Reflexivität des Sozialen greift hier verstärkt – gesellschaftliche Deutungsmuster, gesichertes (praktisches) Handlungswissen und in Folge Orientierungsschemata erfahren eine fortlaufende Diskursivierung, Neubestimmung und Objektivierung. Ein Auszug aus dem Gespräch mit Marlena, der Mutter aus Familie BFF2, mag dies beispielhaft für die Mütter und Väter des Samples veranschaulichen.

„I: du hattest vorhin noch was gesagt ähm (4) da hattest du so beschrieben wie das hier: so läuft ne? (.) du hattest gesagt ANDERS als in einer intakten familie (2) wenn dich jemand fragen würde, (.) ähm (2) in was für einer familie lebst du? (.) wie würdest du das dann beschreiben weil du das so (2) gegenübergestellt hattest?

M: da würd ich sagen in ner zuSAMMENGewürfelten, familie ((lacht auf)) na: was ist familie ne? (.) das ist die frage, (...) inTAKT ist ja genau wenn ich jetzt mit dem Samuel nicht zusammen wäre dann wäre für MICH ähm (3) ein ein paar was sich getrennt hat ob die jetzt verheiratet waren oder nicht verheiratet waren keine intakte familie; (-) ich finde wenn jetzt wieder ein partner dazukommt wie das jetzt bei uns ist (.) ist das wieder was anderes dann würd ich durchaus sagen es ist ne ZUSAMMENGewürfelte familie die kann durchaus intakt sein die kann aber genauso kaPUTT sein (-) ähm aber ich hab das (-) also ich GLAUBE wenn ich das vorhin in dem zusammenhang mit diesen GRENZEN, gesagt hab dann hab ich das gemeint, (.) dass ich äh finde (.) dass kinder egal ob die (.) ja egal ob die in ner intakten familie sind also ob vater also klassiker vater und mutter verstehen sich bombastisch oder auch nicht völlig wurscht sie verstehen sich erst mal bomBASTISCH in ner schönen klassischen familie, (.) dass die dort trotzdem ja gucken was kann ich mit wem tun und wo sind die grenzen des einzelnen und dass die DANN ja wenn du getrennt bist für MEIN empfinden noch mehr SPIELraum darin bekommen ne? (.) dann ist der rahmen ein anderer dann gibts NOCH mal nen anderen haushalt dann haben die dort noch mal was anderes zu bewegen (-) ja und intakt hm: (.) ich würde das jetzt glaub ich ungern (gewichten) wollen; (.) wobei ich an dem wort doch

einen gefallen finden kann ((lacht auf)) was auch immer intakt ist aber (2) so nee aber famILLIE würd ich jetzt so für mich schon auch sagen dass wir hier auch ne familie sind aber ne FAMILIE die immer noch in beWEGUNG ist“

(Marlena, Mutter, Familie BFF2, Interview, Z1426-1471)

In der differenzierten Suchbewegung nach einer Bestimmung der Eigenfamilie dokumentiert sich die oben bereits angesprochene grundlegende Reflexivierung andernfalls als klar und ontologisch sicher geglaubter Strukturen und Beschreibungen von Familie. Immanent auf die Darstellungen zu Abläufen, Routinen und Ordnungsfragen beziehend, fragt der Interviewer nach Differenzen der Eigenfamilie in Abgrenzung zu einer von der Interviewten zuvor angesprochenen „intakten Familie“. Die unverzügliche Bestimmung der Familie als eine *zusammengewürfelte*, kann überspitzt als Hinweis auf eine Deutung des Ensembles als durch beliebige Versuche, ohne angebbare Logik und aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt interpretiert werden. Anders als das bekannte Normalfamilienmodell folgt die Struktur dieser Familie nicht gesicherten Mustern, sondern stellt eine Zusammenstellung wider die Erwartungen dar. Das an diese Proposition anschließende Lachen in Verbindung mit der Anschlussfrage „Na, was ist eine Familie? Das ist die Frage.“ schliessen an einen öffentlichen Diskurs um die Heterogenität familialer Lebensformen an und nehmen Bezug auf eine grundsätzliche Schwierigkeit der Bestimmung von Familie in der Gegenwart und nicht eine auf die konkrete Figuration zugeschnittene. Trotz ihrer Ungewöhnlichkeit, so könnte man schliessen, integriert Marlena ihre Eigenfamilie in gängige Vorstellungen des Normalen, die eine Vielfalt von Ausprägungen und gleichsam eine dominante Interpretation der Normalfamilie kennt. In der Fortführung ihrer definitorischen Eingrenzung einer „intakten“ Familie nimmt sie das eigene Familienarrangement exemplarisch zum Ausgangspunkt. Deutlich wird, dass die Bestimmung einer „intakten“ Familie über die Paarbeziehung erfolgen muss. Ein getrenntes (Eltern-)Paar ohne neue PartnerInnen kann folglich keine solche „intakte“ Familie darstellen. Die Erweiterung um einen Partner/ eine Partnerin bildet jedoch durchaus etwas Drittes, namentlich eine *zusammengewürfelte Familie*. Dieses 'Bricolage-Modell' wird ergänzt um Beschreibungen erweiterter Spielräume zur Aushandlung von Verhaltensgrenzen durch die Kinder in familialen Nachtrennungsarrangements. Diese Freiheitsgrade werden dem Ideal der harmonischen aus biologisch-sozialen Eltern und Kindern bestehenden „schönen klassischen Familie“ kontrastierend gegenübergestellt. Weniger als ein positiver Gegenhorizont zum Modell der eigenen Familie, deutet die Überhöhung darauf hin, dass die Interviewte die Harmonie des Gegenmodells als hypothetisch markiert und damit in Zweifel zieht. Realiter erkennt sie jedoch

die Differenz zwischen beiden Modellen an, insofern sie dem eigenen eine höhere Wahrscheinlichkeit einräumt, dass die bestehende soziale Ordnung des Haushalts Gegenstand von Aushandlungsprozessen ist. Wie Marlena elaboriert, geht mit dem *Ortswechsel* auch ein *Personalwechsel* einher. Die Kinder werden am anderen Ort durch andere Erwachsene begleitet, erfahren Fürsorge und Unterstützungsleistungen. Bei allen positiven Assoziationen stellt sie in ihrer Darstellung jedoch auf das Differenzmoment zwischen zwei Orten, Personen(kreisen) und deren Praktiken und dem damit einhergehenden Irritationspotenzial für den jeweils anderen Ort ab. Auch wenn der Begriff des *Intakten* kaum bestimmbar und normativ ist, wie die Interviewte herausstellt, kann sie an diesem dennoch Gefallen finden, d.h. den Dualismus von *intakt* vs. *unvollständig/fragmentarisch/unvollkommen* oder gar *beschädigt* als eine treffende Vergleichsgröße annehmen. Gleichzeitig hält sie im Weiteren konkludierend fest, dass auch ihr gelebtes Familienarrangement als Familie gedeutet werden kann, allerdings mit einer Einschränkung. Entgegen einem nicht näher bestimmten Gegenmodell ist das eigene weitaus *dynamischer*. Die Beschreibung der Eigenfamilie bedarf eines ergänzenden Attributs – dem der *Bewegung* und damit *zeitlich-räumlichen, strukturellen* und ggf. auch *personellen Veränderlichkeit und Unabgeschlossenheit*. Hierin deutet sich eine Offenheit der Entwicklungen und Interpretation der eigenen Familie als *liminal* im Sinne van Genneps (2005 [1981]) resp. Turners (1989) an, gepaart mit einer Sicht auf die Eigenfamilie als unübersichtlich, unsicher und *kontingent*. Die getroffenen Deutungen des aktuellen Sozialzusammenhanges als Familie durch die Akteurinnen und Akteure sind daher tentativ und als Prozess tendenziell un abgeschlossen. Den positiven Gegenhorizont hierzu – so lässt sich die Konklusion der Interviewten deuten – stellt das auf Stabilität setzende und zweifelsfrei als Familie erkennbare Arrangement der oben angedeuteten *schönen klassischen (Normal-)Familie* dar.

Die folgenden Kapitel widmen sich eingehend der Rekonstruktion von Praktiken der Herstellung von Identität und Gemeinschaft durch Kinder sowie Eltern in mehrörtigen Nachtrennungsfamilien. Leitend hierfür sind die in Kap. 7, 114ff., aufgeworfenen Fragen nach den präsentierten Familientwürfen, den praktischen und diskursiven Praktiken des *Doing Family* und der – narrativen sowie visuellen – Darstellung von Familie und Gemeinschaft sowie dem Umgang mit Differenzerfahrungen und Behauptung sozialer Ordnungen in beiden Familienkernen. Statt einer Präsentation der empirischen Befunde entlang der fünf Familienverbände als Einzelfälle folgen die Darstellungen thematischen Linien und werden fallübergreifend gebündelt. Insofern handelt es sich im Sinne Max Webers (1922) um idealtypische Konzepte der extrahierten Deutungen und Praktiken, die, gleichwohl sie in den empirischen Referenten

Varianzen aufweisen, im Kern das Phänomen beschreiben. Diese Vorgehensweise birgt den Nachteil in sich, dass der Einzelfall möglicherweise hinter die identifizierten fallübergreifenden Deutungs- und Handlungsmustern zurücktritt und dessen Logik nur unzureichend erschlossen wird. Dem wird versucht mit ausführlichen exemplarischen Belegen zu begegnen. Die Darstellung der empirischen Befunde ist von den detaillierten Analysen der Fälle zu unterscheiden, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit nur in Teilen dargestellt werden können. Die angeführten Auszüge der Interviews, Gruppendiskussionen und Bildmaterialien stellen metaphorisch dichte Passagen/Fotografien dar, die Sachverhalte pointiert im Sinne von „Fokussierungsmetaphern“ beschreiben (Loos/Schäffer 2001: 70f). Mit dem im Vergleich zu einer reinen Falldarstellung höheren Abstraktionsgrad der Befunde wird das Risiko umgangen, dem empirischen Material zu stark verhaftet zu verbleiben und damit das Potenzial zu verschenken, gehaltvolle theoretische Konzepte zu erarbeiten. Nicht zuletzt wurde auf die einzelnen Falldarstellungen verzichtet, um Redundanzen zu vermeiden und in Anbetracht der Fülle des Materials den Umfang der Arbeit in Grenzen zu halten.

Den Darstellungen und der Diskussion der empirischen Ergebnisse und theoretischen Ableitungen vorangestellt, soll Abbildung 10.1, S. 169, den Versuch einer reduzierten und wesentliche Aspekte erfassenden Zusammenschau der Befunde darstellen. *Familienidentitäten* speisen sich demnach aus einer Verschränkung lokaler Ordnungsbehauptungen – die gegenüber Einträgen nicht immun sind – und Schließungspraktiken in Abgrenzung zum jeweils anderen Familienort. Vorgeschlagen wird, diese zusammen mit den auf den öffentlichen resp. Fachdiskurs und die Bewertungen der sozialen Umwelt reagierenden Normalisierungsstrategien der Akteurinnen und Akteure als *familiale Territorialisierungspraktiken* und *Identitätspolitik* zu interpretieren.

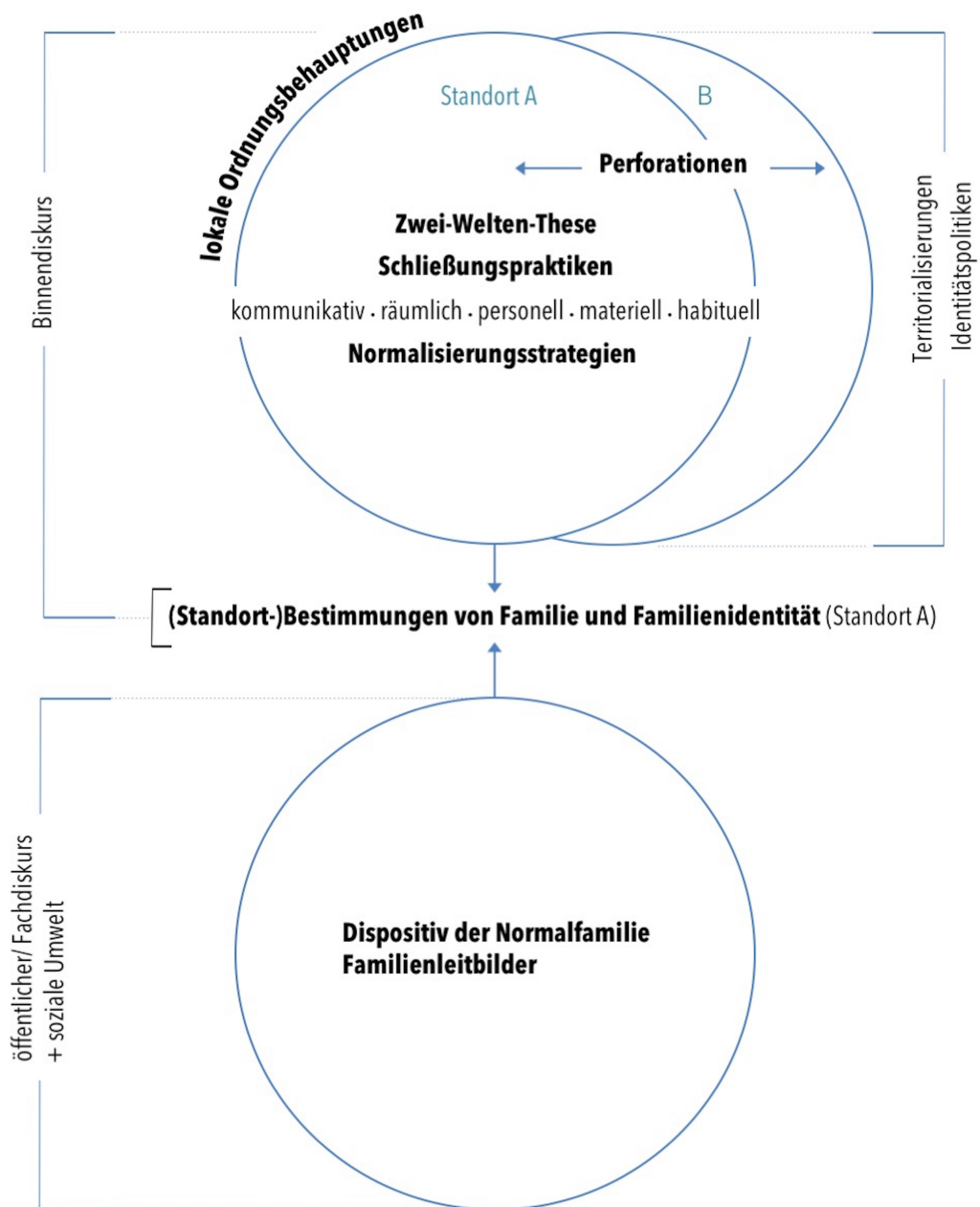


Abbildung 10.1: Schematische Zusammenschau der empirischen Befunde: Herstellung familialer Identität(en) in paritätischen Wohnarrangements nach Trennung und Scheidung

11 Selbst-Behauptungen. Die Zwei-Welten-These und Territorialisierungen des Familialen

„Das ist ein bisschen so, als würde man durch eine Tür in ein anderes Zimmer gehen, durch die man dann auch nicht gleich wieder zurück gehen kann. (...) Das sind wie zwei Welten, die beide existieren. Aber man kann jetzt nicht zwischen diesen hin und herlaufen. Es gibt immer nur A oder B sozusagen.“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z1052f.)

Die in der vorliegenden Studie fokussierten Familienarrangements sind nach Trennung und Scheidung des Elternpaares durch eine mehrörtige Konfiguration charakterisiert. Sie sind binuklear verfasst, d.h. umfassen in der Fortsetzung eines ursprünglich monolokalen familialen Haushaltes zwei räumlich voneinander getrennte Familienkerne. Wie in Kap. 6.3.2 „Familiale Identität(en) und Identitätspolitik“ (S. 104ff.) aus identitätstheoretischer Perspektive bereits umrissen, lässt sich das Leben der aktiv multilokal lebenden Kinder mit Dencik (2001) als ein Aufwachsen in zwei binuklear angelegten Arenen oder Soziotopen mit je unterschiedlichen Interaktionslogiken beschreiben. Die Herstellung familialer Gemeinschaft und Identität ist eng verknüpft mit der Feststellung eines personellen Ensembles, d.h. der Mitgliedschaft zur Familie und mit an lokale Ordnungen gebundenen angemessenen Verhaltensweisen. Festgehalten

wurde die These, dass diese aus einem spezifischen Set an ortsgebundenen Einstellungen, Sozialisationsmustern und (Alltags-)Praktiken geformten ortsgebundenen Interaktionslogiken einen wiederum spezifischen Familienhabitus hervorbringen, der seinerseits konstitutiv für Familienidentität ist und durch bestimmte *Identitätspolitik*en sowie *Territorialisierungspraktiken* abgesichert wird. Im Folgenden soll dieses Argument anhand der empirischen Daten fundiert und weiter entfaltet werden. Neben beobachtbaren lokalen Ordnungsbehauptungen deutet das Material der Untersuchung darauf hin, dass einer Offenheit der Familienleben beider Orte spezifische Schließungstendenzen gegenüberstehen. Als Bestandteil familialer Identitätspolitik lassen sich diese als (1) kommunikative, (2) räumliche, (3) personelle, (4) materielle und (5) habituelle Schließungen dimensionieren. Diesen wird im Folgenden eingehend Aufmerksamkeit geschenkt. Dem voraus geht eine Elaboration der durch die Erwachsenen und Kinder der Familien immer wieder ausgeführten *Zwei-Welten-These*.

11.1 Zwei Familien – zwei Welten. Die Differenzthese als Ausgangspunkt familialer Identitätskonstruktionen

„Wenn man zugleich in zwei Familien lebt, muss man sich natürlich auch auf zwei unterschiedliche Familien einstellen. Das ist natürlich ein erhöhter Aufwand“, schildert Jan, sozialer Vater aus Familie BFF3 seine Beobachtungen des multilokalen Lebens der Tochter seiner Partnerin (Z847-855). Zwei Familienkerne stehen sich als zwei Familienwirklichkeiten gegenüber. Multilokal lebende Kinder wohnen als Mitglieder zweier monokal verfasster Kernfamilien abwechselnd an zwei Orten. In der (Selbst-)Beobachtung wird diese Doppelung durch die interviewten Familienmitglieder im Sinne einer *Zwei-Welten-These* als Gegensätzlichkeit herausgearbeitet und gleichsam als ein zwei Orte fassender Bezugsrahmen dargestellt. Kaum in gemeinsamer Kopräsenz erfahrbar, ist dieser in Abwesenheit durch die Vermittlung der multilokal lebenden Kinder anwesend und konstituiert ein translokales Ensemble bei gleichzeitig deutlich konturierten familialen Identitätskernen.

„Die beiden Familien sind halt genauso wie die Wohnungen total unterschiedlich“, resümiert Jasmin, die regelmäßig in beiden Haushalten der Eltern, deren PartnerIn sowie den „neuen“ Geschwistern der Familie BFF3 lebt, in ihrem Netzwerkinterview (Zeile 85). Und die neunjährige multilokal lebende Eva (BFF2) beschreibt ein im Rahmen einer familientherapeutischen Sitzung gefertigtes Bild:

„Eva: ((...)) und da habe ich ihr eben BILDER, gemalt zu meiner familie,

I: mhm;

Eva: da habe ich eben hier zuerst das zuhause von papa und dann das zuHAUSE von mama, (-) dann wie ich mich dort FÜHLE, und so: (.) und dann ging es mir immer wieder BESSER als ich das geMALT hab und mit ihr darüber geSPROCHEN, habe

I: okay,

Eva: hier ist auch noch ein bild, (.) da habe ich mir dann vorgestellt, (.) es fließt so ein FLUSS, (.) dann gibt es da so (—) BAUMstamm (.) und dann gehe ich so rüber in den wald, (.) da ist papas, haus und dann in der stadt, ist (-) MAMas haus eben;“

(Eva, multilokales Kind, Familie BFF2, Fotointerview, Z283-292)

Im Kern beschreiben beispielhaft beide Kinder einen Aspekt ihres Familienlebens, der in den kollektiven Erfahrungen der aktiv wie passiv multilokal lebenden Familienmitglieder einen zentralen und Orientierung gebenden Topos darstellt. Die Re-Konfiguration und Multilokalisierung der einstigen monolokalen Kernfamilie wird nicht nur als räumliche Trennung beschrieben, sondern als eine Ausbildung zweier in vielerlei Hinsicht zu unterscheidender Familienkerne. Die Unterscheidung materiell-physischer Familienräume wird ergänzt um die wahrgenommene Differenz beider Orte hinsichtlich ortstypischer Praktiken und Gewohnheiten, die hinter den Metaphern des *Waldes* oder der *Stadt* aufscheinen, mit kontrastierenden Konnotationen verknüpft und hierüber Differenzen markiert. Die Ikonologie des *Baumstamms* wird im Sinne einer Querung als *verbindendes* Element zweier durch ein Fließgewässer getrennter Räume durch Eva interpretiert. Das positive Bild der Verbindung deutet gleichsam die Notwendigkeit einer Überbrückung von Unterschieden an und greift eine grundsätzlich in den Materialien wiederkehrende Deutung des Arrangements als eine *verbundene Gegensätzlichkeit* auf. In den Darstellung der erwachsenen InterviewpartnerInnen scheinen die als Gründe für eine Trennung diskutierten individuellen Dispositionen, Haltungen, Gewohnheiten, Lebensstile und damit verknüpfte Präferenzen für eine bestimmte materielle Begüterung der Haushalte usf. als Kontinuierung seit jeher bestehender Unterschiede und Konstituenten für die Behauptung von Eigenart der Teilfamilien auf. Sie begründen Differenzen zwischen beiden Familienorten. Was als seine/ihre Familie begriffen wird, muss über die Perspektive der einzelnen familialen Akteurinnen und Akteure rekonstruiert werden. Was sich objektiv als ein und dasselbe darstellt, wird höchst unterschiedlich interpretiert und infolge erarbeitet. So lebt die einstige Kernfamilie der Vortrennung in den narrativen Bezugnahmen und den Netzwerkilustrationen der Kinder fort. Alltagspraktisch bilden die aktiv multilokal lebenden Kinder mit ihren leiblichen Eltern eine jeweils ortsgebundene Elter-Kind-Dyade, die in einer Kernfamilie

verortet ist. Maßgeblich für deren Verständnis von Familie ist die Zusammenführung zweier Orte und dort primär der leiblichen Eltern zu einer imaginierten Kernfamilie, erweitert um hinzugetretene, emotional bedeutsame Mitglieder an den beiden Wohnstandorten. *Zu Hause* in diesem Sinne stellt ein materielles, soziales und auf ortstypischen Praktiken fundiertes Amalgam dar. Es wird in eins gedacht bei gleichzeitiger territorialer Differenzierung beider Wohnstandorte hier und dort, verknüpft mit kollektiven und monolokal gebundenen Vorstellungen von *Wir* und den *Anderen*. Die erwachsenen Gewährspersonen betrachten ihre Familie aus einer monolokal gebundenen Optik mit Erweiterung um eine multilokale Perspektive im Sinne der Kinder. Die Betonung zweier – auch unvereinbarer – Welten zieht es nach sich, dass die Verortung der aktiv in beiden Haushalten multilokal lebenden Kinder durch die (sozialen) Eltern keinesfalls so eindeutig ausfällt, wie es bei einer monolokalen Familien zu vermuten wäre, wie folgender Auszug eines Interviews mit einem Vater Umstand exemplarisch darlegt:

„unsere kreise haben sich zu unterschiedlich entwickelt ((...)) es is eigentlich ganz schön dass es eigentlich so gut funktioniert (5) ja:- (8.5) trotzdem mein eindruck ist (6) dass sie=s manchmal auch nicht EINFACH hat, (-) so, (-) zwISCHEN zwischen uns zu stehen, (-) manchmal betrachte ich das halt wirklich auch so als ((kurz tief einatmend)) (—) dass es halt wirklich zwei geschlossene systE:me gibt in die sie dann (.) wo sie halt die schnittmenge ist; aber eben auch nur eine schnittmenge, und nich (-) äh: (—) ja:- (.) keine ahnung vielleicht ist das auch nur (.) is=st das ein blödes gefühl von MIR; (.) aber=m:: (4) das ist manchmal denk ich mir auch nicht immer LEICHT ist zwischen zwischen uns beiden familien zu stehen; (.) so; (.) und immer hin und her gereicht zu werden“

(Zacharias, Vater, Familie BFF3, Interview, Z106-112)

Die eigene neu formierte Familie und die der Ex-Partnerin werden durch Jasmins Vater als zwei Kreise skizziert, die nach der Trennung eine unterschiedliche Entwicklung genommen haben. Es lässt sich eine – nicht näher bestimmte – Unvereinbarkeit festhalten. Die in der Gesamtbetrachtung des Vaters positiv ausfallende Bewertung des Arrangements bedarf einer Einschränkung. Hierauf deutet das *trotzdem* des Interviewten hin. Die in den Erzählungen und Beschreibungen zuvor als gesichert dargestellte Normalität wird von Zacharias infrage gestellt. Die Tochter, so beschreibt er es, habe es nicht einfach, zwischen *uns* zu stehen. Dieses wiederkehrende Narrativ deutet grundlegend darauf hin, dass die in diesen Arrangements lebenden Kinder als beides gedeutet werden: beiden Orten zugehörig und keine der beiden Orte uneingeschränkt zuordenbar. Den Analysen der Interviews, Gruppendiskussionen, Netzwerkkarten und Fotografien nach kennen beide Familienkerne wenig Berührungspunkte und

sind durch unterscheidbare Entwicklungen beschreibbar. So ist dem Interview mit der Mutter Kirsten aus Familie BFF3 beispielhaft zu entnehmen, dass

„unsere beziehung so ein bisschen äh- (.) wie so ein- wie so ein V organisiert [ist] (—) also es gibt die jasmin (.) und ich hab mit ihr kontakt und jasmin hat mit IHM [dem Vater] kontakt und zwischen ihm und mir gibt es eigentlich nur kontakt der so mit IHR- zu tun hat;“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z55-58)

Diese und Interviewpassagen weiterer Mitglieder anderer Familien deuten darauf hin, dass den multilokal lebenden Kindern als einziger Anhaltspunkt für Referenzen zum jeweils anderen und *andersartigen* Ort eine Schlüsselposition zukommt. Sie sind Kristallisationspunkt raumübergreifender Bezugnahmen – und in diesem Sinn konstitutiv für Gemeinschaft über Haushaltsgrenzen hinweg – verbleiben jedoch gleichsam eine *Schnittmenge* unterschiedlicher familialer Habitus und insofern partiell zugehörig. Für die identifikatorische Selbstbeschreibung insbesondere der leiblichen Eltern sind die aktiv multilokal lebenden Kinder insofern irritierende Größen, als sie eine spannungsreiche Vermittlung zwischen monokal situierte Arrangement und eine Bezugnahme über die Grenzen des Haushaltes und damit des Familienortes hinweg erzwingen.

Ebenso wie Frank, der Vater aus Familie NTF6 in seinem Interview (Z339f.) – „manchmal hat er [der Sohn] noch so ein bisschen halt na Schwierigkeiten, weil's halt doch anders ist bei uns“, vermutet der interviewte Vater Zacharias mögliche Lasten, die der Tochter durch das Arrangement auferlegt werden – „sie hat es auch nicht einfach ((...)) [in] zwei geschlossenen Systemen“ (Interview, Z105ff.). Zwischen beiden Welten zu stehen bedeutet mit Unvereinbarkeiten umgehen zu müssen. Die Tochter Jasmin ist, wie es der Interviewte darstellt, dem Arrangement ausgeliefert – sie wird „hin und her gereicht“ und erfährt in der Darstellung eine Passivierung, die wenig Entscheidungsspielraum zulässt. Die grundlegende Entscheidung für diese mehrörtige Aufenthalts- und Sorgelösung wurde nicht von ihr getroffen. Das Hin- und Herreichen lässt sich zudem als ein Bewusstsein für die Normalität des monokal Wohnens und damit der Andersartigkeit des eigenen Arrangements deuten (vgl. hierzu auch Kap. 12.3, S. 277ff.). In der Folge wird betont, dass Sorge dafür zu tragen sei, dass die regelmäßig beiderorts lebende Tochter nicht ...

„das DRITTE rad am wagen wird (.) sondern WIRKLICH zu unserer familie gehört und zu unserem kreis gehört (-) obWOHL sie halt ne schnittmenge ist aber eben (-) ((...)) dass sie (.) dass sie ähm: (—) wirklich VOLL mit daBEL ist ((...)) (.) ja (-) klar (.) gar

keine FRAGE ist uns da allen dran geLEGEN;“

(Zacharias, Vater, Familie BFF3, Interview, Z509-511)

Zu einer der Familien „wirklich“ zu gehören, rückt das Arrangement in einen Verdacht der Anormalität. Die vorher angedeuteten unterschiedlichen Entwicklungen beider Kerne befördern, dass die mehrörtig lebenden Kinder ideell und auf die ortstypischen Praktiken bezogen, mit dem Wechsel des Aufenthaltsortes einen Wechsel der Orientierung an den ortsgebundenen „Regimen“ vornehmen müssen. Die Schließungen beider Teilfamilien ziehen es augenscheinlich nach sich, dass – wenngleich regelmäßig – an- und abwesende Kinder die Normalität beider Kernfamilien zu irritieren zu vermögen. Die Orientierung an einer *wirklichen* Einbindung dieser Familienmitglieder in die monolokale Gemeinschaft lässt sich kaum plausibilisieren, wenn nicht davon ausgegangen werden kann, dass sich soziale Ordnungen an beiden Orten in gewisser Weise unabhängig von diesen Kindern etablieren und behaupten. Die beispielhaft zu nennende Metapher des drohenden „dritten Rads am Wagen“ (Vater Zacharias, BFF3, Interview, Z509) und die auf die mathematische Formel gebrachte „Familie 4+1“ (Mutter Kerstin, BFF3, Netzwerkinderview Z60) deuten darauf hin, dass die pendelnden Kinder gleichermaßen eine Leerstelle wie einen Überschuss darstellen.

Der Wunsch und/oder Bedarf der umfassenden Integration der Tochter in das Familiensensemble deutet darauf hin, dass diese nicht en passant erfolgt, sondern Beziehungsarbeit voraussetzt, hergestellt werden muss und dies vor dem Hintergrund, dass diese nur eine *Schnittmenge* sei. Offen bleibt, worauf sich diese „Mengenlehre bezieht“. Die Interviewmaterialien und Fotografien deuten darauf hin, dass die Tochter lediglich einen Teil der Gewohnheiten, Routinen und Rituale der monolokalen als Mutter-Vater-Kind-Triade verfassten Familie übernommen hat. Habituell stellt sie eine Teilmenge beider Kernfamilien dar. Auch die zeitlich unterbrochenen An- und Abwesenheiten stellen eine mögliche Dimension dar. Erkennbar ist, dass der hybride Charakter der Tochter eine wiederkehrende Integration erschwert und sie zu einer wiederholten Arbeit werden lässt. Diese Herstellungsleistung setzt eine grundlegende Bereitschaft der aktiv sowie passiv multilokalen Familienmitglieder voraus: „Keine Frage ist uns allen daran gelegen“. Sie scheint keine Selbstverständlichkeit, wie es der Interviewte in dieser Passage als Ziel einer Entwicklung der Gemeinschaft herausarbeitet. Dieser Konsens muss regelmäßig erneuert werden.

Familie wird durch Zacharias an anderer Stelle mit dem Bild eines geschlossenen Kreises synonym gesetzt. Dargelegt wird, wie sich ein solcher Kreis konstituiert und mit welchen besonderen Herausforderungen die Akteurinnen und Akteure in diesem Werdensprozess kon-

frontiert sind. Zur Markierung der Differenz zwischen beiden Haushalten – exemplarisch an verschiedenen Freundeskreisen und unterschiedlichen Auffassungen hinsichtlich der Strukturiertheit alltäglicher Lebensführungen herausgearbeitet – spricht er von zwei Kreisen, die sich kaum überschneiden. Den positiven Gegenhorizont bildet in den Schilderungen der Interviewten durchgängig die auf Freundschaft und Verbundenheit begründete „echte- rein Patchworkfamilie“ (Zacharias, BFF3, Interview Z180), die unter den möglichen Kategorien auf einem Normalitätskontinuum von Familie als eine dem Ideal der Normalfamilie nahe erachtet wird (zu einer weiterführenden Diskussion vgl. Kapitel 12.3 „Multilokale Familienwirklichkeiten zwischen Normalität und Abweichung: Diskurse und strukturelle Anhaltspunkte“, S. 277ff.).

11.2 Lokal gebundene soziale Ordnungen

Die Erörterung der Frage nach der Konstitution und Verstetigung sozialer Ordnungen gehört seit jeher zum Kernbestand soziologischer Theorie und Forschung. Mögliche Deutungsversuche reichen bis an die Anfänge des Faches zurück und sind verknüpft mit den Klassikern der Soziologie wie den Schottischen Moralphilosophen Thomas Hobbes und Adam Smith, die Ordnungen über Gesellschaftsverträge begründet sahen, oder der neueren Philosophischen Anthropologie der 1920er Jahre mit Max Scheler und später vor allem Helmut Plessner sowie Arnold Gehlen. Für ein Verständnis sozialer Ordnungen waren vor allem Begriffe wie *Werte*, *Normen* und der der *Institution* zentral gestellt worden. Erving Goffman ergänzte diesen Kanon in den späten 1950er Jahren um den der *Rolle* und insbesondere Victor Turner erkannte in dem des *Rituals* eine hohe Erklärungskraft. Norbert Elias und Pierre Bourdieu diskutierten soziale Ordnungen im Zusammenhang mit dem Begriff des (sozialen) *Habitus*. Aus der in der vorliegenden Arbeit präferierten praxeologisch-wissenssoziologischen Sicht können soziale Ordnungen als ein Ensemble von in Aushandlungsprozessen, Übereinkünften und in Interaktionen hervorgebrachten Praktiken beschrieben werden. „Practice approaches to social order refer order (...) to the field of practices“, heißt es bei Schatzki (2001: 14). Und weiter, „this means, first, that order is understood as (a) feature(s) of this field and, second, that components and aspects of the field are deemed responsible for the establishment of order. (...) Practice thinkers usually acknowledge the structuring and coordinating import of agreements, negotiations, and other interactions, as well as the undergirding significance of skills and interpretations. (...) interactions, skills, and interpretations determine orders

(and are themselves ordered) qua features of practice“ (ebd.: 14). Das Wechselspiel der Begründung von Praktiken durch Ordnungen und dem Ordnungen erzeugenden Charakter von Praktiken lässt sich in Verschränkung mit den räumlichen Grenzziehungen der Haushalte in den untersuchten mehrörtigen Familienarrangements nachvollziehen. Der oben skizzierten *Zwei-Welten-These* folgend, bilden die beiden Familienhaushalte für die aktiv multilokal lebenden Kinder unterschiedliche monolokale Ordnungsklammern. Sie stellen zum einen den Kontext für die mehrörtige Lebensführung dar, in den sich die Kinder aktiv einpassen müssen. Zum anderen bietet der regelmäßige Ortswechsel Spielräume für die Vermessung dieser Ordnungsrahmen, was unter anderem von Marlena, der Mutter aus Familie BFF2, pointiert als *Ausloten* von Weisungsbefugnissen, sozialen Positionierungen im sozialen Gefüge der (Teil-)Familie aber auch habituellen Gestimmtheiten und gewohnten Verhaltensnormen beschrieben wird (Interview, Z1044-1050, 1433-1442). Sowohl in den Textmaterialien der Interviews und Eltern-Kind-Gespräche als auch in den Fotografien lassen sich eine Reihe von Anhaltspunkten finden, die auf für die jeweiligen Teilkollektiva spezifische soziale Ordnungen hindeuten. Diese Beobachtung soll exemplarisch anhand des folgenden längeren Gesprächsauszugs mit Silvia, der sozialen Mutter aus Familie BFF3, illustriert werden:

„das ist toTAL, so (.) diese; (.) diese (-) räumlichen grenzen; (-) ich glaub auch für jasmin ist das wenn sie HIER her kommt- dass sie HIER ein anderes leben führt als DORT, (-) dass sie sich DORT an ganz andere regeln halten muss als HIER, (-) also das ist- ((...)) beispiele; (-) aus dem stegreif ist das schwer zu sagen; (5) hm; (-) ne: (.) fällt mir jetzt auf ANhieb nix ein; (-) ich glaube das mit dem geBURTSTAG ist schon ein ganz gutes bild; (1) bei WEIHnachten ist es natürlich auch so; (-) aber weihnachten wird natürlich auch noch einmal (.) oder überhaupt diese diese an sich diese FAMILIENfeste ne, (-) die sind halt immer so ein (3) TRENNUNGSpunkt eigentlich; (.) ne, ((...)) in dem man die räumlichkeit klärt; (-) wer macht das dieses jahr; (.) wo ist jasmin dieses jahr; (-) ne andere räumliche trennung (.) das wird dir vielleicht auch jasmin erzählen; (.) wo ich so denke DAS muss sich jetzt wirklich mal AUFweichen also: (.) das sind so sachen, (.) ähm; (.) zum beispiel jetzt (.) am freitag ist doch st.martinstag (.) und ich will mit anouk eine Laterne bauen und da habe ich gesagt naJA, da könntest du doch eigentlich auch MITgehen, wenn du da auch noch spass dran hast; (—) JA, und das ist wahrscheinlich ein freitag wo ich bei mama bin; (—) weiß du, (-) und da habe ich so gedacht (.) eigentlich ist das doch egal; (.) kann sie doch trotzdem mitgehen; (-) ich meine ich habe da erstmal nichts dazu gesagt, (-) aber ich habe dann so gemerkt (-) stimmt bisher war das eigentlich IMMER so, (.) auch wenn was besonderes war, (.) wenn sie bei mama war ist sie bei mama (-) ne, (-) obwohl sie vielLEICHT HIER ne situation hatte die tante aus [Stadt], kam zu besuch oder so (-) dass sie viel lieber hier

gewesen wäre (-) machmal hat man das schon so UMGewandelt, (.) ne, ((...)) aber NUR im DIREKTEN austausch von tagen und ZEITEN, ((...)) das ist auch so eine klar trennung; (-) diese zeitliche trennung muss total klar eingehalten werden (-) und auch so ein AUSgleich da sein;“

(Silvia, soziale Mutter, Familie BFF3, Interview, Z375ff.)

In der Verschränkung aus Beschreibung und beispielhafter Erzählung ritueller Praktiken wie der Feierlichkeiten zu Geburtstagen und zum Weihnachtsfest wird erkennbar, dass räumliche Grenzziehungen mit unterschiedlichen Orientierungsmustern zu deren Ausgestaltung in eins fallen. Die Markierung von *hier* und *dort* wird verknüpft mit Behauptungen unterschiedlicher Ordnungen bzw. dienen letztere für die Feststellung unterschiedlicher Orte. Die beiden Regelwerke werden durch die Interviewte anhand differenzieller zeitlicher Regulierungspraktiken zur An- und Abwesenheit exemplarisch elaboriert. Was an einem Ort Geltung beanspruchen kann, verliert anderenorts seine normative Verbindlichkeit. Deutlich wird gleichsam, dass trotz der vorgenommen Trennung beide Ordnungssphären aufeinander bezogen werden. Dies scheint zum einen für die Selbstbeschreibung und damit Identität der Teilfamilien konstitutiv. Zum anderen wird erkennbar, dass die Vorstellungen der Einen für das Verstehen der Ordnungen der Anderen eine nicht zu vernachlässigende Größe darstellen. Sie können hiernach in ihrer Funktion als latent wirksam und *interdependent* beschrieben werden. Beide Wohnstandorte bilden lokal gebundene soziale Ordnungen aus, die Überschneidungen aufweisen, aber auch differenzielle Praktiken, Werte- und Normensysteme, die sich als ein gewohnheitsmäßiges und damit habitualisiertes Tun verstetigen und hierüber „ontologische Sicherheit“ (Giddens 1995: 118) am jeweiligen Ort bieten. Diese Ordnungsverständnisse beziehen sich auf Kleidungsordnung, Gesundheitsimperative, Formen der Haushaltsführung und Arbeitsteilung unter den erwachsenen Haushaltsmitgliedern und zwischen diesen und den Kindern, Ruhezeiten, Entscheidungsautonomien der Kinder, Autoritätsstrukturen und damit verknüpft Kompetenz- und Anordnungsbefugnisse – letzteres etwa mit Blick auf das Einräumen von Kompetenzen und Weisungsbefugnissen für die sozialen Elternteile bzw. die Alleinverantwortung der leiblichen Elternteile. Derlei unterschiedliche Ordnungsbehauptungen sind für die Bestätigung sozialer Gruppen, die Konstruktionsprinzipien des/der *Anderen* und deren Selbstverständnis konstitutiv. Arbeiten aus dem Feld der Gruppensoziologie haben hierzu bereits eingehend informiert (für einen Überblick vgl. einführend Schäfers 1999a). Die Annahme sich gegenüberstehender Ordnungsverständnisse und Regelwerke darf jedoch nicht den Blick darauf verstellen, dass Gewohnheiten, Regeln und Normen vor Ort ebenfalls Ver-

handlungsmasse zwischen den monokal lebenden sind und zwischen diesen und den multikal lebenden Kindern. Vielmehr lässt sich auch hier das in der Familiensoziologie und darüber hinaus als Phänomen der Post-Moderne begriffene Schwinden handlungsleitender Wissensvorräte und die Aushandlung von Geschlechterordnungen, Eltern-Kind-Beziehungen usf. in diesen Familien beobachten, und zwar in stärkerem Maße als das für andere Familienformen zu vermuten ist. Auch hier gilt: „Alles muss nun erörtert, gerechtfertigt, in seinen Folgen durchdacht werden (...)“ (Beck 1987: 46). Zu fragen wäre nach anderen Intensitäten und Formen der Aushandlung, beziehungsweise der Begründung von Ordnungsbehauptungen. Hierzu lassen die Daten erkennen, dass die Abstimmungsmodi innerhalb eines Haushalts als konsensual bzw. – wenn gegensätzlich – als komplementär beschrieben werden können. Indes werden die gegensätzlichen Ordnungsverständnisse zwischen den beiden Orten familialen Lebens als sich gegenseitig weitestgehend ausschließend betrachtet. Hierauf deuten auch die von den erwachsenen Interviewpartnerinnen und -partnern wie den Kindern beschriebenen Re-Integrationspraktiken der Familienmitglieder hin. Die Rückkehr der aktiv multikal lebenden Kinder nach ihrer Abwesenheit erzwingt im Rhythmus des Wohnstandortwechsels deren Einbindung in die lokal gebundenen sozialen Ordnungen der Haushalte der monokal lebenden Eltern und Geschwister. Diese Ordnungsbehauptungen lassen sich aus Sicht der Zeitgeographie Torsten Hägerstrands (1985) mit dem Begriff der *pockets of local order* als ein mögliches Deutungsangebot gewinnbringend ausleuchten. „People construct a pocket of local order in which to perform activities for certain projects that must be done at a particular place“ (Ellegård/Vilhelmson 2004: 283). Diese Orte, so schreibt Kramer (2012: 91), werden gegen „störende Einflüsse von außen abgeschirmt, ohne dabei jedoch undurchdringlich zu werden“. Sie bieten eine für bestimmte Aktivitäten – etwa die Lebensführung von Familien – ermöglichende oder auch beschränkende Infrastruktur, ein spezifisches raum-zeitlich konfiguriertes Regulationssystem. Die zentrale und wichtigste *pocket of local order* kann im privaten Ort des Zuhause gesehen werden, „an dem die Menschen in der Regel meist schlafen, essen, intime soziale Kontakte pflegen und laut den Zeitbudgeterhebungen und Tagebüchern die meiste Zeit ihres Lebens verbringen“ (ebd.). Die aus Einstellungen, Verhaltensweisen und Sozialisationsmustern geformten und an die Haushalte der in die vorliegende Untersuchung einbezogenen Familien gebundenen Interaktionslogiken stabilisieren einen Familienhabitus, der seinerseits konstitutiv für Familienidentität ist und durch bestimmte Identitätspolitik abgesichert wird. Im Folgenden soll dargelegt werden, welche (Identitäts-)Politiken und Territorialisierungspraktiken für die Sicherung dieser lokalen sozialen Ordnungen Anwendung finden.

11.3 Praktiken physischer und symbolischer Territorialisierung und Schließung

Das empirische Material empfiehlt fünf analytisch unterscheidbare *Schließungspraktiken* der Familienkerne: (1) kommunikative, (2) räumliche, (3) personelle, (4) materielle und (5) habituelle Schließung. Diese als idealtypisch zu lesenden Ausprägungen weisen realiter freilich Überschneidungen auf. Anders als Nippert-Eng (1996), die mit Bezug auf Übergänge respektive die räumlich-zeitliche Unterscheidung von Erwerbsarbeit und Familie von *boundary work* spricht, soll hier der Begriff der *Schließungen* präferiert werden, wenngleich diese durchaus als Ausprägung von Praktiken des Grenzmanagements verstanden werden können. *Schließungen* jedoch umfassen in ihrer lexikalischen Semantik die in den Gesprächen erkennbaren Tendenzen der Familienmitglieder, den eigenen Ort gegenüber seiner Umwelt im Allgemeinen und dem anderen elterlichen Haushalt im Speziellen unzugänglich und wenig bis gar nicht durchlässig zu halten. Die Verteidigung eines Anspruchs, zumal verknüpft mit räumlichen Ansprüchen, diskutiert Goffman (1974) unter der Überschrift „Territorien des Selbst“. Das „ortsgebundene“ und „geografisch festgelegte“ Territorium – etwa in Form von Häusern – erachtet er als „prototypisches Reservat“ (ebd.: 55). Das Spezifikum von Territorien ist, so Goffman weiter, dass diese „keine deutlich unterschiedene und partikulare Sache betreffen, sondern eher einen Bereich von Dingen [umfassen, TS], und Grenzen des Bereichs gewöhnlich von dem Anspruchserhebenden bewacht und verteidigt werden“ (ebd.). In dieser Weise lassen sich die beobachtbaren *Schließungspraktiken* insbesondere der Eltern, aber auch der Kinder, als Formen der *Territorialisierung*¹ haushaltsgebundener Regel-, Normen- und Toleranzräume interpretieren.

¹Der Begriff der *Territorialisierung* ist in der Soziologie ein selten diskutierter und unscharf verwendeter. Weiter häufiger begegnet einem der Begriff des *Territoriums* als eine geografische Bezugsgröße soziologischer Analyse. So wurde und wird als Referenzpunkt für die Bestimmung des Gesellschaftsbegriffs der Nationalstaat und damit „der Flächenraum eines Territoriums als Bezugseinheit angegeben“ (Pries 2010: 17). Der Begriff findet sich im Zusammenhang mit Beschreibungen staatlicher Organisations- und Ordnungsprinzipien im Sinne von Territorialstaaten und entsprechender Grenzziehungen wieder. Im Zuge globalisierungstheoretischer Überlegungen und in Abgrenzung zu einem methodologischen Nationalismus wird sich jedoch vom territorial verfassten Nationalstaat als Analyseeinheit zunehmend gelöst. Aus genuin mikrosoziologischer Perspektive befasst sich Goffman (1974) in seiner Arbeit *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung* mit "Territorien des Selbst", die er in verschiedenen Ausprägungen skizziert. Der prozessualisierte Begriff der Territorialisierung findet sich jedoch auch bei ihm nicht. Auf Goffman rekurrierend lassen sich ergänzend die Überlegungen Werlens (2008: 298) anführen, der aus der Perspektive einer handlungstheoretischen Sozialgeographie *Raum* zuvorderst als Ergebnis sozialen Handelns entwirft. Ihm folgend können Territorialisierungen als „normativ-präskriptiven Festlegungen [begriffen werden], die Handlungserwartungen in einem bestimmten Kontext in der Art fixieren: »Hier darfst Du dieses tun, dort aber nicht.«“. Dies schließe Zugangs-, Ausschluss- und Nutzungsregelungen

11.3.1 Kommunikative Schliessung und Durchlässigkeit der Familienkerne

„Ich weiß nicht was die [Kinder] dort erzählen. (...) Ich frag halt. (...) Also ich will sie auch nicht aushorchen, zu viel fragen. Also wie es dort so abläuft, erzählen sie nicht viel. Das ist manchmal ein bisschen schade, weil es mich schon interessiert, was meine Kinder dort machen.“

(Annett, Mutter, Familie BFF1, Interview, Z1643-653)

Persönliche Beziehungen, etwa die hier betrachteten Elter(n)-Kind- oder Geschwisterbeziehungen, zeichnen sich durch das Vorhandensein eines umfangreichen persönlichen Wissens des Personals aus (vgl. Lenz/Nestmann 2009: 11). Die trifft auf dyadische Beziehungen gleichermaßen wie auf den Sozialzusammenhang der Familie zu. Die Multilokalität des Lebens und Wohnens von Kindern in Wohnarrangements mit regelmäßig abwechselnden An- und Abwesenheitszeiten erfordert eine doppelte Orientierung an zwei Haushalten und damit zwei sozialen Welten, die nicht notwendigerweise in einem Maß kommunikativ miteinander verwoben sind, das den Kindern erlauben würde, ständig im Bilde über Geschehnisse des anderen Familienteils zu sein. Das für das Kollektiv der Familie bedeutsame geteilte *konjunktive* Wissen erfordert trotz oder auch gerade wegen der temporären Abwesenheit der pendelnden

ein. Deutlich wird dies auch in der Arbeit von Montanari (2016), die mit Bezug auf Werlen und dessen Konzept „alltäglicher Regionalisierungen“, d.h. der Praktiken des „Geographie-Machens“ handelnder Subjekte, aus den von ihr geführten narrativen Interviews mit Großeltern multilokal lebender Enkelkinder Prozesse räumlicher Schließung und Territorialisierung im Sinne einer Durchsetzung von „no-go-Areas“ auf der „Mikroebene der Wohnung“ herausarbeitet (ebd.: 155). Dabei changieren der Autorin nach die Beschreibungen von Räumlichkeit durch die Interviewten zwischen „materiell-physische 'Begebenheiten' wie Wohnortkonstellationen“ als *strukturierende Bedingung* der Alltagsgestaltung einerseits und andererseits ihrer Thematisierung als *sozial hervorgebracht*. Ein solcher Begriff des Territoriums schließt nicht an das verkürzte Verständnis einer „banalen Raumauffassung“ eines Behälters an (Läpple 1991: 29), nach dem Territorien als mit Menschen und Dingen zu füllende Container zu begreifen sind (vgl. hierzu Weichhart 2008: 77f. und Kap. 6.2.1, S. 95ff. in dieser Arbeit). Vielmehr umfasst das *Territorium* kognitive, performative, soziale, symbolische und nicht zuletzt materielle Komponenten von Raum in seiner „Doppelexistenz als strukturierende Anordnung und als Handlungselement“ (Löw 2007: 81). Analog zu diesem hier nur kurz angerissenen relationalen Raumbegriff sind *Territorien* als Produkt und strukturierender Ausgangspunkt von Praktiken der *Territorialisierung* zu verstehen, mit einer starken Betonung von sozialen, symbolischen und nicht zuletzt physisch-materiellen Schließungstendenzen handelnder Subjekte.

Kinder eine fortwährende Aktualisierung etwa über Geschehenes, Neuheiten und Innovationen mit Blick auf die gewohnheitlichen Praktiken des Ortes. Insbesondere letztere erfahren hierdurch eine verstärkte Diskursivierung und damit Bewusstwerdung. Und dies aus mindestens zweierlei Grund: zum einen ermöglicht das geteilte *konjunktive* Wissen über alltägliche Abläufe und darin eingelassene Praktiken – das *Wie-wir-es-tun* – die Verschränkung individueller Lebensführung zu einer familialen und damit gewohnheitliche Alltagspraktiken. Zum anderen sichern diese Wissensbestände und deren Fortschreibung einen Blick der Familie auf sich selbst und damit einen kollektiven Orientierungsrahmen und Identität.

Das persönliche Wissen von Eltern und Kindern ist überwiegend ortsgebunden und damit zwangsläufig fragmentiert. Eltern wie Kinder in diesen Arrangements beklagen gleichermaßen eine Wissenskluft oder wie Duchêne-Lacroix (2009: 94) es begrifflich fasst, eine „Informationsasymmetrie“, d.h., bei Anwesenheit in dem einen Haushalt liegen nur spärlich Informationen über den anderen für die dort abwesenden Kinder vor bzw. werden diese nur sporadisch eingeholt. Gleichermäßen bleibt das Leben des anderen Familienteils für die Eltern mitunter eine kaum zu erhellende *Black Box*, wie es Silvia, soziale Mutter im Leben von Jasmin aus Familie BFF3 in Deckung mit den Aussagen aller erwachsenen Protagonistinnen und Protagonisten beispielhaft fasst:

„das IST für mich ein großes fragezeichen; (.) ehrlich gesagt; (-) ich find das auch ECHT schwierig; dass ich das nicht weiß ((...)) aber (-) ähm (-) ich weiß überhaupt nicht wie das bei Kirsten [der Mutter von Jasmin] teilweise abläuft was sie bei Kirsten darf und was sie NICHT darf und was sie HIER darf und was sie (-) also weißte? (.) so wie das so im vergleich IST? (-) keine ahnung und manchmal frag ich sie das und dann erzählt sie das auch so total offen ne? (.) wie das dort ist ((...)) MANCHMAL würd ich gerne (.) ähm (-) manchmal frag ich mich das einfach so was wohl dann drüben abläuft? ((beide lachen)) irgendwie ne? (.) da auf der anderen seite;“

(Silvia, soziale Mutter, Familie BFF3, Interview, Z285-319)

Dieser Gesprächsauszug verdeutlicht mindestens Dreierlei. (1) Zum einen zeigt sich, dass kaum Wissen zum Familienleben der pendelnden Kinder am anderen Ort vorliegt – es ist ein „großes Fragezeichen“. Die vorhandenen Kenntnisse vom dortigen gewohnheitlichen Umgang sind hiernach mit Ungewissheit behaftet. Diese Leerstelle im persönlichen Wissen der Eltern verunsichert auch die lokalen Gewissheiten über das eigene Handeln. Es wird dadurch nicht revidiert. Jedoch scheint in der Beschreibung von Silvia auf, dass eine nicht näher bestimmte, aber in jedem Fall zu große Differenz der Lebensführungen und der sozialen Ordnungen beider Orte als offenbar abträglich für die multilokal lebende Tochter Jasmin erachtet wird. Es

stellt sich die Frage, wie diese Unterschiede vor dem Hintergrund fehlender oder spärlicher Informationsflüsse gemindert werden können? Dieser Umstand wird problematisiert: „ich finde das auch ECHT schwierig;“. (2) Territoriale sind offenbar durch kommunikative Schließungen fundiert. Das fehlende Wissen befördert eine Markierung des geografisch anderen Orts als die „andere Seite“ und damit eine Sicherung der *Zwei-Welten-These* von der Trennung beider familialer Soziotope. Nicht zuletzt deutet sich in dieser Passage bereits an, was weiter unten noch zu entfalten ist – (3) das Einholen von Informationen zum Leben im anderen Haushalt über die pendelnden Kinder ist ein diffiziles und mit Tabus belegtes Unterfangen.

Die in untersuchten Familien sehen sich mit der Herausforderung konfrontiert, soziale Beziehungen (auch) in räumlicher Distanz herzustellen. Eltern und Kinder nutzen für ihre Alltagskoordination und die Verstetigung von Gemeinschaft und Zugehörigkeit vermehrt Angebote medial vermittelter Kommunikation. Hepp (2011: 86) geht soweit, Familien als „kommunikative Figuration“ zu interpretieren. Die familiale Gemeinschaft wird hiernach durch Gespräche, (Mobil-)Telefonate und das Social Web, durch (digitale) Fotoalben, Briefe, Postkarten oder gemeinsamen TV-Konsum reproduziert. Auch die Mitglieder der (Teil-)Familien der vorliegenden Untersuchung sind kommunikativ miteinander verwoben. Die etwa in der Gruppendiskussion von Familie BFF2 am Ort der Mutter Marlena und deren Partner explizit als „Informationsflut“ gefasste Wissensaktualisierung mit Rückkehr der Kinder aus dem jeweils anderen Haushalt deutet darauf hin, dass offenbar Bedarfe bei Kindern wie Eltern für die Schließung der Informationslücken existieren. Informationen werden eingeholt über (a) den zumeist technisch vermittelten Kontakt zum jeweils anderen Elternteil oder (b) im indirekten Austausch mit den Kindern in Abwesenheit oder direkt während ihrer Anwesenheit im eigenen Haushalt der Mutter/des Vaters. So lassen sich eine Reihe von Praktiken zum Einsatz solcher Technologien zur vermittelten Kommunikation beobachten.

Kommunikation zwischen Eltern und Kindern in Abwesenheit

In Abhängigkeit vom Alter der Kinder werden zwischen diesen und den abwesenden Eltern Telefonate geführt oder regelmäßig Textnachrichten verschickt. Diese Formen technisch vermittelter Kommunikation erfahren mitunter auch eine Ritualisierung insofern, als wiederholt zu wiederkehrenden Zeiten Nachrichten versendet werden, etwa in Form eines Gutenachtgrußes, vermittels dessen sich versichert wird, dass man zumindest gedanklich beim jeweils anderen ist. Die Nutzung verschiedener Informationsquellen und das Kontaktieren abwesender Bezugspersonen ist ein bewusstes Tun und eine die persönlichen Beziehungen zwischen

Eltern und Kindern stabilisierende Arbeit. Für die Integration der Kinder in beiden Haushalten kommt diesen Techniken eine bedeutsame Rolle zu. Wenn auch technisch bedingt sinnlich begrenzt und asynchron bietet diese Form der Kommunikation Anschlussfähigkeit zu weiterer Kommunikation und Zugang zu Informationen über Geschehnisse am anderen Ort. Trotz einer für die aktiv multilokal lebenden Mädchen und Jungen beobachtbaren und mit deren Egalitätsimperativ konformen *doppelten kommunikativen Orientierung* an beiden elterlichen Haushalten werden all diese Möglichkeiten ihrem Potenzial nach jedoch kaum ausgeschöpft. So zeigen die Interviewmaterialien, wie folgender exemplarischer Auszug aus dem Interview mit Miriam, der Mutter aus Familie NTF7, dass der Austausch in Abwesenheit seltener gesucht wird als zu erwarten wäre, hierfür offenbar kaum Bedarf besteht und die physische Kopräsenz aus Sicht der Kinder für die Zuwendung zu den Familienmitgliedern maßgeblich ist.

„I: Okay. Und ähm, in den// ja, also es sind ja dann auch immer Wochen sozusagen, wo Sie die Kinder gar nicht sehen. Ähm, und sind Sie da irgendwie in Kontakt, oder gar nicht?

M: Hm, also eigentlich nicht. Ich telefoniere manchmal mit Ivo wie gesagt, /ja/ meistens donnerstags, manchmal auch, wenn irgendwas anderes zwischendurch ist. Und wenn man dann die Kinder fragt, 'Wollt ihr mal mit Mamma reden?', dann 'mm, nö, nicht unbedingt', also weil äh, die tele- telefonieren glaub ich auch nicht gerne. /ja/ Also, die müssen mental drauf vorbereitet werden, dass sie gleich mit jemandem vielleicht telefonieren, äh, sie sind da nicht so spontan, weil wir's eben nie forciert haben, /okay/ ähm, manchmal erzählen sie dann doch was, also, manchmal überlegen sie sich dann doch, aber äh, es ist jetzt nicht unbedingt notwendig. Also, der Bedarf ist offenbar nicht da, sie fragen da auch nicht /ja/ ähm, nach, ob sie mal// wenn sie hier sind, fragen sie auch nicht, ob sie Papa mal anrufen können. /okay/ Das – der Bedarf ist gar nicht da.“

(Miriam, Mutter, Familie NTF7, Interview, Z840-859)

Auch deutet sich in den empirischen Materialien an, dass der kompetente Umgang mit vermittelter Kommunikation keine Selbstverständlichkeit zu sein scheint. Während ältere Kinder in der Nutzung von Kommunikationstechnologie zumeist geübt sind, berichten Eltern gleichermaßen wie die interviewten Kinder davon, dass die Jüngeren – etwa auch in der Kommunikation unter physisch abwesenden Geschwistern – aufgrund ihrer noch eingeschränkteren kognitiven und kommunikativen Fähigkeiten eher Schwierigkeiten haben, technisch vermittelt Anwesenheit herzustellen bzw. fehlt ihnen die Vorstellungskraft, dass der/die GesprächsteilnehmerIn nicht unmittelbar körperlich anwesend ist, was mitunter zu Enttäuschungen und

damit zu Abwehr oder Vermeidung solcher Kommunikationen durch die Beteiligten führt. Kommunikative Kompetenz kann mit Blick auf die Kinder auch insofern weiter gefasst werden, als diese es verstehen, sich der Kommunikation mit den Eltern zu entziehen etwa dann, wenn Anrufe nicht entgegen genommen werden oder Textnachrichten wie SMS unbeantwortet bleiben. Die potenziell ständige Erreichbarkeit durch mobile Kommunikationslösungen wie Smartphones steigert auch den Legitimitätsdruck der Nichterreichbarkeit. Die Ausbildung neuer Konventionen, etwa hinsichtlich der Latenzzeiten für Antworten, ist in diesem Zusammenhang ein virulentes Thema, dem auch über multilokale Familienarrangements hinaus gesteigerte Bedeutung zukommen dürfte.

Kommunikative Schließung und Konfliktüberträge

Das rhythmische Pendeln zwischen den Wohnstandorten gepaart mit der Tendenz zur räumlichen und kommunikativen Schließung der Familienkerne bringen es auch mit sich, dass konflikthafte Themen und Situationen zwischen Eltern und Kindern an einem Ort mit dem Wechsel entweder neutralisiert oder nach der Rückkehr wieder aufgegriffen werden. Der beobachtbaren kommunikativen Schließung zwischen beiden Orten und ihren Mitgliedern wird daher von Erwachsenen wie Kindern etwas durchaus Positives abgewonnen – sie werden in gewisser Weise als *reinigend* und/oder lindernd interpretiert. Gleichsam monieren Eltern im Sinne der weiter unten noch zu diskutierenden *Perforationen lokaler Ordnungen* (vgl. Kap. 11.5, S. 257ff.) Überträge von Konflikten, einen *Spill-over-Effekt* aus dem einen in den anderen Haushalt, wie es Marlena aus Familie BFF2 exemplarisch beschreibt:

„aber ähm also was GANZ schwer ist ist wenn wenn die zum, beispiel mit irgendwas kommen was dann dort noch nicht geklärt ist wenn die halt einen konflikt hatten entweder MITEINANDER irgendwelche streitereien und dann zum beispiel zum Sören gehen wollten und das klären wollten und dann gabs da keine MÖGlichkeit dazu und die bringen DAS mit hier in den haushalt das ist wirklich schwer weil das kannst du ja dann gar nicht klären weil diese situatIOn ist ja nicht mehr so und dann stellen die den anderen ja schON, (2) für sich vielleicht nicht in frage aber für UNS dann eben wieder weißt du und sagen ja warum hat der denn das und das nicht gemacht? warum hat denn der Papa da nicht eingegriffen weil ich war mir ja ganz sicher dass die Louisa im unrecht war oder die Eva und die Louisa streiten sich hier und die Louisa rennt hier raus und sagt ich ruf jetzt den Papa an und sag dem sofort er soll mich ABholen ich streit mich ja hier nur mit der Eva; (-) da hab ich gesagt das wirst du nicht tun du wirst den jetzt nicht anrufen weil das ändert an dem streit nichts und wenn du jetzt hier WEGrennst

nützt das auch überhaupt gar nichts ((...)) (3) so ne situationen GIBTS zum glück nicht mehr so viel wie es die mal gab, aber das macht es schwierig“

(Marlena, Mutter, Familie BFF2, Interview, Z1087-1103)

Neben Irritationen zu der zuvor im Interview beschriebenen Kleiderordnung der beiden Mädchen und merklich anderen Verhaltensweisen beschreibt die Interviewte mögliche Überträge von Konflikten aus dem anderen in den eigenen Haushalt. Diese sind, so stellt sie heraus, aufgrund der räumlich-zeitlichen Ferne zu deren Entstehungssituation nicht im Nachgang aufzulösen. Erkennbar wird, dass die Konfliktlösung in Marlenas Orientierung – die meisten Eltern des Samples teilen diese – mit dem Entstehungsort verbunden ist und entsprechend der dortige Elter hierfür Verantwortung trägt. Der Ortswechsel, so kann festgehalten werden, stellt eine Zäsur dar und trägt das Potenzial zur Konfliktbereinigung in sich. Eine Re-Integration der aktiv multilokal lebenden Töchter in die auf differierenden Praktiken beruhenden sozialen Ordnungen der monolokalen Familien wird andernfalls erschwert, wie in den Erzählungen deutlich wird. In Abwesenheit sind diese zum einen nicht durch die anwesenden leiblichen und sozialen Elternteilen konstruktiv zu lösen und zum anderen werden diese mitunter schlichtweg transferiert resp. projiziert und damit der andere Haushalt zur *Konfliktarena*. Das Familienklima erfährt hierdurch eine empfindliche Störung. Auch sitzt der andere Elter resp. die Mitglieder des anderen Orts hierüber beständig mit am Tisch des eigenen Haushalts und als somit *abwesend anwesend*. Hieran zeigt sich auch die theoretisch bereits in den Vorarbeiten ausgeführten *Interdependenz zwischen beiden Haushalten*. Wenngleich sich eine kommunikative Schließung bzw. Bemühungen darum deutlich abzeichnen, lässt sich immer wieder auch eine gewisse Durchlässigkeit der lokalen Ordnungen beobachten und damit ihre Störanfälligkeit und Fragilität.

Instrumentell, funktional und kinderzentriert: Der vermittelt-restringierte Austausch zwischen den Eltern

„Ehrlich gesagt, wir reden jetzt nur noch über's Kind. Also was is zu organisieren, was gibt's zu beachten, ahm, wie hat er sich entwickelt, was macht er bei dir, was macht er bei, welche Krankheiten hat er und so weiter und so fort. So, und äh, das funktionierte gut.“

(Karolin, Mutter, Familie NTF6, Interview, Z82-85)

Der Kommunikation zwischen Eltern und Kindern resp. unter den Geschwistern steht der Bedarf zuvorderst der leiblichen Eltern zur Abstimmung der multilokalen Lebensführungen der gemeinsamen Kinder gegenüber. Der Kontakt zwischen den einstigen Beziehungspartnern ist auf einen Austausch als Funktionsträger der Vater- und Mutterrollen begrenzt. Die Gespräche zwischen den Eltern beider Haushalte folgen einem reduzierten thematischen Zuschnitt auf die Realisierung des Wohnens an beiden Orten und den Bedarfen der Kinder, wie es sich exemplarisch am Auszug aus dem Interview mit Karolin aus Familie NTF6 ablesen lässt. So lassen sich im weiteren Material Prozesse gegenseitiger Information und partiell vorgenommener Abstimmungen zwischen den insbesondere leiblichen Eltern beobachten mit einem exklusiven Fokus auf beispielsweise den Abgleich von Anwesenheitszeiten der Kinder, auf deren physische und psychische Entwicklung oder auf das elterliche Erziehungsverhalten, etwa hinsichtlich TV-Konsum oder Ruhezeiten. Diese inhaltliche Engführung geht einher mit der Präferenz für einen Austausch im Modus technisch vermittelter statt physischer Kopräsenz. Die *organistorisch gerahmte Abstimmung* zwischen den getrennt lebenden Eltern erfolgt neben Telefonaten vorzugsweise über webbasierte Angebote wie zum Beispiel E-Mailing und Kalender-Applikationen, wie Kirsten es schildert, Mutter aus Familie BFF3.

„((...)) wir besprechen halt solche sachen wie: (-) äh; (.) was weiß ich (.) Urlaube; geburtstagsfeiern; irgendwelche anderen termine TYpischerweise per email, ab; (—) dann schreiben wir uns emails mit Jasmin muss mh:: (1) ähm; (-) von dann und dann hab ich urlaub geplant ist das okay für dich; (.) ab und zu telefonieren auch wegen solcher sachen; (.) ((...)) da geht es IMMER, (-) um Jasmin; (-) und ähm (3) es gab dann auch eine zeit wo er ab und zu hier war und so einen kaffee mit getrunken hat; (.) das hat er aber jetzt wieder EINGestellt; und als ich ihn gefragt hab wie was denn da der STAND der dinge ist, kam das halt RAUS dass er sich halt auch für sich so in diese (—) rOLle; als vater von Jasmin auch MIR gegenüber (—) zurückgezogen hat; ((...)) und verMUTlich wär es so; (.) wenn wir kein gemeinsames kind hätten (.) dann hätten wir halt (.) NIX mehr (.) miteinander zu tun; (-) und es wird auch noch erleichtert dadurch dass wir so sachen machen wie (.) ähm; (-) wie benutzen für die J (.) äh (.) GOOGLEmail hat ja (.) zusätzlich zum emailprogramm gibt es ja KALEDNERprogramm das man mit anderen kalenderapplikationen synchronisieren kann [das nutzen wir um termine für sie einzutragen die dann in SEINEM und meinem outlook erscheinen; (.) seit NEUestem benutzen wir das auch; (.) da gibt es auch so dokumente ob so abzurechnen wer hat jetzt was für sie AUSgegeben; ((...)) (—) und das sind aber halt alles sachen, (.) die halt so irgendwie VIRTUELL laufen und nicht so im direkten kontakt;“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z96-153)

Deutlich wird, dass die Kommunikation zwischen beiden Elternteilen zum einen technisch vermittelt und zum anderen mit ausschließlichem Fokus auf die Organisation der mehrörtigen Lebensführung der Tochter begrenzt ist. Präferiert wird ein bestimmte Themen ausklammernder und technisch distanzierter Kommunikationsmodus, der einer nicht nur für dieses Elternpaar charakteristischen Typik folgt. Der Kontakt zwischen der Mutter und dem Vater entzündet sich an der gemeinsamen Tochter. Wie auch in den anderen Interviews des Samples, stellt das Kind den Kristallisationspunkt für die Beziehung der Eltern und der multi-lokal verfassten Gemeinschaft dar, die mehr virtuell als durch physische Anwesenheit geprägt existiert und aktualisiert wird. Betont wird die thematische Fokussierung des Austauschs zwischen beiden Eltern auf die Tochter.

Zur Kommunikation zwischen den leiblichen Eltern kann das Datenmaterial ferner zeigen, dass die Kommunikationsangebote bzw. -forderungen eine geschlechterkonnotierte Komponente aufweisen. Auch dem Umfang und der Intensität nach kann nicht davon ausgegangen werden, dass zwischen beiden Geschlechtern eine Balance erwartet und eingeholt wird, d.h. sich um Äquivalenz bemüht wird. Die interviewten Frauen und Mütter der vorliegenden Untersuchung wünschen und erfragen mehr Informationen, als ihre männlichen Pendant dies tun, wie folgender Ausschnitt eines Interviews mit Annett, Mutter aus Familie BFF1, exemplarisch zeigen soll:

„((...)) also ich habe zum beispiel bis HEUTE nicht das vertrauen dass ich (2) alles MITkrieg was ich mitkriegen müsste wenn die beiden bei ihm sind (1) also was jetzt SCHULE und so weiter betrifft (1) ähm (—) es liegt ganz einfach DA dran dass wenn ich (—) dann (-) ANruf bei (.) beKANNTEN die auch mit ihm in der klasse sind (-) kriege ich ganz viel INFOS auf einmal (-) die der Jonathan mir aber nie sagt; nie AUFschreibt nie ANruft (-) also die kriege ich dann von DEN (.) wo ich dann denk (.) warum kann ER mir das nicht sagen (.) das ist doch WICHTIG (.) oder (-) ähm (1) seit (-) der Anton in der SCHULE ist (2) und ich ihm TAUsende infos schon gegeben habe (.) also GEFÜHLSmäßig (.) ähm (1.5) ob es ihn nun interessiert oder NICHT, (.) ich denke einfach das ist für BEIDE wichtig zu wissen (-) und (1) wenn es nur darum geht welches gta=angebot ist noch offen wo er MITmachen könnte, oder mitmachen MÖCHTE (.) WOLLEN wir das? (.) oder solche sachen; (.) ähm (.) HANDschuhe ist verloren gegangen oder (2) ähm (—) und ich habe von ihm (.) das kann ich ja an EINER hand abzählen die infos die ich bisher bekommen habe; (1) also entweder ich erfahre es dann erst durch den AsG dass ich FRAGE was war (.) war irgendetwas beSONDERES oder (-) er sagt mir es dann halt oder ANDere; (—) oder die woche DRAUF die ich dann in der schule bin;“

(Annett, Mutter, Familie BFF1, Interview, Z1295-1309)

Tauschen sich Eltern pragmatisch über die Abstimmung der familialen Lebensführungen aus, sind Erlebnisse des Tages, Pläne und Neuerungen Gegenstand des Austausches zwischen Eltern und Kindern – sofern dieser stattfindet. Die Inhalte sind jedoch nicht auf Außergewöhnliches beschränkt. So bietet die erzählte Rekonstruktion alltäglicher Verrichtungen Eltern wie Kindern die Möglichkeit, Wissen über das Tun des nicht präsenten Familienteils zu vermitteln, geteilte Wissensvorräte zu sichern und Zugehörigkeit herzustellen. Die elterliche Kommunikation hingegen kann als vermeidende und thematisch restringierte beschrieben werden. Der rein funktional orientierte Austausch der Eltern fordert daher eine andere Deutung. Selbstredend spielen kulturelle Normen zum Umgang mit dem ehemaligen Partner/der ehemaligen Partnerin eine nicht unwesentliche Rolle. Auch Genese und Verlauf der Trennung müssen bei der Interpretation berücksichtigt werden. Allerdings lässt sich das Verknäppern persönlichen Wissens über Abläufe und Handlungsweisen im jeweils anderen Haushalt als eine höchst funktionale *kommunikative Schließung* deuten, die Informationen vorenthält. Das jeweils eigene Universum aus Praktiken, Werten und Einstellungen wird quasi vor Eingriffen gesichert. Für die für eine soziale Gruppe wie die Familie konstitutive Feststellung von Eigenart stellt das pendelnde Kind ein potenzielle De-Stabilisierung insofern dar, als dass andere Praktiken dem gesicherten Handlungsrepertoire der monolokalen Familie entgegenstehen. Auch kann Wissen über das pendelnde Kind auf informellem Wege und von Seiten des einen Haushalts nicht autorisiert zum anderen weitergetragen werden. Diese Indiskretionen gilt es wenn nicht zu verhindern, so doch zu mindern. Andererseits bietet dieser Kanal die Möglichkeit, Informationen strategisch – *quasi über Bande* – zu lancieren, ohne direkt auf die andere Gruppe, den anderen Familienkern, Bezug zu nehmen. So steht der Wunsch nach Wissenstransfers und Einblicken in das Leben der anderen in einem höchst ambivalenten Verhältnis zu dem Bedürfnis nach Intimität und Exklusivität des eigenen Tuns. Ähnliches beschreibt auch Sieder (2008: 337f.). Während Kinder auf der einen Seite mehr Diversität erleben und über mehrere Kontakt-/Vertrauenspersonen verfügen und hierüber unterschiedlichste Koalitionen schmieden können, werden diese Kinder auch als „InformantInnen“ eingesetzt. Die Studie sieht allerdings auch die Kehrseite der Medaille, etwa wenn sich Kinder mit widersprechenden Anforderungen der Eltern konfrontiert sehen – der Vater verlangt Informationen über den anderen Ort und die Mutter untersagt dem Kind den Austausch hierüber im väterlichen Haushalt.

Diskursivierungsregeln und -tabus

„Also wir sind uns auch einig, dass wir ähm, dass wir nicht schlecht über den anderen reden, oder dass wir über die Kinder den anderen ausspionieren oder so. /mhm/ Das, was andere Eltern ja immer gerne machen, aber so was haben wir nicht nötig, weil ja meistens die Kinder unter so'n Situationen oder Verhältnissen auch leiden, und das wollen wir vermeiden, dass die Kinder irgendwie leiden.“

(Miriam, Mutter, Familie NTF7, Interview, Z1340-1345)

Das Bedürfnis der (sozialen) Eltern, Lücken im Wissen zum Leben der Kinder am anderen Ort zu schließen, steht einer unausgesprochenen Konvention gegenüber, Kinder hierzu nicht oder nur in begrenztem Maße und mit Takt zu konsultieren und ferner den jeweils anderen Elternteil nicht zu diskreditieren. Letzteres erzwingt der in den Familien durch die Erwachsenen, mehr aber noch durch die Kinder eingeforderte und nicht verhandelbare *Gleichbehandlungsgrundsatz* resp. das *Egalitätsimperativ*. Hiernach gibt es weder in zeitlicher noch in räumlicher und/oder materieller Hinsicht Übervorteilungen des einen oder anderen Elternteils. Das gefundene paritätische Wechselarrangement, so stellen es die ProtagonistInnen immer wieder heraus, entspricht diesen Fairnessgrundsätzen. Soll eine Verletzung dieser Prämisse vermieden werden – etwa um die aktiv multilokal lebenden Kinder nicht mit Loyalitätskonflikten zu belasten – fordert der Wunsch nach Milderung der Informationsasymmetrie und dem Einholen von Informationen im Austausch mit den Kindern ein balanciertes und diskret-zurückhaltendes Vorgehen der Eltern. Dieses Spannungsmoment beschreibt beispielhaft Marlena, Mutter aus Familie BFF2:

„das ist aber auch (.) interessant wenn ich jetzt so darüber rede krieg ich auch grad so einen blick drauf dass wir das so gar nicht WERTfrei annehmen können also überHAUPT nicht also jetzt mal so kritisch betrachtet auf mich jetzt gesehen ich kann das (-) schwer bis überhaupt gar nicht wertfrei annehmen was dann erzählt wird ((...)) also denk ich das ist SCHWER das so wertfrei hinzunehmen und ich bin dann immer ganz froh weil äh der Samuel merkt das schon auch und sagt dann hier jetzt machen wir erst mal RUHIG; und dass das die mädels nicht merken; (-) in DEM erschwert es das aber glaub ich den anderen auch einfach so anzunehmen und zu akzeptieren dass es dort auch noch einen anderen HAUSHalt gibt in dem das einfach anders läuft; (-) ((...)) sind das jetzt klamotten ist das was die kinder eben dort selber entscheiden können was sie bei UNS selber entscheiden dürfen und (.) und da gibt so EINS das andere und (2) ich denke wir haben das jetzt gut hingekriegt dass das die mädels nicht mehr so mitbekommen; (-) dass wir das uns anhören und dann ist das okay;“

(Marlena, Mutter, Familie BFF2, Interview, Z1071-1087)

Eine Strategie der Eltern, möglichen Spannungen zu entgehen und den Bruch im Wechsel zwischen beiden Hausalten für die Kinder weniger *erfahrbar* zu machen, ist, den Erzählungen der Kinder zum Leben am anderen Ort kommentarlos zuzuhören. Informationen einzuholen und der Austausch zwischen aktiv multilokal lebenden Kindern und ihren passiv mehrörtig lebenden Eltern kann als eine *restringierte Praxis* gedeutet werden. Wenngleich unausgesprochener Konsens und zudem ohne angebbare Regeln über Dichte und Aufkommen von Fragen und Inhalten, bestehen augenscheinlich Barrieren und Formen der Selbstzügelungen, wie das Zitat aus dem Gespräch mit Annett, Mutter aus der Familie BFF1, zu Beginn des Kapitels zeigt: „Also ich will ihn [den Sohn] auch nicht aushorchen, zu viel fragen.“ Das nachvollziehbare Interesse, sich über das Leben am anderen Ort im Gespräch mit den Kindern als „Ortskundigen“ ein Bild zu verschaffen, kann nur wohl dosiert gestillt werden. Ähnlich verhält es sich mit Kommentierungen oder gar Bewertungen der Gewohnheitspraktiken und Ordnungsvorstellungen der getrennt lebenden Elternteile und der Mitglieder ihres Haushaltes. Im Sinne des Wohls der Kinder, die in beiden Lebenswelten agieren (wollen und müssen), müssen direkte Diskreditierungen des Anderen, die den Mädchen und Jungen diese Leistung erschweren, vermieden werden. Eine aus Sicht der Interviewten in diesem Zusammenhang konstruktive Strategie – und darüber hinaus zur Neutralisierung von Unterschieden zwischen beiden Orten – ist ein selbstaufgelegtes *Diskursivierungsverbot* vor den pendelnden Kindern. Marlena beschreibt einen Modus, der die Diskursivierung von Bewertungen des Lebens am anderen Ort und damit die Markierung von Differenz unterbindet. Diese wird verlagert auf die Hinterbühne der Gruppe, genauer auf die Ebene des Paares unter Ausschluss der Kinder. Deutlich wird hierbei (1) eine Orientierung der Mutter an einer Abschwächung antizipierter Belastungen für die in beiden Haushalten lebenden Kinder, um diese vor Loyalitätskonflikten zu bewahren sowie (2) ein Pragmatismus, der die beiden Kinder als kompetente Akteurinnen in der Ausdeutung ihrer Lebenswelt ein Stück weit passiviert. Es ist schwer vorstellbar, dass die Verlagerung des Diskurses auf die Hinterbühne des Paargespraches die Differenzwahrnehmungen der Töchter abzuschwächen vermag. Gleichsam würde eine offene Diskreditierung einen Affront darstellen, der wohlmöglich Distanz auch zu den eigenen Kindern provoziert und damit das Gemeinschaftsgefüge beschädigt. Aber auch die Kommunikation der multilokal lebenden Kinder folgt einem eng abgesteckten Terrain – inhaltlich wie dem Umfang nach. Zu weitreichende Beschreibungen und Erzählungen – so sehr von Kindern wie Eltern mitunter auch gewünscht – bringt sie potenziell dem Verdacht nahe, als *indiskrete InformantInnen* wirksam zu werden, welche die abgeschlossene Privatheit der familialen Haushaltsgemein-

schaften gefährden und nicht autorisiert Wissen vom einen zum anderen Ort weitertragen. Die Erzählungen der Töchter nach der Rückkehr – so beschreibt es die Interviewte der obigen Passage – haben ob ihrer Differenz offenbarende Wirkmacht zudem ein Konflikt- und Erregungspotenzial, das sublimiert werden muss. Wird dieses nicht aufgefangen – in dem Fall durch den Partner der Interviewten, Samuel, bestünde die Gefahr einer Diskreditierung des anderen Elternteils gegenüber den pendelnden Kindern. Dass diese innerliche Erregung der Mutter über die Orientierung und Praktiken des leiblichen Vaters nicht von den Töchtern bemerkt werden darf, deutet darauf hin, dass der Mangel an Werturteilsfreiheit nicht offen zutage treten darf und damit ein Postulat der Wertfreiheit präsentiert wird, dass den Egalitätsforderungen der Kinder gerecht wird und den eigenen Maßstab der Werturteilsfreiheit und Egalität bedient. Im Sinne einer Kausalität beschreibt Marlena die Abhängigkeit der Akzeptanz, dass es dort einen anderen Haushalt gibt, von einer von Werturteilen freien Sicht und offenen Kommunikationen. Die (fehlende) Akzeptanz des anderen Haushalts kann auch als (fehlende) Akzeptanz des multilokalen Arrangements gedeutet werden, dessen Gelingen offensichtlich von einer Unvoreingenommenheit abhängig gemacht wird.

Das Leben der Anderen: das Handeln der Kinder als Zugang zum anderen Ort

Die interviewte Mutter Marlena deutet die Fremderfahrung und damit Differenz zum anderen Haushalt als einen kreisläufigen Prozess. Immer wieder lassen sich Belege im Verhalten und im Erscheinungsbild der Kinder ablesen, die auf eine von den eignen Ordnungsvorstellungen abweichende Orientierung des anderen Elternteils schließen lassen, wie folgendes Zitat exemplarisch veranschaulichen kann:

„Was jetzt die Sache mit dem Vater angeht, kann ich nicht viel dazu sagen, weil ich weiß nicht wie sein Haushalt funktioniert. Ich merk bloß dass die Mädchen anders sind wenn (...) man dann am Montag den Wiederkommenstag hatte.“

(Samuel, sozialer Vater, Familie BFF2, Interview, Z293f.)

Die Bezugnahmen zwischen beiden Haushalten erfolgen weniger direkt im Sinne einer offenen Kommunikation, sondern vermittelt durch die Töchter, deren Verhalten als *Spuren des Anderen* zu lesbaren Fährten wird. Wenngleich das Wissen über das Leben im anderen Haushalt allenfalls vage ist, können sich die interviewten Eltern einen Reim auf das Leben am anderen Ort machen. Wie die Passage aus dem Interview mit der Mutter aus BFF2, Marlena, zeigt, verläuft die Bestimmung des *hier* und *dort* dabei entlang von Erziehungspraktiken, der den

Kindern zugesprochenen Agency, d.h. der Handlungsautonomie, und der ästhetischen Dimension von Praktiken als Grundlage differenzieller sozialer Ordnungen. Die von Samuel und ausnahmslos allen Eltern des Samples erfahrene Differenzfeststellung der „Wiederkommens-tage“ zieht zunächst eine Distanzierung nach sich, die erst durch die bereits beschriebene Reintegration in die monolokale Gemeinschaft geheilt wird. Die Interviewmaterialien lassen den Schluss zu, dass eine Reihe von Projektionen angestellt und Schlüsse aus dem einstigen gemeinsamen Leben auf die Art und Weise des *Tuns* des ehemaligen Beziehungspartners am anderen Ort gezogen werden. Die persönlichen Differenzen und Selbstentwürfe der einstigen Beziehungspartner reproduzieren sich in gewisser Weise in den neu begründeten Familienkernen und unterstreichen damit die unterschiedlichen Lebensentwürfe. Die mannigfaltigen Differenzmarkierungen über alltägliche Lebensführungen, rituelle Praktiken, ästhetische Imperative und Werte/Einstellungen werden gleichsam als Orientierungsrahmen für die persönliche und familiale Selbstdeutung und damit Identität genutzt. Kollektive Identität entzündet sich im Spannungsfeld zwischen raumüberspannender und monolokaler Gemeinschaftsorientierung. Die die Trennung begründenden und legitimierenden Differenzen der einstigen Beziehungspartner und Eltern werden mit der Praxis raumübergreifender Wechselmodelle nicht aufgehoben, sondern verstetigt, gar intensiviert. Dies hat vor allem für die multilokal lebenden Kinder weitreichende Implikationen, etwa wenn Konflikte weiterhin zwischen den Eltern ausgetragen werden – wenngleich in subtilerer Form – oder die für die jeweils zwei Soziotope typischen Differenzen durch die Kinder regelmäßig bearbeitet und ausgeglichen werden müssen. Angereichert werden diese (auch erfahrungsschwangeren und als konstant geglaubten) Einsichten um Beobachtungen differenzieller Praktiken und Verhaltensweisen, die die aktiv multilokal lebenden Kinder nach ihrer Rückkehr darbieten. Neben dem offenen Befragen nach dem *Wie* des anderen Orts lassen sich demnach Indizien finden, die auf die Andersartigkeit oder Eigenart des Fremden hindeuten. Gelegenheit zur *Fremdwahrnehmung* – in doppelter Gerichtetheit als Wahrnehmen des Fremden zum Eigenen und als Wahrnehmung des vermeintlich zum Eigenen zugehörigen als fremd – bieten auch seltene Einblicke in die gewohnheitlichen Praktiken *in situ*, wie wiederum Marlena begleitend zur Erstellung ihrer Netzwerkkarte zu berichten weiß:

„((...)) also zu fasching jetzt (.) da hatte er mich und die jungs eingeladen (-) da bin ich mit den jungs HINGefahren und da habe ich (.) eine Louisa vorgefunden, (.) okay; (.) das gucke ich mir jetzt eine halbe stunde an und dann gehe ich (-) weil das gehört jetzt nicht zu mir, (.) das ist jetzt nicht mein kind; (-) und wenn er das so aushält, ist das gut, (.) aber ich kann es nicht aushalten; (—) die ist da so völlig GRENZENlos und

überDREHT, und wild und reagiert auf KEINE ansagen und macht ganz MERKWÜRDIGE dinge die ich von ihr überhaupt nicht kenne, (—) also HIER nicht; (.) also ich kenne die dann DORT (.) das ist GANZ auffällig und dann ist dann tatsächlich manchmal auch noch wenn sie wieder hier ist; (.) aber ich glaube ich kann da jetzt anders damit UMgehen; ((...)) das ist befremdlich wenn du dein eigenes kind nicht mehr kennst ((...)) das sind immer so diskrepanzen ((...)) das ist in einem elterngespräch in der schule auch immer schwierig (.) das sitzt du da und sagst bei mir ist das NICHT so extrem der Sören sagt dann ich kenn die LJ NUR so:;“

(Marlena, Mutter, Familie BFF2, Netzwerkinderview, 00:27:10ff.)

Eindrücklich rekonstruiert die Interviewte die Einsicht in differenzielle Verhaltensweisen der Tochter an beiden Orten familialen Lebens. Evident wird, dass das Bild der Tochter – mit-hin ihre *persönliche Identität* – bei Anwesenheit im Haushalt der Mutter im Kontrast steht zu dem am Ort des Vaters. Diese befremdliche Irritation des vermeintlich Vertrauten wird verknüpft mit Projektionen zu charakteristischen Lebensweisen und Verhalten *hier* und *dort*. Offenkundig tritt hier die Doppelmitgliedschaft der Kinder in zwei (Teil-)Familien zutage – eine doppelte Orientierung an zwei Orten, die durch die passiv multilokal lebenden Eltern in ihrer monolokalen Anschauung nicht geteilt wird. Die eigene Erfahrung von Nicht-Zugehörigkeit der Mutter in Verbindung mit der Andersartigkeit der Tochter reicht soweit, die Eltern-Kind-Beziehung zeitlich-räumlich einzuschränken und eine strikte Sphärentrennung zu konstatieren: „das [Leben im Haushalt des Vaters und das Auftreten der Tochter dort] gehört jetzt nicht zu mir, (.) das ist jetzt nicht mein kind;“.

Familiale Identität und damit ein die Gruppe stabilisierendes Selbstbild, so kann abstrahierend geschlossen werden, konstituiert sich auch über latent verlaufende Distinktionsbewegungen. Deutungsangebote werden hierbei mit den multilokal lebenden Kindern erarbeitet und gleichzeitig an ihnen vorbei, quasi auf der Hinterbühne, um Goffmans (1969) Bühnemetapher aufzugreifen, kreierte und bestätigt. Familienidentität stellt dabei ein Amalgam aus *eigen-artigen* Praktiken und Verschleifungen mit dem Materiellen des Familialen dar, das „interobjektiv“ bestimmt wird (vgl. Reckwitz 2004).

Im Folgenden wenden sich die Darstellungen räumlichen Aspekten der hier auf kommunikativer Ebene beschriebenen Schließungstendenzen zu. Deren materielle Dimension wird weiter unten entfaltet.

11.3.2 Räumliche Schließung: Territorialisierungen und Grenzmarkierungen

Neben der zuvor beobachtbaren kommunikativen Schließung und entsprechenden Informationspolitiken lenkt das empirische Material das Augenmerk auf die Frage danach, wie multilokal situierte Fortsetzungsfamilien räumliche Grenzziehungen zwischen den beiden Haushalten vornehmen und welche Rolle diese für eine Definition von Familienidentität spielen.

Anders als die beispielsweise in der amtlichen Statistik verwendete monolokale Haushaltsdefinition wird der Haushaltsbegriff im Kontext der Forschungen zur Multilokalität weiter gefasst. Ähnlich der Diskussion in der Familienforschung beginnend mit Bertram (2002) und später unter anderem weitergeführt von Lenz (2003) wird der Verweisungszusammenhang von Familie und Haushalt gelöst zugunsten eines über die räumliche Behausung hinausgehenden Verständnisses. So kann sich eine Haushaltsgemeinschaft auch über mehr als einen Wohnstandort erstrecken, wie Weiske et al. (2008) in ihrem Aufsatz zu einer Typologie multilokaler Lebensführung anmerken. Allerdings verschwimmt hier der Haushaltsbegriff und bedarf einer stärkeren Konturierung. Wenngleich auf ein und denselben physischen Raum rekurrierend, wird deutlich, dass Wohnstandort, Haushalt und Zuhause nicht ohne Weiteres gleichzusetzen sind. Maßgeblich für eine Orstbestimmung als *Zuhause*, so fasst es Agnes Heller (1984: 239), sind Vertrautheit (familiarity), eine Gefühl der Sicherheit (feeling of confidence) sowie die Intensität und Dichte persönlicher Beziehungen (intensity and density of human relationships). Wesentlich für die alltägliche Lebensführung ist die „awareness of a fixed point in space, a firm position from which we 'proceed' (...) and to which we return in due course. This firm position is what we call 'home'“ (vgl. ebd.). Die empirischen Materialien und damit die Deutungen der Akteurinnen und Akteure im Feld empfehlen eine (analytische) Unterscheidung zwischen Haushalt und Zuhause. Wohlweislich unterscheiden die regelmäßig an zwei *Wohnstandorten*, d.h. in physisch-geografischen Räumen/Behältern lebenden Kinder zwischen *Haushalten*, die je spezifischen Regel- und Ordnungssysteme sowie Interaktionslogiken ausbilden. Hiervon unterschieden stellt das *Zuhause* aus relationaler Perspektive auf Raum eine Fusionierung beider Haushalte dar. Gedacht und gefühlt ist eins und eins offenbar eben nicht zwei, sondern eins, wie es im Netzwerkinterview mit dem aktiv multilokal lebenden siebenjährigen Anton aus Familie BFF1 aufscheint: „Beides [ist] mein Zuhause und meine Wohnung. Da finde ich es halt fast wie eins“. Zugleich arbeiten aktiv multilokale Kinder wie passiv multilokale Eltern an einer inhaltlichen Differenzierung des Containers – des Wohnstandortes zum zu Hause bzw. Familienort, was bereits als *Zwei-Welten-These* (vgl. Kap. 11.1, S. 171) rahmend eingeführt wurde. Die regelmäßig an beiden Orten der

Familienkerne lebenden Kinder sehen sich daher in einem Spannungsfeld aus *Differenzierung* zwischen physisch-materiellen Räumen, den räumlich gebundenden sozialen Ordnungen und der *Fusionierung* der zu unterscheidenden „Soziotope“ (Dencik 2001) zu einem kohärenten Ganzen im Sinne *einer* Familie. Die passiv multilokal lebenden leiblichen und sozialen Eltern sehen sich mit dieser Herausforderung weit weniger konfrontiert. Aus deren monolokaler Perspektive lassen sich einzelne räumliche Territorialisierungspraktiken rekonstruieren, die für das Selbstverständnis der Familien und deren Identität am Ort große Wirkmacht entfalten. Neben für die Familien konstitutiven symbolischen kommt den physisch-materiellen Schließungspolitiken Bedeutung zu. Diese Bestrebungen spiegeln sich unter anderem deutlich im Phänomen der räumlichen Schließung beider Haushalte wieder, genauer in territorialen Grenzmarkierungen. So darf, wie im Fall der Mutter Annett aus Familie BFF1, der einstige Partner und Vater der gemeinsamen Kinder, Jonathan, den Flur ihrer Wohnung betreten, aber nicht weiter in den Wohnraum vordringen. Die von den Interviewten thematisierten räumlichen Schließungen erlangen eine symbolisch Aufladung und markieren eine biografische Zäsur, wie Annett aus Familie BBF1 es in ihrem Interview beschreibt. Die räumliche Feststellung des eigenen Zuhauses in Abgrenzung zum anderen Haushalt und Wohnstandort der aktiv multilokal lebenden Kinder stellt eine Territorialisierungspraxis dar, die über die Zugehörigkeit zu *Familie* bestimmt. Eltern können hierbei gegenüber ihren Kindern einen Machtvorsprung beanspruchen und Deutungshoheit erlangen. Anders als in anderen Lebensbereichen der Familienkerne, sind diese Grenzen offenbar nicht Gegenstand von Aushandlungsprozessen zwischen Eltern und ihren Söhnen und Töchtern. Sie positionieren und platzieren Personen räumlich, markieren Zugangs- und Aufenthaltsrechte, die ihrerseits eine Feststellung von Mitgliedschaft zu den Familien leisten.

„I: was ist für dich familie? (.) beziehungsweise wer gehört dazu und wo endet sie räumlich? (-) also ich untersuche ja familien die sich über beide haushalte erstrecken und inwiefern spielt der andere haushalt (.) das andere heim deiner kinder sozusagen in deiner idee von familie eine rolle?

A: (5) das sind NUR noch (.) oder war bisher auch nur (-) die wohnung wo meine kinder schlafen. (.) mehr nicht; (-) oder sich AUFhalten; (—) aber sonst hat das (.) das ist wie eine FREMDE wohnung für mich

I: mhm (.) okay; (5) und hier ist dann

A: mein zuhause

I: weil du vorhin auch sagtest dass wenn Jonathan den flur betritt

A: da geht es mir aber weniger um die rÄUMlich trennung (.) sondern um das emotio-nALE (-) dass ich da: (1) zwischen verGANGENheit und jetzt die grenze ziehe; (-) das

WAR, (.) da war er noch teil und das ist jetzt MEINS“

(Annett, Mutter, Familie BFF1, Interview, Z976-988)

In einer exmanenten Nachfrage führt der Interviewer das Thema der subjektiven Bestimmung von Familie durch die Interviewte ein. Beginnt die Frage mit einer zunächst offenen Bestimmung, grenzt der Interviewer diese ein, verengt sie auf räumlich-örtlicher Aspekte und Mitgliedschaft resp. personelle Zugehörigkeit. In einem weiteren Schritt wird das Forschungsinteresse wiederholt angeschnitten und die Frage zugespitzt auf die Relevanz des zweiten Lebensortes der Kinder für die Bestimmung von Familie. Deutlich wird, dass der andere Haushalt des Vaters in der Bestimmung der Eigenfamilie keine Bedeutung erlangt. Mehr noch beschreibt die Interviewte den zweiten Wohnort ihrer beiden Söhne funktional als Schlaf- und Aufenthaltsort. Ihre Perspektive zusammenfassend vergleicht sie diesen Haushalt mit dem eines unbekanntes Besitzers. Der Ort ist ihr fremd, besitzt insofern keinen emotionalen Bindungswert und erfährt keine Berücksichtigung bei der Bestimmung ihrer Eigenfamilie. Territorial erfährt das Zuhause ebenfalls eine Eingrenzung, die den anderen Wohnstandort der aktiv multilokal lebenden Kinder in die Bestimmung des eigenen einklammert. In Differenz zur Perspektive der Mutter betrachtet der interviewte Sohn Anton beide Standorte als gleichgewichtet, da sie mit beiden Eltern verknüpft sind. Offen bleibt, welche Effekte diese divergenten Sichtweisen und Inkongruenz in der Orientierung von Mutter und Sohn für das Familienleben hier und dort haben.

Der Rekurs des Interviewers auf eine vorherige Passage nimmt Bezug auf die zuvor entfaltenen räumlichen Schließungspraktiken der Mutter gegenüber ihrem einstigen Partner und Vater der gemeinsamen Kinder: Er darf maximal den Flur ihrer Wohnung betreten. Ausschlaggebend für diese Grenzziehung ist weniger eine räumliche Abschottung, wie Annett festhält. Sie ist zum einen Folge zurückliegender (Gewalt-)Erfahrungen und zum anderen erfährt diese räumliche Schließung eine symbolische Widmung. Sie markiert eine biographische Zäsur zwischen der in der Vergangenheit liegenden Paarbeziehung und der Gegenwart. Die eigene neue Wohnung wird als materielle Manifestation für diesen Umbruch gedeutet und erlangt in diesem Sinn in den Handlungen der untersuchten Eltern Relevanz. Derlei „Territoriumsmarkierungen“, um diesen Begriff Goffmans (1974: 71) aufzugreifen, lassen sich in Zusammenhang mit Zugangsrechten und der Segmentierung von halböffentlicher und privater Binnensphäre der Wohnungen in den Interviewmaterialien wiederfinden. So ist der Flur als Verbindungsraum, von dem aus die weiteren privaten Zimmer einer Wohnung aus zugänglich sind, ein Ort, der die Begegnung zwischen BewohnerInnen und Externen ermöglicht und gleichsam

den Zugang zum Ort der Familien beschränkt. Qua dieser Mikro-Territorialisierungen wird Zugehörigkeit zur Familie oder eben Ausschluss angezeigt und durchgesetzt. Die physische Qualität der Wohnung, ihre räumliche Konturierung, wird hierüber zum Medium für die Behauptung und die Verweigerung von Mitgliedschaft zu einem Familienverbund. Ähnlich findet Montanari (2016: 154f.) in ihren narrativen Interviews mit Großeltern multilokal lebender Kinder nach Trennung und Scheidung Anhaltspunkte für „soziale Machtkonstellationen, die in den Wohnungen ausgetragen werden“ und sich in der Metapher des „Kontrollraums, der Wohnung als (Nicht-mehr)Familienort sowie [in Beschreibungen von] Anwesenheitsverfügbarkeiten“ dokumentieren. Skizziert werden auch hier Aushandlungsprozesse, die „besonders in konfliktreichen Situationen deutlich machen, wie sehr es auch um Zugänge zu Räumen geht und damit letztlich um Territorialisierungsprozesse auf Ebene familialer Räume“ (ebd.: 155).

Dass diese Territorien durch nicht autorisierten Zutritt verletzt werden können, zeigt andererseits die Beschreibung von Jonathan, dem einstigen Partner von Annett aus Familie BFF1:

„I: wie frei darfst du dich denn im Haushalt der Mutter bewegen? (-) ((...)) etwa wenn du die KINDER bringst,

JO: das ist der Unterschied; (.) ich war noch NIE weiter in der Wohnung; (-) ich weiß nicht wie die Räume aussehen; (—) außer den Flur, (.) ne;

I: sie aber darf sich hier schon relativ frei bewegen?

JO: sie macht sich ganz (.) BREIT hier;

I: aha,

JO: () habe ich PROBLEME mit, (.) ich habe sie auch ein paar mal AUFmerksam gemacht, (.) auch darf ich in ihrer Wohnung nicht mit SCHUHEN laufen; (.) aber hier macht sie das STÄNDIG; I: mhm; (.) okay (3)

JO: (sie geht ein paar mal in das Kinderzimmer,) (-) für mich ist das kein großes DING;

I: mhm; (3) du hast also zum Beispiel das KINDERzimmer in der anderen Wohnung noch nie gesehen?

JO: ()? (-) nö; (3) ich meine sie (1.5) sie kommt mit den Kindern einfach REIN,“

(Jonathan, Vater, Familie BFF1, Interview, Z1051-1064)

Die von der Mutter Annett bereits ausgeführte konsequente territoriale Begrenzung des Zugangs wird hier aus Perspektive des Gegenübers beschrieben. Das beschränkte Zugangsrecht zu den Wohnräumen der einstigen Partnerin und Mutter der gemeinsamen Kinder hat zur Folge, dass dem Vater keine direkte und aus eigener Anschauung erlangte Kenntnis zur Be-

schaffenheit und Ausgestaltung der Zimmer seiner Söhne vorliegt. Räumliche und kommunikative Schließung fallen hierbei in eins. Der Zugang beschränkt sich auf den Wohnungsflur als Pufferzone und halböffentlichen Raum. Der Interviewte deutet an, dass diese restriktive Praxis der Mutter und deren Anerkennung durch den Vater der Kinder – er übertritt offenbar diese Grenze nicht – einen Unterschied zum üblichen Umgang im anderen Haushalt darstellt: die Mutter „macht sich ganz breit hier“, d.h. sie verletzt die territorialen Grenzen des väterlichen Haushalts und räumt sich eigenmächtig Zugangs- und Informationsrechte ein. Diese Übertretung bzw. das Eindringen als Betreten eines von einem anderen Individuum beanspruchten Reservats ohne Zugangsrecht, wie es auch bereits Goffman (1974: 82) unter der Überschrift der *Territorien des Selbst* skizziert, geht der Beschreibung nach einher mit einer Missachtung der ortsgebundenen rituellen Reinheitsgebote – die Schuhe sind mit Betreten der Wohnung auszuziehen. Die Gegenüberstellung beider Passagen zeigt exemplarisch, dass die Behauptung, Anerkennung und Verletzung territorialer Integrität nicht in jedem Fall für alle Beteiligten gleichermaßen verbindlich scheint. Die Feststellung und Durchsetzung eigener räumlicher Grenzen geht nicht damit einher, dass die des anderen Orts mit der gleichen Sorgfalt anerkannt werden. In der Deutung der Mutter des väterlichen Haushalts als bloßem Aufenthalts- und Schlafort (Interview Z980f.) dokumentiert sich ein Orientierungsmuster, das Familie als einseitig exklusiv an den *eigenen* Ort gebundene Gemeinschaft kennt. Der andere Wohnstandort stellt für die familiäre Identitätsarbeit der passiv multilokal lebenden Eltern kein bedeutsames Bauteil dar bzw. wird identitätspolitisch marginalisiert oder findet als negative Kontrastfolie Verwendung.

Transiträume als Grenzmarkierung und die Verknappung von Begegnungsräumen

Wie in den Falldarstellungen des Kapitels 9, S. 155ff., dargelegt wurde, liegen die Wohnungen der passiv multilokal lebenden Eltern dieser Untersuchung in moderaten Entfernungen voneinander getrennt, mindestens in der gleichen Stadt, oftmals sogar im gleichen Stadtteil. Das rhythmisch an beiden Orten wechselnde Leben der Kinder bringt es mit sich, dass zum einen im Zuge des Wohnstandortwechsels öffentliche (Transit-)Räume zu queren sind und zum anderen über die konkreten Modi des Wechsels räumliche Distanzen zu Grenzmarkierungen beider familialer Welten erwachsen. Die Übergangspraktiken bieten Anhaltspunkte für die Durchlässigkeit oder eben Schließung beider Sphären. Diese Befunde decken sich auch mit den von Hater (2003: 9ff.) referierten Erkenntnissen der Wohnsoziologie, wonach die zwischen den Wohnstandorten der Eltern rhythmisch wechselnden Kinder routinemäßig

Grenzen überschreiten – zwischen beiden Haushalten liegt ein öffentlicher Transitraum, der zwei „häufig aufgrund von Konflikt gegeneinander abgegrenzte Hoheitsgebiete“ unterscheidbar macht. Haters Beobachtungen konkreter Raumpraktiken zum Wohnstandortwechsel als Hinweis auf die Durchlässigkeit der Grenzen für die beteiligten Personen zeigen sich in der vorliegenden Untersuchung in ähnlicher Weise.

„F: Also es war so, dass wir am, als nun die Trennung, also dass die Marit einfach ausgezogen ist, dann haben wir das so gemacht, ich habe ihn [den Sohn] dann am Wechseltag morgens in die Kita gebracht

I: Ja, ok.

F: Und sie hat ihn abgeholt.

I: Ahm.

F: So, da sind wir uns dann auch nicht so oft über den Weg gelaufen, das war auch ganz günstig und so haben wir dann gewechselt. Und das ist im Prinzip jetzt heute immer noch so“

(Frank, Vater, Familie NTF6, Interview, Z99-111)

Das Beispiel dieser Passage verdeutlicht, dass der Wechsel an einem anderen Ort als dem der elterlichen Haushalte und zeitlich versetzt höchst funktional ist. So wird der Wohnortwechsel der Kinder von einem zum andern in der Regel nicht in direkter Begegnung zwischen den getrennt lebenden Eltern und/oder deren PartnerInnen bewerkstelligt, sondern erfolgt auf *neutralem Terrain*, auf das keine der Parteien Anspruch erhebt und diesen exklusiv stellen kann. Das Plädoyer für einen solchen Modus erklärt sich mit dem Bedürfnis nach territorialer Neutralität, die einen möglichen raumgebundenen Machtvorsprung zu neutralisieren vermag. Neben praktischen Erwägungen wie etwa der Verkürzung von Wegen, bietet ein dritter Aufenthaltsort, an dem die Kinder unter der Obhut weiterer Personen stehen, die Möglichkeit, die 'Übergabe' asynchron und in Abwesenheit des jeweils anderen Elternteils zu organisieren. Dies hat den Vorzug, direkte Begegnungen in zentrierter Interaktion und daraus möglicherweise erwachsende konflikthafte Situationen zu umgehen – im Interesse der Unbeschadetheit der Kinder und mit Blick auf die Außendarstellung des Familienarrangements gegenüber (professionellen) Dritten. Ebenso kann eine möglicherweise kompromittierende und das Image des jeweils anderen beschädigende offene Verweigerung von Zugangsrechten zu den Territorien der Teilfamilie umgangen werden. Ein solche Strategie der *Verknappung von Begegnungsräumen* findet auch in den Beschreibungen anderer Handlungsweisen der erwachsenen Interviewten Ausdruck. So werden durch einige Eltern innerhalb eines Stadtteils Orte und Wege gemieden, von denen bekannt ist, dass diese von den einstigen PartnerInnen,

ihren Angehörigen und ggf. in Begleitung der gemeinsamen Kinder häufig frequentiert werden. Die Vermeidung physischer Kopräsenz von leiblichen Eltern und Kindern wird auch mit dem Hintergrund forciert, dass Kindern die einstige Familienkonfiguration nicht vor Augen geführt werden soll und sich räumliche und personelle Trennung(-sverluste) reaktualisieren.

11.3.3 Personelle Schließung: Inklusion und Exklusion

Wie in den Darstellungen zu räumlichen Schließungspraktiken bereits angedeutet wurde, sind die untersuchten multilokal verfassten Familienarrangements charakterisiert durch die spezifische Zusammensetzung haushaltsgebundener personeller Ensembles aus aktiv multilokal lebenden Kindern, deren leiblichen Eltern, Stiefvätern und -müttern sowie (Halb-)Geschwistern. „Die Familie“, so schreibt Tyrell (1983: 365) mit Blick auf die für die Familienforschung nicht neue Erkenntnis der besonderen Rekrutierungspraxis von Familien, „ist also eine Gruppe, die für die Selektivität ihrer personellen Zusammensetzung in ganz besonderer Weise sensibel ist“. Das objektiv betrachtet gleiche Personal eines Wohnstandortes bzw. des raumübergreifenden Familiensystems erfährt in der subjektiven Bestimmung von Familie eine Differenzierung. Die individuellen Perspektiven der Familienmitglieder decken sich nur bedingt, wie die vergleichende Betrachtung der durch Kinder und Erwachsene der vorliegenden Studie erstellten Netzwerkkarten eindrücklich belegt. Familienidentitäten werden durch Politiken der Zugehörigkeit und des Ausschlusses geformt – individuell und in selektiver Koalition mit Mitglieder der (Teil-)Familien.

Peuckert (2012: 389) hält die Beobachtung verschiedener Studien fest, dass „häufig unter den Mitgliedern der Stieffamilie sehr unterschiedliche Vorstellungen darüber [bestehen], wo die Außengrenze der Familie verläuft.“ Mit den empirischen Befunden von Ritzenfeld (1998) zu *Stiefvaterfamilien* legt er dar, dass es eine Diskrepanz gibt zwischen den Familienkonzepten von Erwachsenen und Kindern mit Blick auf die extern lebenden leiblichen Väter: keiner der Erwachsenen in den Stieffamilien betrachtete hiernach den leiblichen Vater der Kinder als zur Familie zugehörig. Die Kinder hingegen zählten ihren leiblichen Vater mehrheitlich sehr wohl als zur Familie gehörend und waren eher dazu geneigt, den Stiefvater als Familienmitglied auszuschließen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Röhr-Sendlmeier/Greubel (2004). Hier allerdings wird den Stiefeltern ein höherer und damit dem leiblichen Vater nahezu ähnlicher Wert durch die Kinder eingeräumt.

In den Beschreibungen und Erzählungen der teilnehmenden Familien der vorliegenden Studie finden sich ähnliche Muster und zugleich lassen sich unterschieden nach Kindern und Erwachsenen Besonderheiten rekonstruieren, die für das Sample dieser multilokal verfassten Arrangements typisch zu sein schein. Mit Blick auf die personellen Zusammensetzungen und Zugehörigkeitspolitiken als Elemente von Identitätskonstruktionen sollen im Folgenden die Orientierungsmuster und damit verbundene Praktiken der familialen Akteurinnen und Akteure über den Weg der (1) erstellten ego-zentrierten Netzwerkkarten und (2) der Rekonstruktion der Diskursorganisationen sowie der (Selbst-)Positionierungen der Teilnehmenden in den Diskussionsrunden nachgezeichnet werden. Über die Analyse der verschiedenen Datenmaterialien mit je unterschiedlichem Fokus lassen sich strukturelle Homologien entfalten. Die in den digitalen Mappings der Familiennetze zutage tretenden Orientierungen decken sich mit den in den Gruppendiskussionen präsentierten Bezugnahmen und Positionierungen der Familienmitglieder. Diese Einsichten werden am Beispiel der Familie BFF3 im Weiteren elaboriert.

Im Falle der Kinder wird Zugehörigkeit und damit das Selbstverständnis von Familie stark mit der ursprünglichen Konfiguration aus leiblichen Eltern und Kindern in einem gemeinsamen monolokalen Haushalt vor der Trennung gedacht. Wenngleich diese faktisch nicht mehr existent ist und zugunsten eines multilokalen Wohnarrangements mit getrennt lebenden Vätern und Müttern reorganisiert wurde, bildet das Ursprungsensemble mit dem einstigen „Personal“ den maßgeblichen Bezugspunkt für die Bestimmung familialer Gemeinschaft, wie der folgende Auszug aus dem Gespräch mit der elfjährigen Jasmin aus Familie BFF3 zeigt:

„I: wie würdest du denn die beziehung zu Jan und auch zu Silvia beschreiben? (-) würdest du sagen das ist total entspannt und die sind wichtige personen für dich? (.) WEIL

JA: ne;; (2) für mich sind die (—) die sind halt DA, ((lacht auf)) (2) wichtig sind sie für mich jetzt NICHT, (.) sie könnten meinetwegen auch NICHT da sein; (-) es gab ja auch eine zeit wo mama und ich ALLEINE gelebt haben;

I: mhm; (.) bevor Jan da war, (2) wie war das so?

JA: das war, (.) das war AUCH ganz schön;

I: warum war das gut?

JA: keine ahnung;

I: das ist auch schon ziemlich lange her;

JA: ja; (-) da war ich noch im KINDERGarten; (5)

I: wenn du WÜNSCHE frei hättest (-) wenn du dir etwas wünschen könntest; (-) von deinen ELTERN, (.) von deinen geschwistern, vielleicht auch von deinen schulkameraden oder wem auch immer, (.) was würdest du dir da wünschen? (-) in hinblick vor allem

auf dein familienleben (.) wie es zukünftig sein könnte;

JA: dass mama und papa zusammenleben, (.) und halt alle drei geschwister (.) zusammen sind

I: mhm; (-) diese gruppe so zusammen,

JA: ja,

I: und was wäre dann mit Jan und Siliva?

JA: das stelle ich mir manchmal so vor dass DIE beiden sich in einander verlieben ((lacht))

I: ((lacht)) (.) das wäre praktisch?

JA: ja,

I: dann müssten Anouk Tillmann Ronja auf Jan und Silvia verzichten oder?

JA: das stelle ich mir dann so vor dass die von papa erzogen werden;“

(Jasmin, aktiv multilokals Kind, Familie BFF3, Fotointerview, Z504-526)

Das vom Interviewer initiierte Thema der Bedeutsamkeit und Stellung der PartnerInnen der Eltern wird von der Interviewten mit einer marginalisierenden Beschreibung der beiden Bezugspersonen aufgegriffen. Wenngleich Zusammengehörigkeit in Familien durch wiederkehrende Interaktionen fundiert ist und gleichsam das gemeinsame Bewusstsein für die Familie diese regelmäßigen Interaktionen erst provoziert, wie Tyrell (1983: 369) es beschreibt, und die Interviewte realiter mit den beiden Stiefeltern in mehrjähriger dichter Haushaltsgemeinschaft abwechselnd zusammenlebt, nehmen beide sozialen Eltern in der Bestimmung von Familie von Jasmin eine Randstellung ein: „die sind halt DA“. Diese zunächst überraschende Aussage wird von ihr mit einem kurzen Lachen begleitet, was als Hinweis auf ihre vermutete Irritation der Erwartungen des Interviewers als Repräsentant eines weiterführenden Diskurses zur Normativität von Zusammenhalt und Loyalität in familialen Gemeinschaften gedeutet werden kann. Verknüpft wird dieses Bild mit dem nicht näher bestimmbar positiven Gegenhorizont der Dyade aus Mutter und Tochter als Kontrastfolie zum Status quo, der die Familie in fortgesetzter Erweiterung um den Partner der Mutter und deren gemeinsame Kinder, die Geschwister der Interviewten, kennt. Das Ideal der Mutter-Tochter-Beziehung als exklusive Dyade scheint als wirkmächtige Orientierungsfolie auf. Auf die Frage nach Wünschen und Zukunftsprojektionen zum Familienleben arbeitet Jasmin die nurmehr virtuelle und allenfalls in seltenen rituellen Zusammenkünften erfahrbare Triade aus leiblichen Eltern und Geschwistern heraus, die die beiden sozialen Eltern räumlich wie das personelle Ensemble betreffend ausschließt und ihnen einen Platz außerhalb ihrer Familie zuweist. Deutlich wird diese verbal

dargelegte Konfiguration auch in der von der Interviewten erstellen digitalen Netzwerkkarte² (vgl. Abb. 11.1, S. 204).

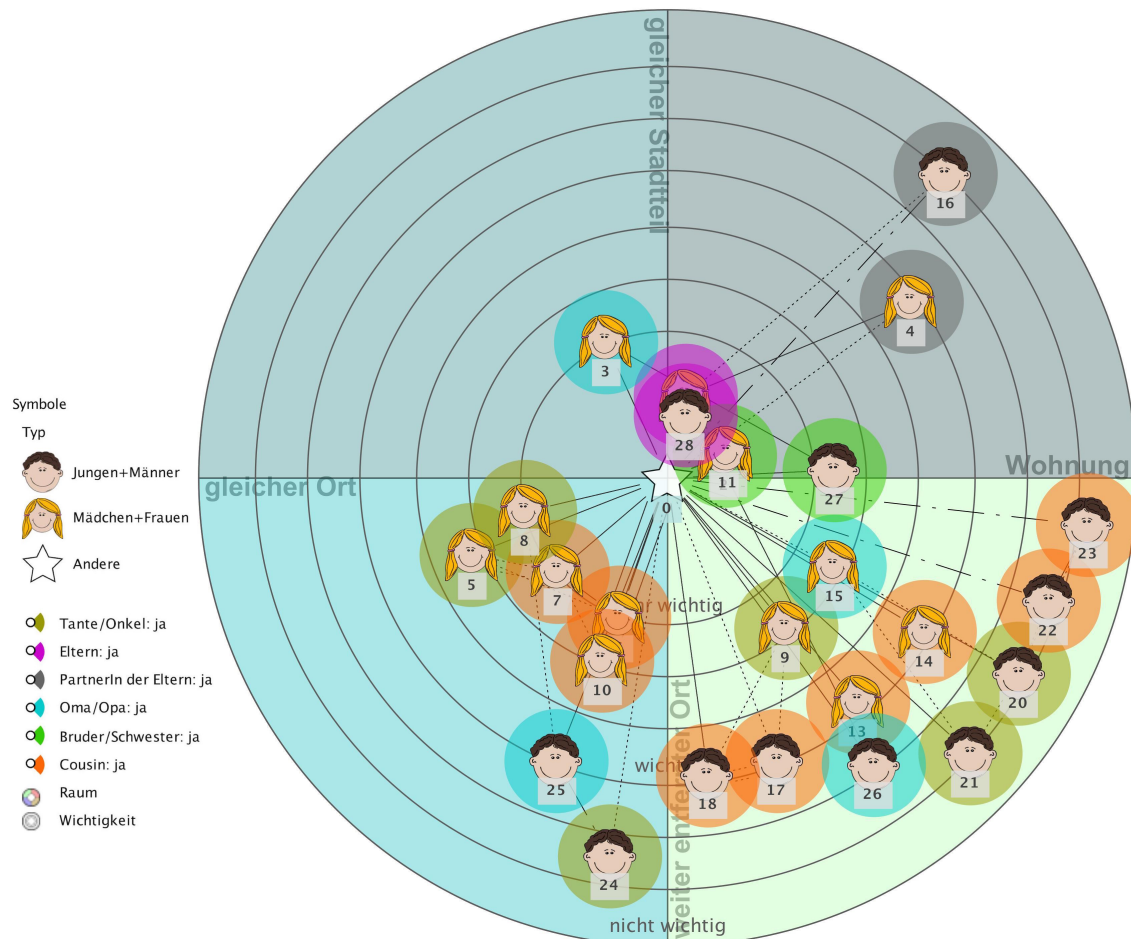


Abbildung 11.1: Netzwerkkarte, aktiv multilokales Kind Jasmin, Familie BFF3

Während Jasmins Mutter Kirsten (Nr. 26 in der Karte), der Vater Zacharias (Nr. 28) und die Geschwister (Nr. 3, 11, 27) nahezu unmittelbar bzw. nahe des Zentrums der Karte, der Interviewten als Ego, positioniert und damit als 'sehr wichtig' eingestuft worden sind, wurden beide soziale Eltern (Nr. 4, 16) mit Abstufungen randständig verortet. Die in der Karte als Raum₃ und damit nach Weichart (2009) als ein mentales Konzept immaterieller Re-

²Die in den Netzwerkkarten der Kinder genutzten Cliparts sind frei verfügbar über <http://www.clker.com>, Zugriff: 10.05.2016.

lationen und Beziehungen zu lesende Projektion erlangt neben der räumlichen eine weitere Konnotation. In dieser Skizze des familialen Netzwerks der 'Probandin' dokumentiert sich eine Orientierung an einer affektiven und damit emotional fundierten Praxis der Herstellung von Nähe und Distanz von maßgeblichen Bezugspersonen, die nicht notwendigerweise durch die Übernahme konkreter Sorgeleistungen der Erwachsenen gefirmt ist. Obwohl die leiblichen Eltern ihrer Hauptverantwortung vollumfänglich nachkommen und damit die soziale Position des Elters im Alltag des Kindes ausfüllen, kommt den sozialen Eltern in den Erzählungen und Beschreibungen der erwachsenen InterviewpartnerInnen hierbei eine weitaus weniger marginale Position zu. Mit Abstufungen und quasi 'mit Prokura' der leiblichen Väter und Mütter ausgestattet in diese Care-Arbeit eingebunden, fungieren sie mitunter als neutrale(re) Gewährspersonen für die multilokal lebenden (Stief-)Kinder. Diese Diskrepanz kann als das im wortwörtlichen Sinn Anzeigen – ein *Displaying Family* (vgl. Kap. 6.1.5, S. 90) – von Loyalität zu den leiblichen Eltern auch im Sinne eines Egalitätsprinzips, das keine Bevorzugung kennt, gedeutet werden. Einer Interpretation der visuellen und sprachlichen Beschreibung des Wunsches nach einer Rekonfiguration der familialen Ursprungstriade als ad hoc-Improvisation steht der Umstand entgegen, dass dieses Muster in den Darlegungen der Kinder in Stieffamilienarrangements auch ein wiederkehrendes ist. Eindrückliches Zeugnis dieser Tendenz sind ebenfalls die Fotografien der Kinder. Wiederum soll an dieser Stelle das Material von Jasmin der Familie BFF3 exemplarisch zum Tragen kommen. Zunächst werden etwas ausführlicher die Bildanalysen zweier Fotografien, die im Haushalt von Jasmins Mutter entstanden sind, vorgestellt, um daran anknüpfend das Zusammenspiel beider Abbildung in Hinblick auf die Positionierung der abgebildeten Personen im sozialen Arrangement der Familie aus Perspektive der Tochter nachvollziehbar zu machen³.

Bildanalyse Fotografie des Stiefvaters und Bruders (Foto SDC11180)

Für die *vor-ikonographische Analyse* des Bildes 11.2 (S. 207) lässt sich Folgendes festhalten: Im Bildvordergrund ist ein hölzerner Tisch erkennbar, an dem die abbildende Bildproduzentin offenbar selbst sitzt. Darauf liegen ein (Kinder-)Buch und ein zusammengeknülltes Papiertuch. Zudem steht darauf eine weiße Keramikschale mit aufgeschnittenen Erdbeeren. Im Bildmittelgrund ist ein an der Stirnseite des Tisches sitzender Mann abgebildet, mit einem Kleinkind im Arm, das offenbar gerade mit Unterstützung der erwachsenen Person an einer

³Die in den Darstellungen der vorliegenden Studie gezeigten Abbildungen wurden aus Datenschutz- und Gründen zugesicherter Anonymisierung der abgebildeten Personen mit Entfärbung und Filtern einer frei verfügbaren Bildbearbeitungssoftware verfremdet. Die Originalbilder sind in einem Bildarchiv hinterlegt und auf Anfrage des Autors einsehbar (vgl. Appendix dieser Arbeit, S. 372)

Flasche trinkt. Aus dem Kontextwissen der Erhebungen ist bekannt, dass es sich bei der abgebildeten männlichen Person um den Partner der Mutter des fotografierenden Kindes, Jan, handelt. Auf seinem Arm hält er den wenige Monate alten Sohn. Im Bildhintergrund sind ein impressionistisch anmutendes Acryl-Gemälde einer Waldszene auf grüner Wand zu sehen, eine Wohnungstür, Teile eines Küchenmöbils, rechts angeschnitten ein Geschirrspüler oder eine Waschmaschine und ein weiterer Stuhl. Jan ist bekleidet mit einem geöffneten Radtrikot, das den Blick auf seinen Oberkörper freigibt. Die Vermutung liegt nahe, dass er die Sorge um seinen Sohn unmittelbar nach Rückkehr in die gemeinsame Wohnung – naheliegender Weise nach einer Radfahrt – übernommen hat. Er sitzt in entspannt-ruhender Haltung am Tisch, seinen Sohn im Arm haltend und beim Trinken unterstützend. Der Junge liegt auf dem Rücken in seinem Schoß, die Flasche mit beiden Händen umgriffen. Sein Gesicht ist der Kamera abgewandt. Jan blickt ebenfalls nicht in die Kamera, sondern vielmehr aus dem Bild hinaus, auf die von ihm aus betrachtet linke Längsseite des Tisches. Er blickt konzentriert und gleichsam etwas abwesend.

Das Bild zeigt keine für das Foto durch die abgebildeten Bildproduzenten inszenierte Szene. Die Fotografin erhält als am Tisch sitzendes Familienmitglied in einer für die Gruppe offenbar nicht außergewöhnlichen sozialen Situation keine besondere Aufmerksamkeit. Die Fotografie kann daher als Dokument einer Alltagsszene im Haushalt der Mutter und ihres Partner der Familie BFF3 gelesen werden.

Mit Blick auf die *Formalkomposition*, hier genauer die *Perspektive*, lässt sich die Abbildung als aus einer Schrägperspektive aufgenommen beschreiben, mit einem am linken Bildrand liegenden Fluchtpunkt. Die Horizontallinie als Linie, auf welcher der Fluchtpunkt liegt, befindet sich knapp unterhalb des Halses der abgebildeten männlichen Person und oberhalb des Bruders der abbildenden Bildproduzentin. Sie liegt nahezu exakt auf der horizontal den Bildmittelpunkt schneidenden Linie. Für eine spezifische Fokussierung liefert diese keinen überzeugenden Anhaltspunkt. Ebenso liegt der Bildmittelpunkt auf der Küchentür, entfernt von beiden abgebildeten Personen. Das abgebildete soziale Arrangement erlangt jedoch mit der planimetrisch durch ein gleichschenkliges Dreieck beschreibbaren Vater-Sohn-Dyade Bedeutung. Die *szenische Choreographie* ist geprägt durch die Unmittelbarkeit und Nähe des Sohnes zum Vater. Das formale Arrangement der Fotografie empfiehlt eine Charakterisierung der Abbildung als durch eine *übergegensätzliche Spannung aus Integration und Marginalisierung* des abgebildeten Stiefvaters der abbildenden Bildproduzentin bestimmt. Im Kontrast

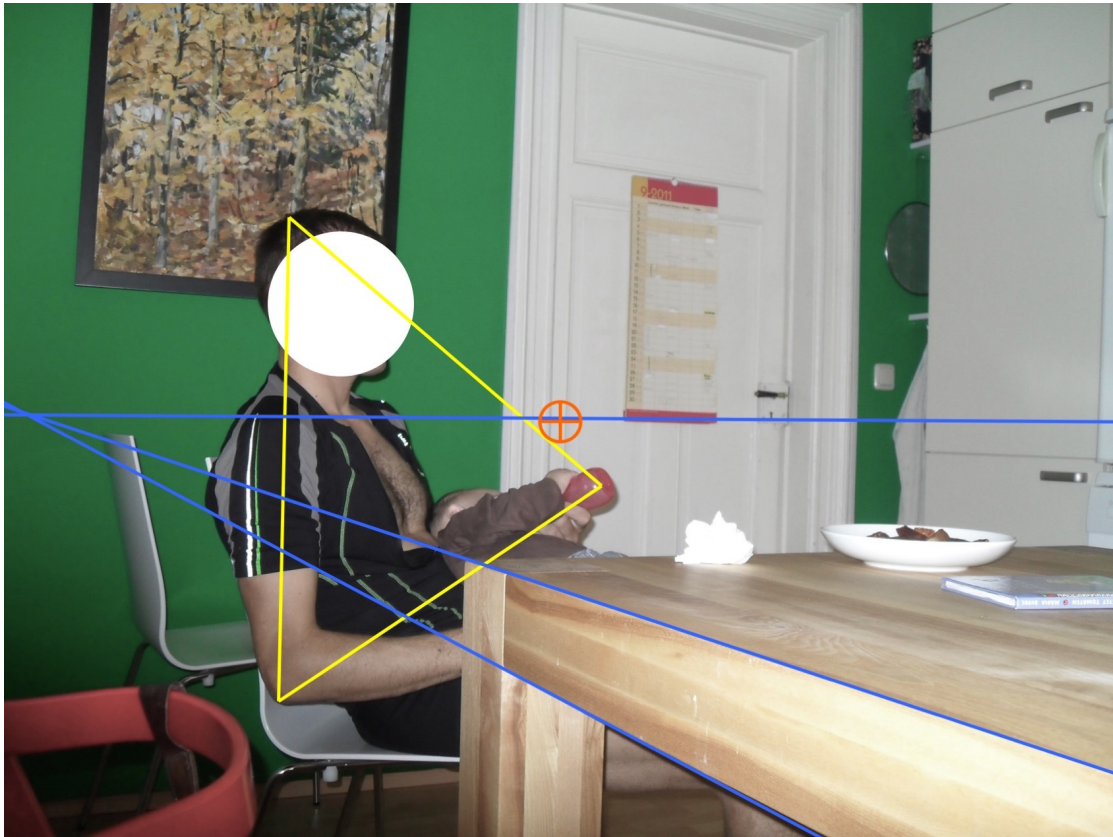


Abbildung 11.2: Foto, (sozialer) Vater Jan mit Sohn, Familie BFF3

hierzu steht das Bilddokument der Mutter und Schwester.

Bildanalyse Fotografie der Mutter und Schwester (Foto SDC11095)

Auf der Ebene der *vor-ikonografischen Interpretation* als Teil der *formulierenden Interpretation* sind im Vordergrund der Bildes 11.3 (S. 208) zwei Personen, unmittelbar beieinander an der Längsseite eines aus Holz gefertigten Tisches sitzend, erkennbar: eine erwachsene Frau und ein auf ihrem Schoß sitzendes Kind. Aus dem Kontextwissen der Interviews ist bekannt, dass es sich bei der abgebildeten Frau um die Mutter der abbildenden Bildproduzentin, Kirsten, handelt. Das Kind auf ihrem Schoß ist ihre zweijährige Tochter resp. die (Halb-)Schwester der fotografierenden Jasmin. Bei der Kleidung von Mutter und Kind han-

delt es um in schlichter Optik gehaltene und aus Baumwolle/Jersey bestehende Oberteile. Während die Mutter einen Grauton trägt, ist ihre Tochter mit einem für die Altersgruppe stereotyp erwartbaren rosafarbenen Sweatshirt bekleidet. Kirsten trägt unprätentiöse Ohrringe in gebürsteter Silberoptik und eine teilgerahmte Korrekturbrille. Im Bildhintergrund ist ein für eine Küche typisches Möbiliar abgebildet: vor einer Wand aus schlichten weißen Fliesen hängen ebenfalls weiß und einfach gehaltene Hängeschränke mit Türgriffen aus Edelstahl. Zu sehen sind ferner Teile eines Geschirrabtropfers, eine Espressomaschine sowie die dazugehörige Mahlmaschine, rechts im Bild angeschnitten ein Elektroherd mit Edelstahlverblendung sowie analog zum Tisch eine ebenfalls hölzerne Arbeitsplatte. Der Raum ist von künstlichem Licht erhellt.

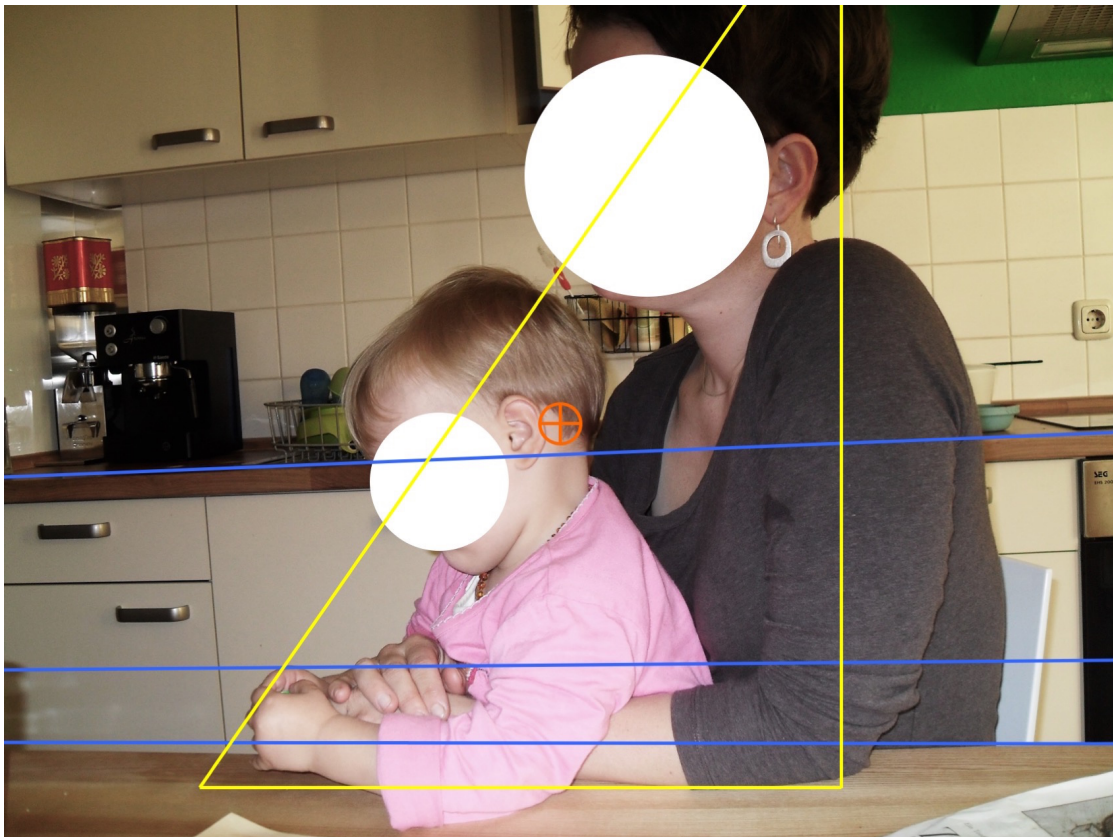


Abbildung 11.3: Foto, Mutter Kirsten mit Tochter, Familie BFF3

Beide abgebildeten Personen fokussieren nicht die Kamera und damit die abbildende Bildproduzentin. Der Blick der Mutter ist auf das Geschehen außerhalb des Bildes in linker Richtung

gerichtet. Ihre Mimik zeigt keine eindeutig identifizierbaren emotionalen Regungen wie Freude, Ärger o.ä. Der geschlossene Mund deutet darauf hin, dass sie im Moment der Aufnahme schweigt. Sie wird in einer konzentrierten und aufnahmebereiten Haltung gezeigt. Die auf ihrem Schoß sitzende Tochter scheint im „Selbstengagement“ vertieft, auf ihre Hände blickend, während sie von ihrer Mutter Kirsten mit beiden Armen und durch beide Hände vor ihrem Oberkörper umschlossen wird. Die Szene wirkt ruhend und kaum dynamisch.

Auf der *ikonographischen* Ebene lässt sich die abgebildete Szene in ihrer Handlung nur schwer bestimmen. Erkennbar ist eine körperlich eng verbundene Mutter-Tochter-Interaktion. Der Fokus der Aufmerksamkeit der Mutter ist jedoch auf etwas Drittes außerhalb der Abbildung gerichtet. Tochter und Mutter teilen diesen Fokus zum Zeitpunkt der Aufnahme nicht. Die Körperhaltung beider abgebildeten Personen lässt auf eine wartende, verharrende Handlung schließen. Beide inszenieren sich nicht erkennbar für die Aufnahme durch die fotografierende Tochter und Schwester, die ihnen offenbar direkt gegenüber sitzt. Sie erscheinen in diesem Moment vielmehr 'höflich gleichgültig', d.h. die Anwesenheit der abbildenden Bildproduzentin ist wahrnehmbar und bekannt, jedoch zieht diese nicht die Aufmerksamkeit auf sich. Die Fotografie kann als Dokument einer Alltagsszene dieser Teilfamilie der aktiv multilokal lebenden Jasmin gelesen werden.

Mit Blick auf die *formale Komposition* des Bildes als Teil der *reflektierenden Interpretation* lässt sich hinsichtlich der *Perspektivität* festhalten, dass das Bild in Schrägperspektive mit einem außerhalb des Bildes liegenden Fluchtpunkt arrangiert wurde. Die Horizontallinie befindet sich auf Ebene des Oberkörpers des abgebildeten Kindes und parallel zum Unterarm der Mutter, nahe des Bildmittelpunkts, in dem sich der Kopf der Schwester der abbildenden Bildproduzentin befindet. Jasmin rückt damit Mutter und Schwester in das perspektivische und planimetrische Zentrum des Bildes. Die *szenische Choreographie* des Bildes deckt sich mit der planimetrisch und perspektivisch fokussierten Mutter-Tochter-Dyade, die als Kernszenerie im Bildarrangement positioniert wurde. Beide abgebildeten Personen sitzen eng beieinander, das Kind umschlossen durch die Arme der Mutter – quasi gesichert – auf deren Schoß. Die Abbildung verweist trotz ihrer Fokussierung auf Mutter und Schwester der Fotografin durch den Anschnitt der abgebildeten Personen im Profil auf das außerhalb des Bildausschnittes, aber offenbar im gleichen Raum liegende Geschehen, ohne dieses einzufangen.

Inklusion und Marginalisierung als Teil personeller Schließungspolitiken – Evidenzen formaler Bildkomposition und Homologien zum Orientierungsrahmen des Interviews, der Netzwerkkarte und der Gruppendiskussion

Beide Fotografien, so wird mit der Kontextualisierung beider Bilder im Gesamtkorpus der Fotografien deutlich, sind im selben Raum aufgenommen, in der Küche des Haushalts der Mutter und ihres Partners. Über den Timecode der digitalen Dateien lässt sich rekonstruieren, dass diese im zeitlichen Abstand von fünf Minuten entstanden – zunächst die Fotografie von Mutter und Schwester, gefolgt von der des Stiefvaters und Bruders. Beide Dokumente zusammen betrachtet (vgl. Abb. 11.4, S. 211) ermöglichen eine Präzisierung der *ikonografischen Bestimmung* der Szene: die abgebildeten Accessoires, Einrichtungsgegenstände und Personen zeigen die passiv multilokal lebenden Mitglieder eines Teils der Familie der Bildproduzentin am Ort der Mutter und ihres Partners. Wenngleich das für diesen Haushalt relevante 'Personal' vollständig abgebildet wurde, setzt die fotografierende, aktiv multilokal lebende Jasmin über die fotografische Zweiteilung ein und derselben sozialen Situation hinaus perspektivisch, planimetrisch und die szenische Choreographie betreffend Akzente und offenbart hierüber homolog zu den Positionierungen der Personen in der Netzwerkkarte (vgl. Abb. 11.1, S. 204) und den Beschreibungen des Interviews (vgl. Abb. 11.3.3, S. 203) ihre Orientierung an einer personellen Eingrenzung ihrer Familie auf die leiblichen Eltern und Geschwister. Obwohl durchaus möglich, wird der Partner der Mutter auf keine der Fotografien spezifisch fokussiert oder die Mutter mit ihm zusammen in Interaktion festgehalten. Die zeitlich folgenden Bilddokumente zeigen ausschließlich und dicht Interaktionen von Mutter und Schwester – etwa bei der gemeinsamen Zubereitung von Essen oder beim Lesen eines Kinderbuches, jeweils in der Küche und aus gleicher Perspektive. Die Fotografien erlangen hierüber Evidenzcharakter, d.h., sie haben einen analytischen Eigenwert, verweisen auf den Orientierungsrahmen der bildproduzierenden Bildproduzentin und bieten Zugang zu Deutungen über das Verbalisierbare hinaus.

„Mit szenischer Choreographie“, so schreiben Przyborski/Wohlrab-Sahr (2014: 328f.), „ist die Positionierung der Figuren, der einzelnen Bildentitäten zueinander gemeint und das, was in diesem Verhältnis zum Ausdruck kommt. Auf diese Weise können Zugehörigkeiten und Zusammengehörigkeiten von Personen als Gruppen (...) rekonstruiert werden.“ In Zusammenschau mit der Planimetrie und perspektivischen Komposition der Bilder ermöglicht sie die Rekonstruktion von Nähe und Distanz der abgebildeten Personen zur Fotografin, markiert



(a) Foto SDC11180

(b) Foto SDC11095

Abbildung 11.4: Fotodokumentation, aktiv multilokale Tochter Jasmin, Familie BFF3

deren Marginalisierungen und die herausgehobene Stellung – kurzum „Beziehungskonstellationen oder soziale Gefüge“, wie die beiden Autorinnen betonen (ebd.). Mithin scheint in dieser Bildpraxis Jasmins Orientierung an familialer Identität auf als exklusives Ensemble von Personen, das ob der getrennten Wohnstandorte zwangsweise fotografisch geteilt dokumentiert wird, jedoch gleichsam über beide Standorte hinweg in seiner Fokussierung eine deutliche Konturierung erfährt. Diese Politiken des Ein- und Ausschlusses und damit Praktiken des *Displaying Family* lassen sich in ganz ähnlicher Weise für die anderen Familien der vorliegenden Studie, in denen leibliche Eltern neu verpartnert sind, rekonstruieren.

Für die Aktualisierung familialen Zusammenhalts und die Bestimmung als Gruppe spielen Rituale mit einem gewissen symbolischen Überschuss eine bedeutsame Rolle. Darüber hinaus kommt der Art und Weise alltäglicher und damit gewohnheitsmäßiger Verrichtungen Bedeutung zu. Weitere Anhaltspunkte für die beschriebenen Identitätspolitiken bieten zu den in den Netzwerkkarten und Interviews der Kinder aufscheinenden Orientierungsrahmen die gemeinsam von Kindern und Eltern an den Wohnstandorten geführten Gruppendiskussionen. Begreift man Familie als einen fortlaufenden kommunikativen Prozess und familiale Identität als auf vielfältig anschlussfähige Kommunikationsmöglichkeiten gegründet, wie dies Angela Keppler (1994) bereits vorschlagen hat, kann die Analyse der Gruppendiskussionen mit den untersuchten Familien als Schlüssel für die Rekonstruktion familialer Vergemeinschaftung dienen. Wenngleich in der vorliegenden Studie nicht systematisch analysiert, bieten der Blick über die formalen Gemeinsamkeiten oder Unterschiede in den Kommunikations-

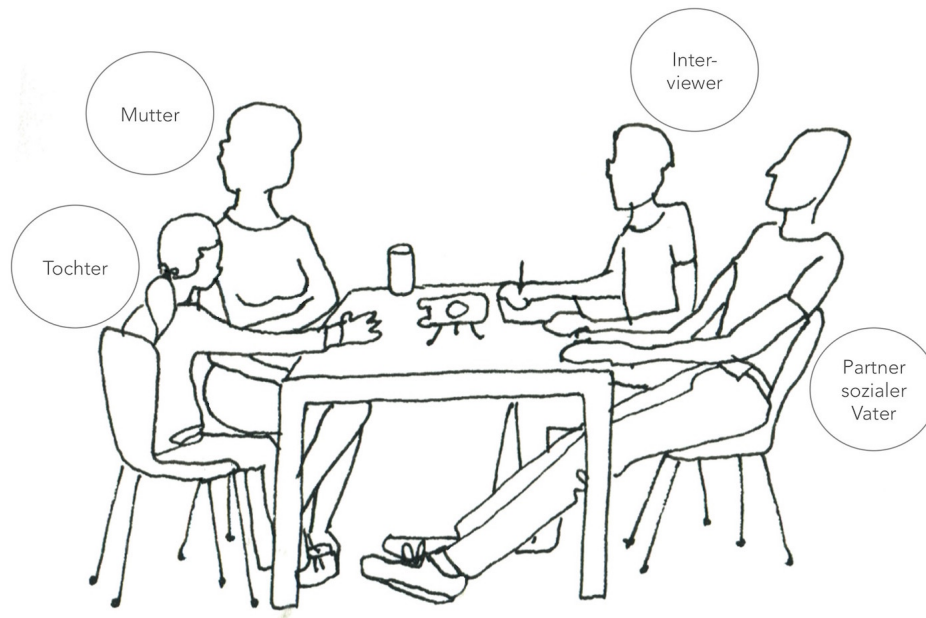


Abbildung 11.5: Skizze, Setting und (Selbst-)Positionierung der Personen während der Gruppendiskussion, Familie BFF3 (Zeichnung: Grit Koalick, www.visuranto.de)

prozessen, die selektiven diskursiven Bezugnahmen der GesprächsteilnehmerInnen über die eigentlichen Gesprächsinhalte hinaus, die räumlichen Positionierungen der Familienmitglieder zu Tisch sowie Körperhaltungen Indizien für die Lagerung der sozialen Gefüge und Vergemeinschaftungspraktiken, weshalb diese kurz in Augenschein genommen werden, um deren potenziellen Erkenntnisgewinn zu illustrieren. Als ein Aspekt nonverbaler Kommunikation ist die zu- oder abgewandte, offene oder verschlossene Körperhaltung, die Stellung von Beinen, Armen usw. nicht ohne Bedeutung, sondern interpretationsbedürftig, wird durch den/die Gegenüber für die Ausdeutung der Situation herangezogen und erlangt in der Konsequenz Relevanz für die folgenden Handlungen – im Fall des Familiengesprächs zu Tisch beispielsweise für die Adressierung von Redebeiträgen. Sie bilden Stimuli für Handlungsfolgen in der unmittelbaren Situation und können gleichsam als Seismograph für die (in zeitlicher Hinsicht wechselvolle) Verfassung der Familie als soziale Gemeinschaft interpretiert werden. So zeigt

sich wiederum am Beispiel des Haushalts von Jasmins Mutter der Familie BFF3, dass die freie und von der Diskussionsleitung unabhängigen Platzierung der Mitglieder strukturelle Parallelen zu den Fokussierungen und Positionierungen der selben Personen in den Bild-dokumenten und Netzwerkkarten von Kindern und Erwachsenen aufweisen. Die Skizze in Abbildung 11.5 (S. 212) rekonstruiert retrospektiv das Setting der Diskussionsrunde und dominante (Selbst-)Positionierungen der Teilnehmenden⁴. An der linken Längsseite des Küchentischs sitzen die Mutter Kirsten und Tochter Jasmin, letztere mit dem Oberkörper leicht eingedreht zu der links von ihr sitzenden Mutter, die ihrerseits bemüht war um eine Balance zwischen Zuwendung zum Interviewer, dem diagonal gegenüber positionierten Partner Jan und zur rechts von ihr sitzenden Tochter Jasmin. Diese Beobachtung deckt sich mit ihrer im (Netzwerk-)Interview zutage getretenen vermittelnden Rolle zwischen monolokaler Haushaltsgemeinschaft und an beiden familialen Orten abwechselnd lebender Tochter. Der Jasmin direkt gegenüber sitzende Partner der Mutter und Stiefvater, Jan, nimmt vorzugsweise eine auf den ersten Blick legere Haltung ein. Neben der Erfüllung von Bequemlichkeitsbedürfnisse bietet sie gleichsam *Raum* für Distanzierungen – sowohl physisch durch die Vergrößerung des Abstandes zur Tischplatte, zumindest zweitweise um etwa eine Armlänge, und im übertragenen Sinn als soziale sowie emotionale Distanzierung von dem gegenüber sitzenden Kind und der zum aktuellen Zeitpunkt formierten Tischgemeinschaft als solcher. Diese Deutung der physisch-räumlichen Verortung in Verknüpfung mit der sozialen lässt sich mit der von ihm erstellten Netzwerkkarte validieren (vgl. Abb. 11.6, S. 214).

Der Blick auf Jans Netzwerkkarte offenbart dessen Orientierung an Familie als zuvorderst monolokal verfasster Einheit, bestehend aus seiner Partnerin und Jasmins Mutter, Kirsten (Nr. 1), und den beiden gemeinsamen Kindern, der Tochter (Nr. 2) und dem Sohn (Nr. 3), die durch ihn trotz durchaus auch unterschiedlicher Einschätzungen der Beziehungsqualitäten nahe dem Zentrum – und damit seiner selbst – mit Abstufungen als *sehr wichtig* eingestuft wurden. Weit abgeschlagen verortet er die Tochter der Partnerin, die durch ihn vielmehr als regelmäßig wiederkehrendes Haushaltsmitglied denn als Familienmitglied gedeutet wird, wie die Begleitkommentierung zur Netzwerkezeichnung verdeutlichen kann:

„so; (.) jetzt kommt noch die Jasmin, (2) die:: (2) ((atmet kurz stoßhaft aus)) (2) mir,

⁴Da eine Foto- oder gar Videodokumentation des Settings weder forschungspraktisch möglich noch vor dem Hintergrund des an die Familien ohnehin bereits umfangreich angelegten methodischen Programms angezeigt war, wurde diese Zeichnung zurückblickend auf der Grundlage eigener Skizzen und Notizen gefertigt. Hierfür wurden markante Haltungen durch den Autor der Studie abwechselnd nachgestellt und durch eine Grafikerin in Grundzügen pointiert illustriert.

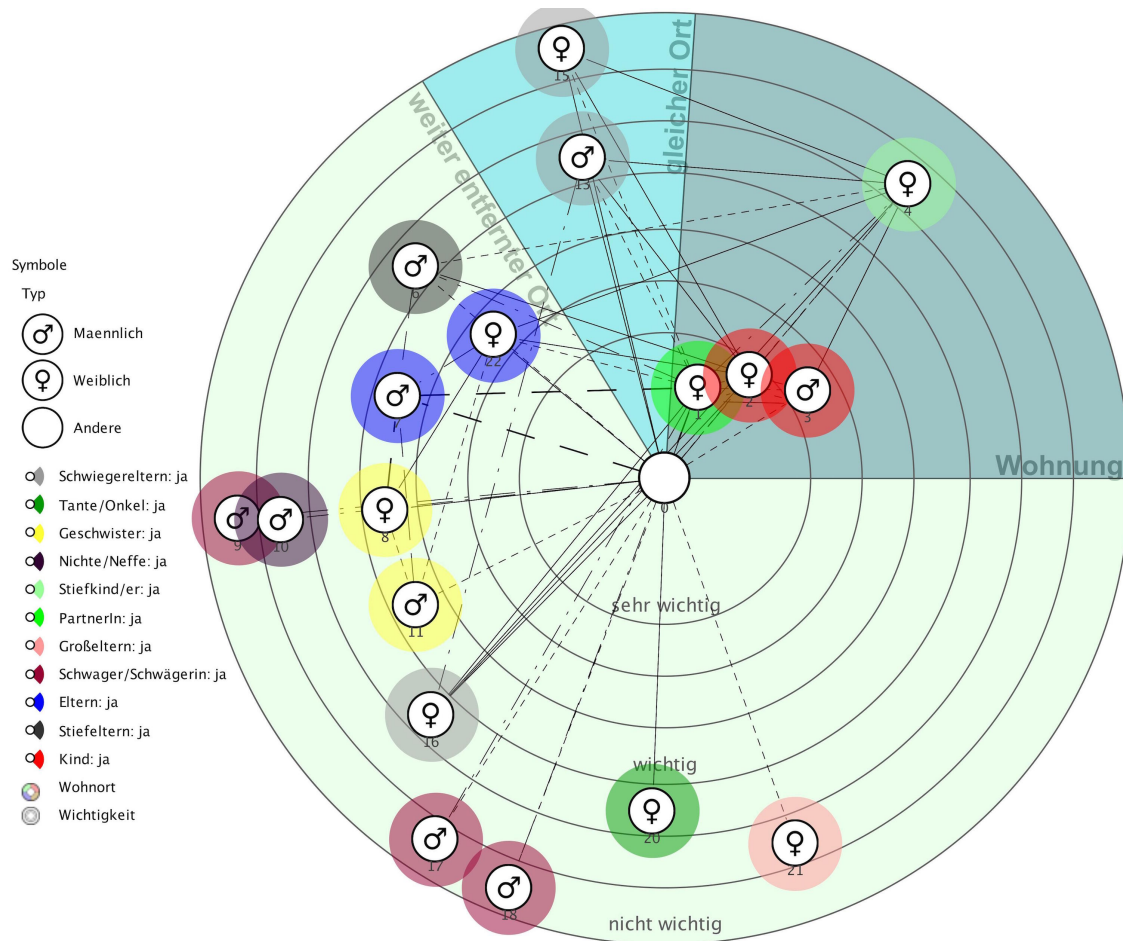


Abbildung 11.6: Netzwerkkarte, (sozialer) Vater Jan, Familie BFF3

(1.5) die mir persönlich, (-) NICHT sehr nahe steht; (8) ähm; (-) aber auch mit bei uns im HAUSHalt wohnt; (.) zumindest ZEITweise ne? ((...)) tja mit der Jasmin, (—) das ist schwer so von der distanz [zu den eigenen Kindern] zu unterscheiden (3) wenn ich jetzt überlege (5) ja;; (1) was ist jetzt der unterschied zwischen (5) zwischen (2) ich würde sagen berührt mich nicht; (.) betrifft mich nicht und (1.5) geFÄLLT mir nicht ((...)) es ist leider doch so dass das unerfreuliche leider doch ein bisschen überwiegt ((...)) weil es doch einfach so wenn ich mir überlege so (-) ich komme nach hause und weiß die is DA, (.) ich sehe die (-) dann ist es häufiger schon eher dass ich mich eher NICHT so drüber freue; und eher positiv überRASCHT bin; (-) wenn es doch nett ist; ((...)) sie äußert viel unzufriedenheit wenn sie hier ist; ((...)) das (.) äh (1) löst dann bei mir auch eher negative gefühle aus ne?“

(Jan, sozialer Vater, Familie BFF3, Netzwerkinterview, 00:19:00ff.)

Der Eintrag der Tochter der Partnerin in die Netzwerkkarte scheint für den Interviewten offenkundig mit einiger Mühe verbunden zu sein. Pausen und nicht-sprachliche Äußerungen wie das stoßhafte Ausatmen deuten die Suchbewegung nach einer Antwort auf die Frage nach Jasmins Stellung in seinem Familiengefüge an und münden resümierend in der Feststellung, dass sie ihm „persönlich NICHT sehr nahe steht“. Verknüpft wird diese Einschätzung mit der Tatsache, dass sie – mit zeitlicher Einschränkung – Teil der Haushaltsgemeinschaft ist. Hier deutet sich eine Differenzierung zwischen BewohnerInnen einer Wohneinheit und einer familialen Gemeinschaft an – die Frage nach letzterer war Ausgangspunkt für die Frage danach, an wen der Interviewte denkt, wenn er an seine Familie denkt – dem Namensgenerator für die Netzwerkkarte. Positiver Gegenhorizont für die Bestimmung von Familie scheint die Äquivalenz von Haushalts- und Familiengemeinschaft. Mit Blick auf die Tochter seiner Partnerin fällt diese auseinander. Neben der Kontakthäufigkeit zu Personen nennt Jan eingangs des Interviews ferner die emotionale Verbundenheit und die Einschätzung von deren „Relevanz“ als Aufgreifkriterien für den Einbezug in die Netzwerkkarte und damit die Deutung der Zugehörigkeit in ihren Abstufungen zwischen Höchstrelevanz und Marginalisierung. Zur emotionalen Distanz – „berührt mich nicht“ – hinzu kommen weitere Aspekte, die für die subjektive Eingrenzung von Familie Bedeutsamkeit erlangen: ein Gefühl der Zuständigkeit für die Sorge um das Kind – „betrifft mich nicht“ – und die Qualität der Beziehung – „gefällt mir nicht“. Beide Faktoren werden durch den Interviewten knapp elaboriert und begründet. Eine solche Fundierung der Definition von Familie auf der Grundlage einer Unterscheidung zwischen Haushalts- und Familiengemeinschaft findet sich mit unterschiedlicher Ausprägung auch bei anderen erwachsenen Befragten der Untersuchung. Anders als die mehrörtige Optik der Kinder auf *ihre* familiale Gemeinschaft präferiert die Sicht der passiv multilokal lebenden Eltern und deren PartnerInnen ausnahmslos eine monolokale Orientierung. Den leiblichen Eltern der rhythmisch zwischen zwei Wohnstandorten der Familien pendelnden Kinder kommt hierbei jedoch eine besondere Rolle zu. Sie sehen sich zur Vermittlung zwischen den als Hybride beider Familienorte interpretierbaren Kindern und der zeitlich-räumlich kontinuierlichen Familiengemeinschaft verpflichtet. Einerseits gilt es, die Integrität der ortsgebundenen sozialen Ordnungen, Praktiken und damit gruppenbezogenen Identitäten zu sichern und andererseits gilt es, die hinzukommenden und sich räumlich wieder entfernenden Haushaltsmitglieder zu integrieren sowie Zugehörigkeit zu reaktualisieren. Dieses Spannungsmoment scheint kaum zufriedenstellend zu lösen zu sein, wie mit den Beschreibungen der „Familien 4+1“ und Be-

fürchtungen einer Desintegration, gefasst mit dem Bild des „dritten Rad am Wagen“, bereits versucht wurde zu verdeutlichen (vgl. 11.1, S. 171ff.). Illustriert wird dieser Umstand auch in der Netzwerkkarte von Jasmins Mutter Kirsten (Abb. 11.7, S. 216).

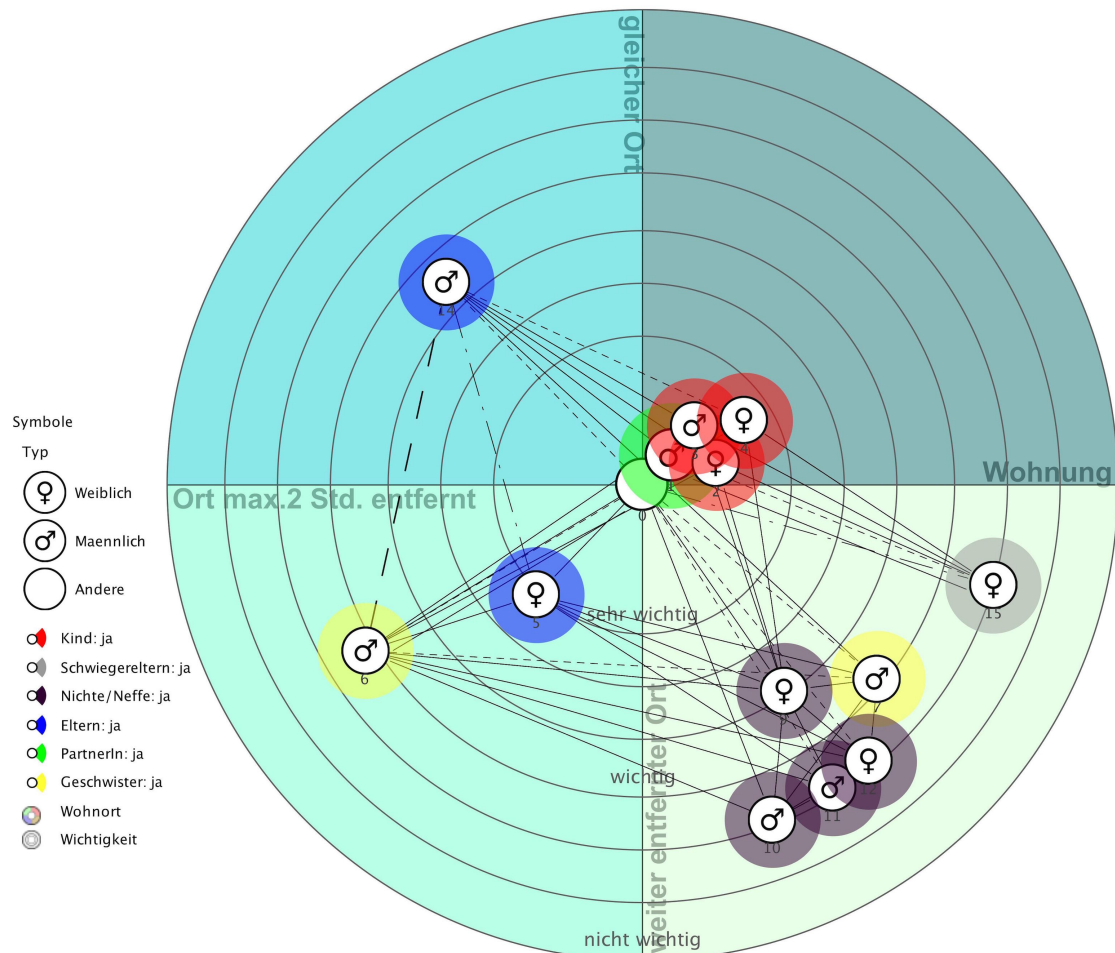


Abbildung 11.7: Netzwerkkarte, Mutter Kirsten, Familie BFF3

Als zentrales Kriterium für den Einbezug von Personen in die Netzwerkkarte benannte die interviewte Mutter wechselseitige emotionale Bindungen und Solidarität. So wurden Personen in der Netzwerkkarte verortet, die „mir ein Rückhalt sind oder denen ich ein Rückhalt bin ((...)) die mich stützen ((...)) nicht finanziell oder so; (.) mehr emotional“ (Netzwerkinterview, 00:05:19ff.). Wie auch bei ihrem Partner Jan werden die monokal wohnenden Haushaltsmitglieder dem Zentrum der Karte und damit der Interviewten näher positioniert:

unmittelbar angrenzend ihr Partner Jan (Nr. 1), gefolgt von den beiden gemeinsamen Kindern (Nr. 2, 3) und – wenngleich als *sehr wichtig* eingestuft – mit etwas Abstand die aktiv multilokal lebende Tochter Jasmin. Der Bitte des Interviewers folgend, ihre Einträge im Sinne eines „Think Aloud“, d.h. eines lauten Denkens zu explizieren, unterfüttert Kirsten ihre Positionierung nachholend. Sie legt weniger ihren absolvierten Gedankengang offen, sondern begründet vielmehr die im Vergleich distanziertere Verortung der Tochter, die mehr *Ergänzung* des Familienensembles denn *Verlust auf Zeit* zu sein scheint:

„die ist ein BISSCHEN weiter weg, aus mehreren Gründen; (.) weil sie halt nicht so oft DA ist, (.) ist nur die Hälfte der Zeit hier, (.) und ist damit (2) ((atmen tief ein)) ja: nur so ein TEILZEITHaushaltsmitglied, (.) dann ist sie ja schon DEUTLICH größer und dann ist es so: dass ((atmet tief ein)) (2) ja meine Interaktionen mit ihr deutlich (.) SCHWIERIGER sind mit ihr; ((...)) das rückt sie auch ein wenig weg ((...)) sie ist in der Tat auch ein bisschen weniger wichtig; (.) das ist politisch nicht ganz korrekt (.) es ist doch so ein Dogma dass man seine Kinder alle gleich LIEB haben soll und WICHTIG (.) nehmen;“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Netzwerkinterview, 00:17:55ff.)

Wenngleich als „politisch nicht ganz korrekt“ gerahmt und damit mit einem gesellschaftlich formulierten Imperativ der Gleichbehandlung der eigenen Kinder und einem für die ProtagonistInnen des Samples gleichermaßen für die beiden Haushalte und deren Akteurinnen und Akteure geltenden Egalitätsgebot im Widerspruch stehend, führt die Interviewte legitimierende Gründe an, die eine emotionale und soziale Distanzierung rechtfertigen sollen. Während das für das Alter der Tochter offenbar übliche höhere Maß an Autonomieansprüchen und gleichzeitig der geringere Sorgaufwand kaum legitimationsbedürftig erscheinen, stehen persönliche Differenzen – „die Interaktionen mit ihr sind deutlich schwieriger“ – quer zu gesellschaftlichen Leitbildern der Mutter als bedingungslos liebende. Ferner bricht die „Teilzeithaushaltsmitgliedschaft“ der Tochter mit kulturell geprägten Zeiterwartungen und Normalvorstellungen von Familie als monolokaler Haushaltsgemeinschaft. Insbesondere vor dem Hintergrund, dass das multilokale Wohnarrangement nicht eines von Jasmin selbst gewähltes ist, sondern vielmehr Konsequenz der Trennungsentscheidung der Eltern, wird dieser antizipierte Tabubruch nachvollziehbar. Die zeitlich fragmentierte Anwesenheit und Halbierung der gemeinsam geteilten Zeit im Haushalt der Mutter und damit im Alltag der Familie sowie folglich das An- und Abschwelen der Haushaltsgemeinschaft bleibt offenkundig nicht folgenlos für die Feststellung von Zugehörigkeit zur sozialen Gemeinschaft der Familie. Das „Dogma“ egalitärer Liebe und Zuneigung wird von der interviewten Mutter nicht gänzlich

zurückgewiesen, jedoch in seiner Realisierungschance abgeschwächt. Pointiert zum Ausdruck gebracht mit dem Terminus der *Haushaltsmitgliedschaft in Teilzeit* offenbart sich, dass die regelmäßige Halbierung der gemeinsam geteilten physisch kopräsenten Zeit und hiernach eine (als illegitim vermutete) soziale Differenzierung zwischen Voll- und Teilzeitmitgliedschaft nicht als legitime Grundlage für ihre Verortung ausscheidet. Wenngleich diese Argumentation durch die anderen interviewten Erwachsenen in dieser Deutlichkeit nicht dargeboten wird, lassen sich latente vergleichbare Orientierungen in deren Netzwerkkarten sowie Beschreibungen und Erzählungen der Interviewmaterialien erkennen – verknüpft mit einer gewissen Ratlosigkeit gegenüber dieser Selbstbeobachtung und, wie im Falle von Jasmins Vater, Anzeichen von Zweifel und Verdachtsmomenten einer (perspektivischen) Benachteiligung der aktiv multilokal lebenden Kinder. Mit der veränderten personellen Zusammensetzung gehen unterschiedliche Konzeptualisierungen des kollektiven Selbst einher. „Wir sind dann eher eine Familie von vier plus eins“ addiert Kerstin, Mutter der Familie BFF3, personell ihre monolokale Haushaltsgemeinschaft (Netzwerkinterview, Z60). Wenngleich das wiederkehrende Anschwellen der monolokalen Familie mit Änderungen der zeitlich-räumlichen Rhythmen einhergeht, stabilisieren sich die Familienkerne über die Kontinuierung von lokalen Ordnungen. Insofern gefährden die regelmäßig pendelnden Kinder diese nicht. Vielmehr modifizieren sie diese zeitlich auf die Anwesenheit begrenzt. Diese Anpassungen der monolokalen Familien werden mit der Abwesenheit aufgelöst und erfahren mit der Wiederkehr eine Erneuerung. Im Gedanken der *Syntheseleistung* und des *Spacings* als Raumkonstituenten von Löw (2001) bereits angelegt, lässt sich die in den empirischen Materialien aufscheinende räumlich-territoriale Eingrenzung der monolokalen – bzw. im Falle der Kinder der raumübergreifenden – Gemeinschaft als durch relationale Platzierungen und Zusammenfassungen von Mitgliedern des Ensembles gespeist denken.

11.3.4 Materielle Schließung: Politiken der Dinge

Räume besitzen für sich genommen keine Materialität im Sinne eines physischen Substrats, argumentiert Martina Löw (2001: 228f.) in ihrer *Raumsoziologie*. Vielmehr sei die primär symbolische Verknüpfung der materiellen Dingwelt und soziale Güter in Relation zueinander konstitutiv für Räume. Die „Dingwelt“, so schreibt Bosch (2011: 40f.), „bietet Möglichkeiten zur symbolischen Gestaltung des Gemeinschaftslebens, sie strukturieren gemeinsame Praktiken und symbolisieren gemeinsame Denkwelten. Sie machen jede/n auf den ersten Blick durch seine äußere Gestaltung, seinen persönlichen Besitz und seine Handhabung der Dinge

als Mitglied der eigenen oder einer fremden Gruppe erkennbar und erfüllen damit eine wichtige Orientierungsfunktion im Alltagsleben. Die Dingwelt dient der sozialen Inklusion und Exklusion, der symbolischen Scheidung und Grenzziehung – und damit der Selbstdefinition, der Entstehung und der Sichtbarkeit einer sozialen Gruppe.“ Die Foto- und Interviewmaterialien der vorliegenden Untersuchung bieten Grund zur Annahme, dass den Platzierungen und Verknüpfungen materieller Dinge zu räumlichen Arrangements sowie deren Beschaffenheit für die Herstellung sowie das *Displaying* eines Familienzusammenhangs und damit für familiäre Identitätskonstruktionen große Bedeutung zukommt. Territorialisierungen der (Teil-)Familien und ihre Bestimmungen als Orte des Familialen eigener Art umfassen eine materielle Dimension und gehen einher mit entsprechenden Schließungspraktiken, die Ausdruck finden in einer jeweils für die Wohnstandorte typischen Ausstattung mit Gütern sowie deren räumlicher Verortung. Zweifelsohne dienen die unterschiedlichen Konsumpraktiken und -kulturen der familialen Identifikation mit einem bestimmten sozialen Feld. Gleichzeitig fungieren sie jedoch auch als Marker der Differenzbehauptung zum anderen Ort, werden entsprechend im Binnendiskurs der Familien thematisiert und bieten den pendelnden Kindern Deutungshintergründe für beide Wohnstandorte. Drei Phänomenkreise lassen sich aus den empirischen Daten herauschälen, die im Folgenden dargestellt werden sollen: (1) Dinge fungieren als Medien zur Selbst- und Fremdwahrnehmung und damit zur Distinktion sozialer Gruppen, (2) Objekte dienen der Überbrückung getrennter Lebenswelten und damit der Herstellung von Anwesenheiten in Abwesenheit und (3) die mehrörtigen Wohnarrangements erzwingen eine Neubestimmung von Besitz- und Eigentumsverhältnissen an Objekten und Gütern.

Die materielle Dimension der Zwei-Welten-These: Dingwelt als Medium der Selbst- und Fremdwahrnehmung

Die Menschen umgebenden Objekte sind nicht den (kulturell gebundenen) Deutungen vorgelagerte Materie, sondern erlangen Bedeutung durch symbolische Zuschreibungs- und Aneignungspraktiken ihrer Besitzer. Ihnen kann mindestens eine doppelte Funktion unterstellt werden, wie dies Habermas (1996: 5) tut: sie sind bedeutungsgebend für deren Eigner und andere sowie Requisite zur Selbst- und Fremddarstellung. Der Wohnraum ist „Schaufenster der Seele (...) und Teil des Selbst“ (Weichhart: 2009: 5). Das empirische Material zeigt, dass Objekte im Wohnraum, etwa Mobiliar, Lampen, Kunstobjekte, Unterhaltungselektronik, Bodenbeläge, Tapeten usw. in unterschiedlicher Ausführung und Beschaffenheit in je spezifischer Weise zu Ortstypiken zusammengeführt werden und Unterscheidungen sowie Distinktionsbewegungen zwischen den (Teil-)Familien ermöglichen. Auch folgt der Konsum innerhalb der Teil-Familien pädagogischen Ansprüchen. So lassen sich unterschiedliche Konsumkulturen beobachten, verknüpft mit *erzieherischen Konsumpraktiken*, die ihrerseits als Distinktionsressource zum jeweils anderen Ort herangezogen werden können bzw. Differenzen zwischen den Haushalten für die Kinder erfahrbar machen bzw. differenzielle Praktiken erzwingen. Anhaltspunkte hierfür bieten die Produktauswahl bestimmende ethische und ökologische Standards der Warenproduktion und Konsumtion – etwa die Fundierung des Kaufs von Lebensmitteln, Kleidung und Energie durch Zertifikate wie *Bio* oder *Fair Trade* bzw. im Kontrast hierzu, deren Irrelevanz für Kaufentscheidungen. Dieser Umstand stellt für sich keine Besonderheit multilokaler Familienarrangements dar. Vielmehr ist die Herstellung und das Anzeigen von Individualität durch Konsum trotz aller Uniformität der Warenangebote ein Massenphänomen von Gegenwartsgesellschaften. Das Spezifikum der hier untersuchten Familien hingegen ist, dass die Kinder dieser Arrangements regelmäßig mit zweierlei materiell fundierten *Identifikationsangeboten* konfrontiert sind, die gleichberechtigt nebeneinander existieren (müssen) und gleichermaßen differenziellen Identitätsbehauptungen folgen. Die übliche monolokale Gestaltungspraxis – wir kreieren einen privaten Ort in Abgrenzung zur öffentlichen Sphäre nach unseren Vorstellungen und als Ausdruck unseres (kollektiven) Selbst – erstreckt sich für die aktiv multilokal lebenden Kinder auf zwei Orte, an denen die monolokalen Haushaltsgemeinschaften in gewissem Rahmen Deutungshoheit über die dominanten Grundzüge der räumlich-ästhetischen Ausgestaltung beanspruchen und sich hierüber (auch vom anderen Ort) abzuheben suchen – hierzu noch einmal das Zitat aus dem Netzwerkinterview mit

Jasmin, Familie BFF3: „Die beiden Familien sind halt genauso wie die Wohnungen total unterschiedlich“ (Z85). Diese knappe Differenzfeststellung wird im begleitenden Interview zur Erstellung der ego-zentrierten Netzwerkkarte auf ihre materielle Grundlage hin elaboriert:

I: deine familie (1) wohnt ja an ZWEI orten ne? (.) oder DU:

JA: JA-

I: du bist hier und dort (.) jetzt nicht mehr SO weit weg, (.) ein bisschen näher dran; (.) bei Zacharias beziehungsweise Silvia und der Anouk (.) jetzt ist das hier in der Netzwerkkarte EIN tortenstück wohnung

JA: hm:

I: versteht du das eigentlich auch als EINS oder sind das zwei sachen die man für sich[

JA: eigentlich sind [es ZWEI sachen;

I: [angucken müsste; (-) mhm (1) wie kann ich das verSTEHEN? (-) ich kenne das ja nicht; (-) ich wohne ja nur an einem ort; (-) warum zwei? (-)

JA: es ist bei papa GANZ anders als hier;

I: mhm

JA: die EINrichtung als auch (—) die LEUTE die dort sind und wie ich mich mit den aus dem haus verstehe (2) ((...))

I: ist ja hier noch neu; (1) und du meintest es gäbe eine andere einrichtung? (-) hier sieht es ja schön aus (-) hast du dir das mit rausgesucht?

JA: den TISCH, (.) DAS teil und das bett (.) ja, (.) ich habe mir eigentlich alles RAUSgesucht; (2) ich hatte früher diese vorhänge und mama hat dann diese noch dazu gekauft;

I: aha; (1) und was ist dann bei Zacharias und Silvia so anders?

JA: naja: (.) das sind halt (-) bei papa ist es halt so (.) das ist alles viel HOLZfarbener; (.) hier ist alles viel FARBIGER (.) weil papa die sachen meist SELBER baut;

I: okay;

JA: bei papa liegen außerdem keine TEPPICHE rum (1) das ist alles ein bisschen (-) naja ((lacht kurz auf)) älter;

I: mhm;

JA: selbst gemacht;

I: ist das manchmal EIGENartig? (.) hier ist es so bunt wie du sagst und da drüben ist es (—) weniger bunt

JA: also die sachen sind schon bunter und dort die sachen HOLZfarben;

I: okay;

JA: selten schwarz“

(Jasmin, aktiv multilokales Kind, Familie BFF3, Netzwerkinderview, Z1-34)

Der Interviewer lenkt die Aufmerksamkeit auf ein der Netzwerkkarte inhärentes Dilemma: die Einteilung sieht einen Sektor 'Wohnung' vor, obgleich die Interviewte regelmäßig an zwei Orten wohnt. Die Nachfrage, ob zwischen beiden Haushalten zu differenzieren sei oder ob diese in eins gedacht werden müssen, pariert Jasmin mit einer Differenzfeststellung: „eigentlich sind es ZWEI sachen; ((...)) es ist bei papa GANZ anders als hier;“. Neben den unterschiedlichen sozialen Netzwerken beider Orte führt sie die Einrichtung der Wohnungen und damit deren materielle Beschaffenheit, ästhetische Aspekte – die farbliche Gestaltung – sowie Gestaltungspraktiken – dem Kauf wird die Eigenfertigung von Mobiliar gleichwertig gegenübergestellt – als Indizien für die Wahrnehmung und Begründung dieser Andersartigkeit an. Kontrastierend arbeitet Jasmin die materielle Konfiguration der beiden Wohnwelten aus. Sie dient ihr als sinnlich erfahrbares ortstypisches Merkmal, das ihrerseits einen Verweischarakter hat auf die ästhetischen Praktiken resp. Ordnungsbehauptungen und Selbstdarstellungen der familialen Wohngemeinschaften, ein Umstand, der sich mit den Beobachtungen von Bosch (2014: 70) deckt: „Die Dinge des Menschen – Werkzeuge, persönliche Gegenstände, nützliche Dinge und ästhetische Objekte – sind auf unsichtbare Weise, doch elementar und existentiell an der Konstitution von Identität des einzelnen Menschen wie des Kollektivs beteiligt. Auf mehrfache Weise wird am Umgang mit den Dingen menschliche Identität aufgebaut und gestützt“. Die Fotografien der aktiv multilokal lebenden Kinder als Dokumentationen ihres Familienalltags *hier* und *dort* können *anschaulich* die materielle Fundierung der von Erwachsenen wie Kindern ausgearbeiteten Zwei-Welten-These belegen. Illustrierend werden folgende zwei Fotografien der beiden Haushalte der Familie BFF2 wiederum eingehend besprochen. Pragmatisch werden hierbei formulierende und reflektierende Interpretation der Aufnahmen zusammengeführt.

Das linke der beiden Fotos [a) SDC10777] in Abbildung 11.8 (S. 223) zeigt eine Szene in typischer Form einer Mahlzeit zu Tisch im Haushalt des Vaters der beiden aktiv multilokal lebenden Mädchen Eva und Louisa. Das Bild ist aus der Vogelperspektive fotografiert, mit zwei außerhalb des Bildes liegenden Fluchtpunkten. Die beide Fluchtpunkte verbindende Horizontalachse zeigt ähnlich der planimetrischen Bildmitte keine spezifische Fokussierung. Erst durch diese Verschiebung wird es der abbildenden Bildproduzentin – der älteren der beiden Töchter, Eva – möglich, diese Situation in Gänze zu erfassen, worauf sie offenbar Wert gelegt hat. Auch wird somit der Tisch im Raum selbst verortet und kontextualisiert. Zu sehen sind drei Personen an einem *runden* Tisch: rechter Hand sitzend der Vater, in der Mitte seine jüngere Tochter Louisa und links im Bild, auf einem Stuhl halb auf Kni-



(a) Foto SDC10777

(b) Foto SDC10945

Abbildung 11.8: Fotodokumentation, aktiv multilokale Kinder Eva und Louisa, Familie BFF2

en kauern, der Sohn aus der Folgebeziehung. Vor ihnen stehen mit Essen befüllte Teller und gefüllte Tassen. Die Mitte des Tisches ziert ein weiterer mit Lebensmitteln bestückter Teller, ergänzt um zwei Katzenfiguren aus Keramik. Ein vierter Stuhl am Tisch ist nicht besetzt. Die an diesem Platz stehende Tasse, der Teller und das Besteck deuten jedoch darauf hin, dass es sich dabei offenbar um den Platz der abbildenden Bildproduzentin handelt. Die Körperhaltung des im hinteren Bildvordergrund abgebildeten Vaters und der Schwester der Fotografin zeichnet sich durch für eine zu Tisch konventionelle aufrechte Sitzhaltung aus, während ihr jüngerer (Halb-)Bruder im linken vorderen Teil des Bildes mit dieser Konvention bricht und sich teilweise fast stehend, auf ein Knie abstützend, auf den Tisch lehnt. Dieser öffnet auch den mit Essen offensichtlich kurz zuvor bestückten Mund, während Louisa und Sören innehalten und das Essen für den Moment der Fotografie ruhen lassen. Alle drei abgebildeten BildproduzentInnen schauen für die Aufnahme direkt in die Kamera ohne sich gegenseitig anzublicken. Während Louisa verhalten lächelt, übersteigert ihr Vater zur Rechten sein Lächeln für diese Aufnahme. Im Bildhintergrund sind eine Reihe weiterer Gegenstände erkennbar, die vermuten lassen, dass der abgebildete Raum weitere Funktionen bedient als die eines reinen Esszimmers. In unmittelbarer Nähe zur am Tisch sitzenden Gruppe befinden sich neben einem auf einem Schreibtisch platzierten Computerbildschirm eine Tastatur, ein Drucker, diverse Papiere in grober Sortierung. Auf dem Fensterbrett sind ein Fernglas sowie eine Grünpflanze platziert. Im linken Bildhintergrund, den Vater flankierend, ist ein Wandregal angebracht, das mit floral ornamentierten Ordnern bestückt ist. Weiterhin

im linken mittleren Bildhintergrund fällt der herunterlappende Teppichbelag auf, dem analog zum Schreibtisch offenbar keine größere Sorgfalt zukommt. Die szenische Choreographie, das heißt die Positionierung der Personen und die Abbildung durch die abbildende Bildproduzentin als Ausdruck sozialer Beziehungsmuster ist wesentlich durch die planimetrische Struktur des Bildes bestimmt und damit durch das Spannungsfeld aus Differenzierung zwischen Kindern und Vater und der gleichzeitigen Inklusion der Anwesenden an einem runden Tisch (vgl. Abb. 11.9, S. 225). Dieser bildet ein einschließendes Moment insofern, als alle im gleichen Abstand zueinander und jeder von jedem gleichermaßen einsehbar zueinander positioniert ist. Diese Egalität wird auch gestützt durch die unspezifische planimetrische Fokussierung durch den Bildmittelpunkt. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die BildproduzentInnen arbeitsteilig eine sprichwörtlich runde, harmonische Familienszene in einem pragmatisch arrangierten Setting präsentieren. Die auf dem Schreibtisch im Bildhintergrund zu vermutende unvollendete Arbeit steht im Kontrast zur geordneten Situation zu Tisch und lässt Prioritäten sowie ästhetisch-gestalterische Ansprüche des Vaters als konstantes Haushaltsmitglied (mit Gestaltungshoheit) erkennen.

Das rechte der beiden Fotos [b) SDC10945] der Abbildung 11.8 (S. 223) fängt ebenfalls eine soziale Situation zu Tisch ein – eine als Mahlzeit identifizierbare im Haushalt der Mutter Marlena und deren Partner Samuel. Aus den Interviewmaterial ist bekannt, dass es sich dabei um ein typisches Abendessen in der Wohnküche dieser Teilfamilie handelt. Das Bild ist in Zentralperspektive erstellt mit einem Fluchtpunkt. Die Fluchtgerade des Bildes liegt auf 'Augenhöhe' der abgebildeten Schwester der Bildproduzentin und schneidet den Kopf des Partners der Mutter an. Damit ist die Schwester in gewisser Weise perspektivisch fokussiert. Gleichwohl wird es der Bildproduzentin – diesmal die jüngere der beiden Mädchen, Louisa – mit dieser Einstellung möglich, sowohl ihre im Hintergrund stehende Schwester Eva, als auch die im Vordergrund und Bildmittelpunkt sitzenden Halbbrüder und den Partner der Mutter in einer Aufnahme zu erfassen. Im Bildvordergrund zeigt das Bild typische Utensilien einer Mahlzeit, auf einem das Bild in der unteren Hälfte diagonal einnehmenden rechteckigen Holztisch. Im unmittelbaren Bildvordergrund ist eine entzündete Kerze zu sehen. Die Aufnahme zeigt einen der beiden Brüder mit dem Oberkörper und Kopf nach links, seinem Bruder und Vater zugewandt. Er hält in Blickrichtung der abbildenden Bildproduzentin eine Scheibe (Knäcke-)Brot. Der Bildmittelgrund zeigt seinen Bruder in Bewegung, halb auf dem Schoß des Vaters lehnend, der seinerseits ruhend und den Kopf auf einem Arm aufstützend am Tisch

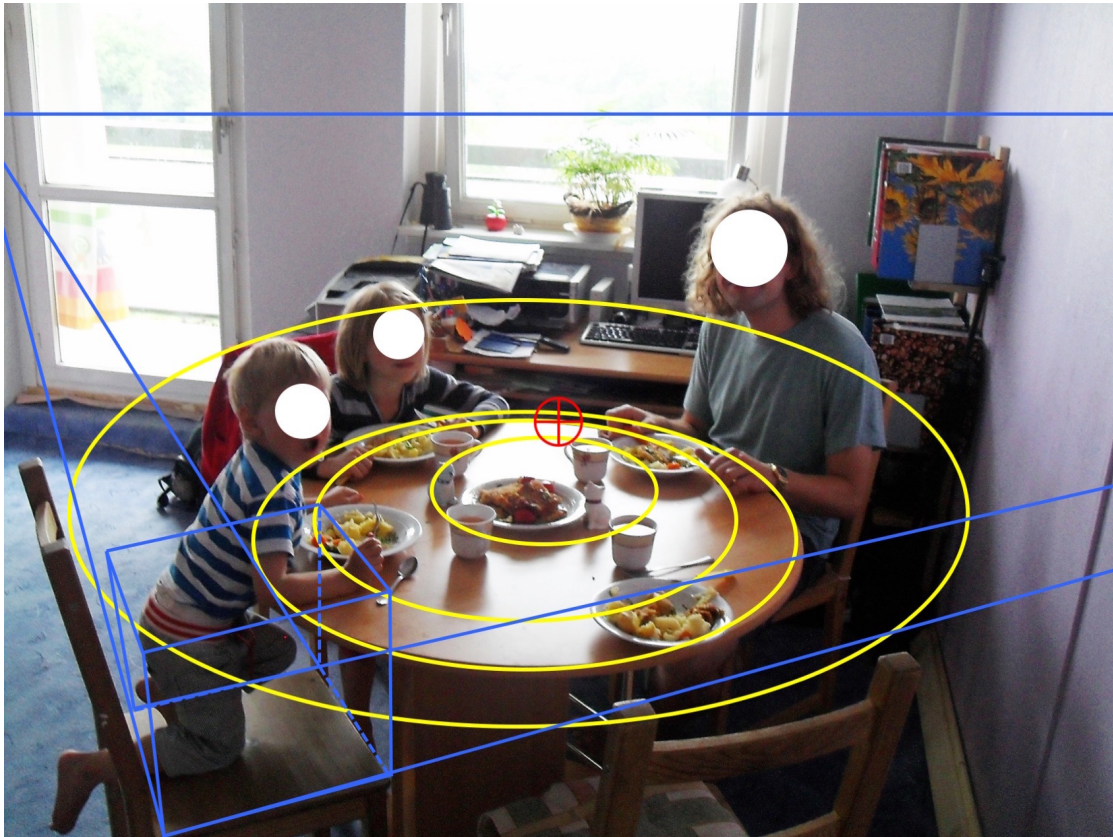


Abbildung 11.9: Foto, Tischszene, Haushalt des Vaters Sören, Familie BFF2

sitzt, seinen beiden Söhnen zugewandt. Alle drei Personen stehen in direkter Interaktion zueinander. Im Bildhintergrund lassen sich angrenzend an eine in Grüntönen gehaltene und mit abgerundeten Quadraten bedruckte Tapete Teile eines Herdes, eine Spülarmatur, ein Brot und Kochutensilien vor einer weißen Fliesenwand und unter in Holzoptik gefertigten Hängeschränken ausfindig machen. Unmittelbar der Spüle zugewandt, und damit der abbildenden Bildproduzentin abgewandt, befindet sich eine weitere Person bei Verrichtungen, die aus der Perspektive des Betrachters nicht identifizierbar ist. Mobiliar, Einrichtungsgegenstände, Accessoires und Kleidung der abgebildeten Personen sowie die Informationen aus den Interviews der Familienmitglieder lassen auf ein liberales sozial-ökologisches Milieu schließen. Die szenische Choreographie, d.h. Positionierung der Körper zueinander greift in gewisser Weise die durch waagerechte und senkrechte Linien gekennzeichnete und damit in separate Bereiche teilende planimetrische Komposition des Bildes auf, über welche die Gruppe des Stiefvaters

und der Teilbrüder von der Schwester differenziert wird. Gleichzeitig werden die vier abgebildeten BildproduzentInnen durch ein über alle Köpfe verlaufendes Rechteck gerahmt, somit als zusammenhängende Gruppe identifizierbar und damit das soziale Arrangement und das Beziehungsmuster der Gruppe um den Stiefvater und die Schwester der Fotografin zum Ausdruck gebracht, welche als Halbdistanz begriffen werden können (vgl. Abb. 11.10, S. 226). Die beiden im Bildvordergrund positionierten Jungen stehen im unmittelbaren Bezug zum Vater.

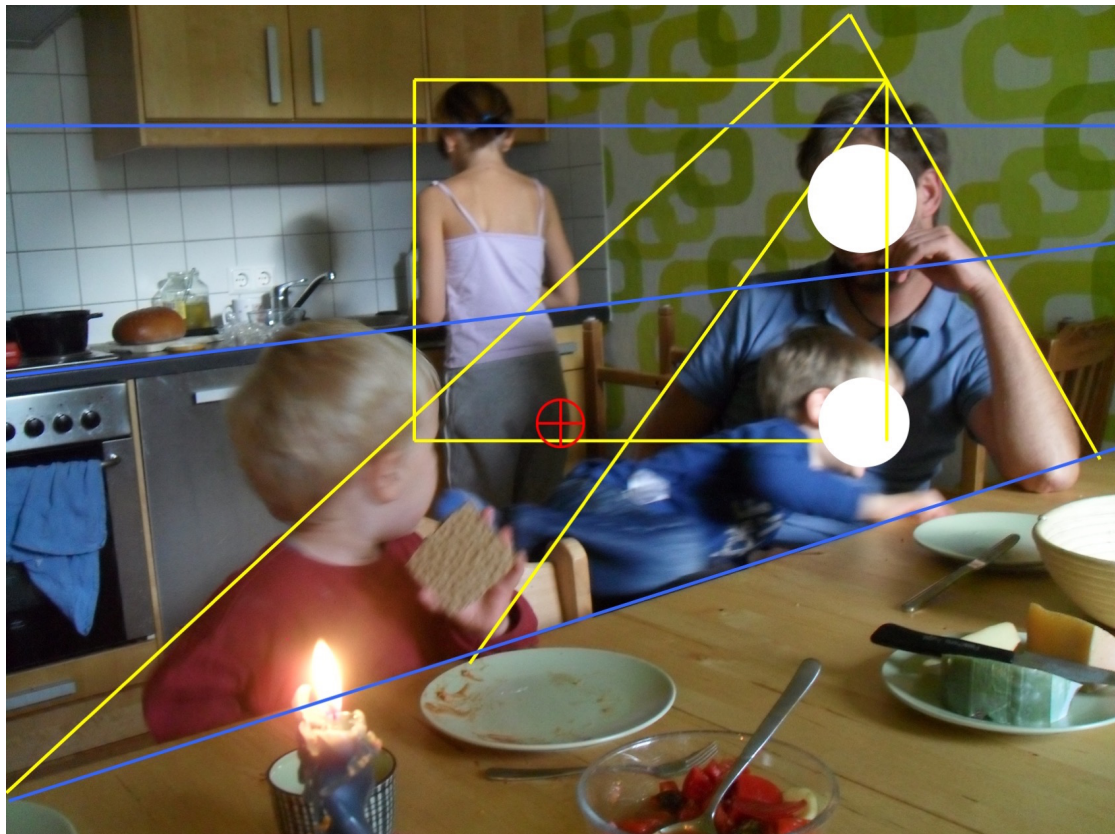


Abbildung 11.10: Foto, Tischszene, Haushalt der Mutter Marlena und ihres Partners Samuel, Familie BFF2

Die Abbildung portraitiert eine alltägliche Szene einer Teilgruppe der Familie der abbildenden Bildproduzentin. Insbesondere die im Bildvorder- und Bildmittelgrund positionierte Dreiergruppe zeichnet sich durch einen hohen Grad an Dynamik und Interaktion unter den Abgebildeten aus, die kaum für das Bild inszeniert sein dürfte, sondern ein Spezifikum familialer

Praxis einfängt. Insbesondere die fehlende Fokussierung der Kamera durch die abgebildeten Personen stützt diese Annahme. Ein weiteres, daran anschließendes Bild (SDC10946) des Materialkorpus, zeigt die Szene aus anderer Perspektive mit Fokussierung auf den im Bildmittelgrund positionierten Vater, auf dessen Schoß der zuvor liegende Sohn offenbar wippend sitzt. Diese ergänzende Fotografie bildet mit der vorhergehenden eine Sequenz vermischten familialen Tuns ab, rituelle Praxis des gemeinsamen Speisens und der Herstellung familialer Beziehungen unmittelbar durch auf Körperkontakt basierende und kommunikativ-interaktive Kopräsenz. Die Schwester der abbildenden Bildproduzentin entzieht sich dieser Interaktion, ist Stiefvater und Halbbrüdern mit dem Rücken zugewandt und verrichtet zeitlich synchron etwas anderes. Die von der sozialen Situation gerahmten Handlungen haben offenbar keinen unmittelbaren Bezug zueinander. Sie zeigen, dass Aufmerksamkeiten und Zuwendungen unterschiedlich gewichtet verteilt werden. Mithin kann diese Unabhängigkeit und Gleichzeitigkeit verschiedener familialer Interaktionsverläufe als Autonomie der pendelnden Kinder auf der einen Seite gedeutet werden, andererseits bedarf es offensichtlich keiner expliziten gegenseitigen Versicherung über das soziale Gefüge. Werden weitere Bilder in die Analysen eingeführt, zeigt sich, dass die Küche zentraler Ort familialen Lebens ist und über ihre gemeinläufige Nutzung hinaus einen Ort gemeinsamen Erlebens bei synchron verlaufenden Aktivitäten der mit weitreichender Unabhängigkeit ausgestatteten Akteurinnen und Akteure darstellt. Anders als in dieser Szene pausieren die abgebildeten BildproduzentInnen mit der Einnahme ihrer Malzeit und fokussieren mit ihren Blicken die Kamera im Bilddokument der Tischszene im Haushalt des Vaters (vgl. Abb. 11.9, S. 225). Hierüber brechen sie mit der Dokumentation alltäglicher Verrichtung und heben diese Interaktion in gewisser Weise empor, stellen sie als genuin gemeinsames und für einen und *ihren* Familienzusammenhang übliches Handeln heraus. Der durch die Fotografin nicht besetzte Platz und das Innehalten der abgebildeten Personen zeigt an, dass eine für die Ausführung dieses Speiserituals notwendige personelle Vollständigkeit nicht gegeben ist. Während die Tischszene im Haushalt der Mutter vor allem durch ihren dynamischen Charakter geprägt ist – was in gemeinsamer Weise durch abbildende und abgebildete Bildproduzenten vermittelt wird – stellen die Protagonisten dieses Bildes und die Fotografin gleichermaßen darauf ab, abgehoben vom Modus der rituellen Verrichtung dieses soziale Gefüge als kohärent und stimmig darzustellen. Die Szene fußt damit auf einer doppelten Orientierung – einerseits auf einer Selbstversicherung der Personen als Gruppenzusammenhang und andererseits auf einem idealen und für eine Familie konstitutiven Bild ritueller Zusammenkunft, das stärker auf eine Außenorientierung

an Konventionen/Normen zielt.

Beide Fotografien können exemplarisch zeigen, wie materiell-physische Elemente als Raumkonstituenten mit entsprechenden Handlungsweisen korrespondieren. Die Beschaffenheit der Dinge, ihre relationale Anordnung und Verzahnung mit spezifischen (rituellen) Praktiken konfigurieren einen so geschaffenen Raum⁵ als Familienort⁶. Während Familienräume auf Aspekte wie Wohnarrangements oder Besuchsrhythmen sowie deren situativ-kontextuelle Bedingungen verweisen, beschreiben Familienorte die lebensweltlichen Grundlagen familialen Zusammenlebens in doppelter Gerichtetheit: (1) als raumübergreifende und raumgebundene Kristallisationspunkte von Zugehörigkeit zu einem spezifischen Ensemble von Mitgliedern und (2) als Bezugsgrößen für eine je spezifische Materialität des Familialen und damit als ortsgebundene Behauptungen von Eigenart und familialer Identität (vgl. Montanari/Schlinzig 2014). Für multilokal lebende Kinder besteht die Herausforderung, über verschiedene Wohnstandorte hinweg Kontinuität herzustellen, aber auch zwischen diesen zu unterscheiden. Artefakten kommt dabei eine bedeutsame Funktion zu. Sie vermögen einerseits Konstanten über Orte hinweg zu schaffen und andererseits amalgamieren sie ortsgebunden mit je spezifischen materiellen Praktiken und Handlungslogiken zu Familienorten und markieren hierüber symbolisch Differenz.

Güter und Objekte zur Kontinuierung von Lebenswelt

Obwohl die regelmäßig pendelnden Kinder zwischen den beiden Wohnstandorten zu differenzieren und die Vorzüge der unterschiedlichen räumlichen Ausstattungen wie etwa ein Hochbett am einen Ort oder das großzügigere Platzangebot am anderen zu schätzen wissen, sehen sie sich mit der Herausforderung konfrontiert, mit dem Wechsel ihres Aufenthaltsortes Kontinuitäten herzustellen. So werden Dinge und Personen des einen Ortes am anderen vermisst.

⁵vgl. hierzu auch die Konzepte *Syntheseleistung* und *Spacing* bei Löw/Sturm (2005), Löw (2001). Für die Autorinnen entstehen Räume hiernach im Wechselspiel aus Wahrnehmung und Erinnerung sozialer Güter und Menschen resp. Lebewesen, deren relationaler Platzierung sowie symbolische Markierung als Ensembles.

⁶Die Geographie diskutiert eine Differenzierung zwischen Raum und Ort respektive von *Space* und *Place*. In Abgrenzung zum Raum-Begriff schreibt Miggelbrink (2002: 53) zum *Ort* resp. *Place*, dass es sich hierbei um einen Ausschnitt der Umwelt handelt, der als „konkret, 'vertraut', durch persönliche Erfahrung, kollektive Erinnerung oder Narration“ erfahrbar wird und „eine Verknüpfung der eigenen Biographie mit erinnerten historischen Ereignissen und größeren Gruppen ermöglicht und auf diese Weise gegenüber anderen Orten herausgehoben wird“. Im Sinne raumbezogener Identität (vgl. Kap. 6.3, S. 101ff.) kann hiernach ein Zusammenhang zwischen Identität der Akteurinnen und Akteure resp. Gruppen und Kollektive und der Eigenart spezifischer Orte angenommen werden.

Abhilfe schaffen „geliebte Objekte“ (Habermas 1996), die als „bridging items“ (Nippert-Eng 1996) helfen, Übergänge zu bewerkstelligen und denen neben ihrem praktischen ein symbolischer Wert zukommt. Bestimmte mitgeführte Objekte kontinuierlich die Lebenswelten der Kinder, stellen Gleichnis her wo Differenz zutage tritt und vermögen Brüche abzuschwächen. Im Falle der hier untersuchten Familien kommt bestimmten Gegenständen besondere Aufmerksamkeit zu bzw. lassen diese spezifische Praktiken des Umgangs mit Abwesenheit und Vergegenwärtigung erkennen. Neben ganz pragmatischen Begleitzetteln mit relevanten Informationen der Woche und anstehenden Terminen, wichtigen Dokumenten wie der Krankenkassenkarte, Medikamenten, einer Auswahl von Spielzeugen usw., die die Kinder im Zuge des regelmäßigen Wohnstandortwechsels mitführen, berichten die Mädchen und Jungen der vorliegenden Studie in ihren Interviews von Objekten, die *Anwesenheit in Abwesenheit* zu schaffen vermögen, von Dingen, die Erinnerungsmarken gleich, physisch nicht kopräsente Bezugspersonen appräsentieren – eine Beobachtung, die ähnlich Baldassar (2008: 252) mit Fokus auf transnationale Familien italienischer Einwanderer in Australien beschreibt und als *co-presence by proxy* konzeptuell fasst. Diese Form der Kopräsenz wird hiernach hergestellt, „indirectly through objects and people whose physical presence embodies the spirit of the longed for absent person or place. Each of the five senses can be utilised to construct this form of presence (the person or object can be touched, heard, seen, etc.), although, the physical manifestation of this (proxy) presence serves as the abstraction of an imagined presence“ (ebd.). Folgender Auszug aus dem Interview mit einem der Kinder soll diese Beobachtung nachvollziehbar machen⁷:

„JL: früher habe ich DAS hier immer MITgenommen; ((zeigt ein kleines Kissen))

I: was ist das? (.) ein KUSCHELkissen?

JA: ja: (.) das habe ich schon (.) seit ich ein baby bin, (—) sehr oft AUSgebessert ((lacht))

I: ((lacht))

JA: ne: (.) seit ich ein baby bin stimmt nicht (.) seit ich fünf jahre alt bin

I: das ist aber ein UNTERSchied ((lacht))

JA: ja: (.) ich hatte verschiedene versLONEN davon; (.) weil (.) ähm; (.) das erste habe ich bei einer SEILbahn verloren; (-) das ist dann RUNTERgefallen und wir haben dann im wald noch einmal gesucht aber haben es nicht mehr gefunden; (—) da habe ich die ganze zeit geheult und da als mir dann (.) omi (-) ein neues genäht hat wollte ich es

⁷In Zusammenhang mit der Odorisierung von mobilen Objekten und deren Funktion für die Herstellung von *Anwesenheit in Abwesenheit* widmet sich das Kapitel 11.3.6, „Geruchsmarkierungen. Die olfaktorische Dimension von Vergemeinschaftung“, S. 238ff. dem folgenden Beispiel noch einmal.

nicht ANnehmen, (1.5) ähm (.) aber da ist die mama auf die idee gekommen dass sie ihr parfum darauf SPRÜHT und dann habe ich es ANgenommen; (-) weil es halt nach mama roch ((lacht auf))

I: weil du es MITnimmst dann

JA: ja: (.) damit es dann ein bisschen nach der mama riecht“

(Jasmin, aktiv multilokales Kind, Familie BFF3, Fotointerview, Z21-33)

Die regelmäßige Inanspruchnahme unterschiedlicher Wohnräume bringt es mit sich, dass bestimmte Objekte bei Ortswechsel entweder mitgeführt oder entbehrt werden müssen. Das von Jasmin in ihrem Fotointerview exemplarisch präsentierte Kissen erfährt in ihrer Beschreibung und anekdotischen Erzählung eine symbolische Aufladung. Das sie begleitende Artefakt erlangt eine Stellvertreterfunktion für die abwesende Mutter, ohne diese freilich zu ersetzen. Vielmehr wurde es durch die Odorisierung durch die Mutter personalisiert und ermöglichte hierüber ihre Vergegenwärtigung (vgl. hierzu auch ausführlich Kap. 11.3.6, S. 238ff.). Anders als die mentale Vergegenwärtigung für sich allein, bieten Dinge wie das hier besprochene Kissen eine haptische oder gar körperliche Erfahrung – etwa durch das Auflegen des Kopfes oder das Einschließen in die Arme seiner Besitzerin – die ihrerseits bestimmte Emotionen hervorbringen wie etwa Freude, Trauer, aber auch Angst und damit verbunden Vertrauen und (Un-)Sicherheit. Der herausgestellte emotionale Wert genau dieses Kissens kommt in der Erzählung des Verlustes zum Tragen, wenngleich es in zeitlicher Folge und damit Kontinuität während „verschiedene Versionen“ hiervon gab. Mobile oder mobilisierte Objekte ermöglichen Verankerungen und Stabilität über die wechselnden räumlichen Arrangements der mehrörtigen Lebensführung der Kinder hinweg.

In den Interviewdaten wird auch offenbar, dass das Mitführen (geliebter) Objekte eines Koordinationsaufwands bedarf, der bei einem Ortswechsel abgefordert, aber nicht in jedem Fall bedient wird, wie der folgende Abschnitt aus dem Interview mit Miriam, Mutter der Familie NTF7, verdeutlicht (S. 231). Mobile Güter müssen in Vorbereitung des Wohnungswechsels erinnert werden. Oder bestimmte Dinge werden im Laufe des Aufenthalts am anderen Ort herbeigesehnt. Die Eltern der untersuchten Familien finden unterschiedliche Umgangsweisen mit in diesem Fall folgenden „Nachsendeaufträgen“ – von der Selbstverständlichkeit, gewünschte Objekte nachzureichen bis zur ebenso selbstverständlichen Weigerung, diesen Botengang zu vollziehen und damit Dinge an Orte zu binden.

„Also Vorfälle ((lacht bisschen)) gibt's manchmal wegen der Kuschtiere, /ja/ ähm, wo wir immer wieder sagen, sie sollen dran// also sie packen, sie packen freitags immer eine

Tasche, ähm, wo// da haben wir dann ein Täschchen drinne mit den Versicherungskarten und den Untersuchungsheften, ähm, was ist da noch drinne? Also, sie können dann Kuscheltiere einpacken, sie dürfen jeder zwei CDs oder Kassetten mitnehmen zum anderen, die sie dann da hören können, (...) Und manchmal vergessen sie halt, ein Kuscheltier einzupacken. Oder also was heißt vergessen, sie stellen dann halt bei dem andern fest, ich hätte jetzt eigentlich gern lieber dieses, und das ist aber blöderweise beim andern. Und ähm, ganz am Anfang haben, haben wir's teilweise noch so gemacht, also es war, es kommt nicht so wirklich oft vor, dass es jetzt in Riesentheater ausartet. Und ganz am Anfang haben wir's noch gemacht, dass man dann halt mal hingefahren ist und es abgegeben hat oder geholt hat, ähm, aber das mussten wir uns auch eigentlich abgewöhnen. Wir versuchen sie jetzt darauf zu eichen, dass sie daran denken, und wenn sie's halt nicht einpacken, dann haben sie's halt nicht da, ganz einfach.“

(Miriam, Mutter, NTF7, Interview, Z348-364)

Praktiken der Immobilisierung mobiler Güter und die Neubestimmung von Besitz- und Eigentumsverhältnissen

Im Gesprächsauszug mit der Miriam, der Mutter aus Familie NTF7 (S. 231) scheint bereits ein Aspekt auf, der in den Interviews der Familien vielerorts diskutiert wird und im Folgenden kurz umrissen werden soll – die Notwendigkeit des Transfers bestimmter Dinge und, damit im engen Zusammenhang stehend, die Frage nach Besitz- und Eigentumsrechten an diesen Objekten sowie der Doppelung materieller Ausstattung und Begüterungen.

Die Doppelung der Wohnstandorte der Kinder erzwingt oftmals – mindestens in Teilen – eine Doppelung des Hausrats, wie es Annett aus Familie BFF1 schildert (S. 231). Dies folgt pragmatischen Erwägungen, lässt sich aber insbesondere auch dann beobachten, wenn sich beide leiblichen Eltern über den Modus der Aneignung und des Transfers von Waren nicht abschließend verständigt haben.

A: „((...)) man muss ZWEI wohnungen (-) finanzieren; und braucht einiges mehr an (-) KLEIdung oder so; (-) weil wir ja HIER (.) ne VOLLE garderobe haben und DORT, (.) also so

I: okay;

A: außer halt so sachen wir SCHULranzen brauchen wir ja nur EINmal (.) FAHRradhelm; fahrrad (-) aber (.) die eigentlichen klamotten alles DOPPELT, (—) das würde ich (-) als NACHteil sehen;“

(Annett, Mutter, Familie BFF1, Interview, Z1324f.)

Die Darstellungen im empirischen Material legen den Schluss nahe, dass Waren und Objekten die Funktion eines materiellen Abgrenzungsmediums zukommt. Wenngleich mit unterschiedlichen Abstufungen – von einem offenen bis zu einem restriktiven Umgang – zeigt sich grundsätzlich, dass Besitzansprüche in den hier beobachteten multilokalen Familienarrangements nach Trennung und Scheidung im Vergleich zu monolokalen Haushalten stärker zu erörtern sind. Es besteht offenbar ein erhöhter Klärungsbedarf über den Modus der Besitzaneignung und -wahrung von (raumgebundenen und mobilen – das ist in mancherlei Sicht austauschbar) Gütern, beispielsweise Kleidung, Unterhaltungselektronik, Computern oder auch Fahrrädern. Fraglich wird, ob das Eigentumsrecht an einem Gut bei Kauf durch den jeweiligen Elter an die Kinder/das Kind übergehen, oder diese bei der Käuferin/ dem Käufer verbleiben. Hier liefern die Darstellungen in den Interviews Hinweise auf den Umgang mit Eigentumsrechten an Objekten, die für die Kinder angeschafft wurden und in deren Gebrauch sind. Diese Praktiken weisen auch auf grundlegende Orientierungen im Umgang mit Kindern hinsichtlich deren Partizipationsrechte bzw. Handlungsautonomie hin. Mindestens zweierlei Modi lassen sich hierzu herausarbeiten: (1) Die Besitz- und Eigentumsrechte gehen an das aktiv multilokal lebende Kind über, (2) die Eigentumsrechte verbleiben beim Elternteil und das Gut ist lediglich im Besitz des Kindes. Im letzteren Fall, darauf deutet das empirische Material hin, wird der Verbleib der Güter wie etwa Kleidung, Spielzeuge und Fahrräder klärungsbedürftig. Zu beobachten ist eine *Immobilisierung mobiler Güter* insofern, als diese haushaltsgebunden werden. So verbleiben etwa von einem der beiden Eltern angeschaffte Kleidungsstücke im Haushalt des-/oder derjenigen, werden demnach mit dem Ortswechsel der Kinder nicht mitgeführt oder es wird darauf geachtet, dass diese in jedem Fall wieder zurückgeführt werden, wie folgender Auszug auf dem Interview mit Jonathan, dem Vater aus Familie BFF1, nachzeichnet:

„I: und wie sehen die [Kinder] das? (-) für die spielen diese beiden wohnungen in dem verständnis keine rolle? oder wie (1.5) wie kriegen die das zusammen?

J: (1) ich glaube (1) ich glaube es SPIELT eine rolle, (2) weil so sachen wie bei Annett zum beispiel (.) wenn ich jetzt klamotten hier habe von den kindern die SIE gekauft hat oder so () (-) ich hatte lange diskussionen darüber () (.) oder über das FAHRrad oder so (.) dann hat Anton auch ANgefangen mit so sachen (.) zu sagen (-) das gehört MAMA. (.) ja? (-) das ist nicht SEIN, (.) fahrrad oder das ist nicht SEINE kleidung (.) das ist mamas (.) weil mama das gekauft hat; ja? (.) und (ich) hab das KOMPLETT (.) BLÖD gefunden (.) und ich glaube so hat er ganz klar (.) was HIER ist hat papa angeschafft oder WIR gemeinsam mit papa angeschafft und was bei Annett ist (.) hat

die Annett mit ihnen gemeinsam angeschafft (.) was sie GANZ klar (.) GANZ klar «klopf mit etwas im Stakkato auf Tisch» was SIE gekauft hat kommt zurück.»(.) das gehört ihr; ((...)) überhaupt; (.) ja also (.) die jungs haben GANZ viel (-) DOPPELTE sachen; (1) Tizian hat ein fahrrad HIER und Tizian hat ein fahrrad bei mama. “

(Jonathan, Vater, Familie BFF1, Interview, Z823-838)

Güter und Waren markieren Differenzen, machen sie erfahrbar. Ähnlich Gaben als die Inkorporation nicht anwesender Anderer (vgl. Mauss 1968) stellen Objekte Kristallisationspunkte für Fremderfahrung dar. Und dies in mindestens zweierlei Hinsicht: (1) in der Vergegenwärtigung der abwesenden Kinder für die Eltern – so markieren Kleidung, Spielsachen, Kuschtiere und dergleichen Besitz, Nutzungsgewohnheiten und die Person nicht zuletzt selbst, und (2) die Fremderfahrung des anderen Haushalts und dessen Eigenart, die gegebenenfalls unterbunden wird. Der Einsatz von materiellen Artefakten in Prozessen der Selbstbeschreibung kann dabei *strategisch* wie quasi *beiläufig* und damit weniger intentional erfolgen. Strategisch insofern, als dass Güter ohne Not mit einer Beschaffenheit für das pendelnde Kind/die pendelnden Kinder erworben werden, die es zwingend macht, dass das Gut am Ort des/der Anschaffenden verbleiben muss und damit dem anderen Haushalt vorenthalten wird. Die Ortsbindung von eigentlich mobilen oder die bewusste Anschaffung immobilier Güter, um einen möglichen Transfer vorbeugend auszuschließen – etwa der Kauf eines feststehenden Desktop-PCs anstelle eines mobilen Laptops für das Kind – kann als eine durchaus konstruktive Strategie der Eltern gedeutet werden, Sicherheit über den Verbleib der Waren zu bewahren bzw. zu erlangen, um einen dem eigenen Verständnis nach unsachgemäßen Gebrauch oder eine Benachteiligung des Käufers/der Käuferin bzw. eine Übervorteilung durch den jeweils anderen Elternteil auszuschließen. Ein solcher *Übervorteilungsverdacht*, d.h. dass der andere Haushalt von den Anschaffungen des einen profitiert bzw. keine oder weniger Aufwendungen verbucht, deutet sich etwa an, wenn Transparenz gefordert und praktiziert wird. Hierzu Kirsten, Familie BFF3:

„K: (-) wie benutzen für die Jasmin (.) äh (.) GOOGLEmail hat ja (.) zusätzlich zum emailprogramm gibt es ja KALEDNERprogramm das man mit anderen kalenderapplikationen synchronisieren kann (.) das nutzen wir um termine für sie einzutragen die dann in SEINEM und meinem outlook erscheinen; (.) seit NEUestem benutzen wir das auch; (.) da gibt es auch so dokumente ob so abzurechnen wer hat jetzt was für sie AUSgegeben;

I: mhm

K: weil wir ja keine; (-) bei uns zahlt ja keiner dem anderen unterhalt (.) das wäre ja irgendwie (-) QUATSCH (.) aber das KINDERgeld teilen wir halt und schreiben da rein (.) wer hat jetzt was ausgegeben für die schule; für KLEldung und rechnen das quartalsweise (.) oder besser ICH rechne das dann quartalsweise auseinander (—) und das sind aber halt alles sachen, (.) die halt so irgendwie VIRTUELL laufen“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z115-122)

In Deckung mit dem von den Kindern wie Erwachsenen betonten *Egalitätsprinzip* wird die Offenlegung und Transparenz der finanziellen Aufwendungen beider Haushalte für die multilokal lebenden Kinder stark gemacht. Um Verdachtsmomenten einer Benachteiligung entgegen zu wirken und eine Balance herzustellen, werden Ausgaben einer Buchhaltung gleich dokumentiert und ggf. ausgeglichen. Die von der Interviewten beschriebenen finanziellen Abrechnungen und Balancierungen können gleichsam als Kontrollmechanismus und Orientierungshilfe gelesen werden. Sie ermöglichen den Nachvollzug der Ausgaben und können gleichsam latent als Belege für die Parität beider Haushalte gelesen werden. Dies scheint angezeigt für ein offenbar regelungsbedürftiges Arrangement und den Mangel an Orientierungsfolien sowie geronnenem handlungsleitenden Wissen.

11.3.5 Habituelle Schließung als Ankerpunkt für die Bestimmung familialer Identität

Ähnlich dem in Kap. 6.3.2, S. 104 ff., eingeführten Begriff von Nentwig-Gesemann (2007) spricht Lutz (2007: 131) in Anlehnung an Norbert Elias mit Blick auf transnationale Familien von *Familienhabitus*, der „der handelnden Herstellung von Familie, dem *Doing Family*, zugrunde liegt, der auch innerhalb einer Familie den Kitt bildet, mit dessen Hilfe Konsens, etwa zwischen Generationen, Geschlechtern etc. hergestellt bzw. Ein- und Ausschlussmechanismen festgelegt und verstetigt werden“. In engem Zusammenhang mit den Praktiken materieller Schließung der Familienkerne stehend und quer liegend zu allen Ausprägungen lässt sich auch in den empirischen Materialien der vorliegenden Arbeit das Phänomen der Herstellung habitueller Übereinstimmung zwischen den Familienangehörigen eines Kerns beobachten – vor allem zwischen Eltern und Kindern. Ein *familiales Selbst* und damit Identität gründet sich parallel zu der personengebundenen über interne Bestimmungen und Projektionen anderer. Innerhalb des Kollektivs der Familie muss jedoch nicht notwendigerweise Konsens darüber bestehen, wie eine solche Selbstbeschreibung ausfallen kann und welcher Requisiten man

sich hierzu bedient. Grundsätzlich empfehlen die Interviewdaten und Gruppengespräche die naheliegende Annahme eines *arbeitsteiligen Konstruktionsprozesses familialer Identität*. Je nach Stellung in der Generationenfolge und sozialer Platzierung im familialen Gefüge werden verschiedene Ankerpunkte solcher Selbstbeschreibungen referenziert. Ist es im Falle der Eltern nicht selten die (selektive) Kontinuierung oder Kontrastierung familialer Tradition der Herkunftsfamilie, bedienen sich Kinder stärker gegenwärtigen alltäglichen Tuns und/oder greifen auf die im *familialen Gedächtnis* (vgl. u.a. Keppler 1994, Halbwachs 1985) der eigenen Herkunfts- und erweiterten Familie sedimentierten Selbstbehauptungen zurück, die ihre Aktualisierung rituell beispielsweise bei Geburtstagsgeselligkeiten, Sonntagsfrühstücken oder wiederkehrenden Handlungsweisen, die nicht minder symbolisch eingeschätzt werden, finden, wie etwa der beiläufige Besuch ein und desselben Restaurants.

Den leiblichen wie sozialen Eltern der aktiv multilokal lebenden Kinder kommt in der (Standort-)Bestimmung familialer Identität eine Schlüsselrolle zu. Nicht nur dass Erstere wie bereits beschrieben eine MittlerInnenposition zwischen den pendelnden Mädchen und Jungen einerseits und der monolokalen Haushaltsgemeinschaft andererseits einnehmen – Mütter wie Väter erlangen im Prozess der Selbst-Bestimmungen der Eigenfamilie Deutungshoheiten. So lässt sich in den Interviews mit den Eltern erkennen, dass *Eigenart* und damit Identität habituell begründet, sozialisiert und damit kontiniert wird. Dieses Argument soll an einem Ausschnitt aus dem Gespräch mit Jonathan, Vater aus Familie BFF1, exemplarisch entfaltet werden (vgl. S. 236).

„I: wenn du (-) etwas GANZ typisches (.) für eure «Zitat»MÄNNERwg;»(.) deine familie beschreiben müsstest (.) so eine typische geschichte die so: (-) am BESTEN beschreibt wie ihr drei zusammen seid (-) was wäre das? (-) so eine geschichte, (-) wo du denkst (.) das ist TYPISCH (.) ((...))

J: ((lacht)) (2) ich glaub «lacht leicht »den KRACH den wir machen (-) bei uns ist es ZIEMlich laut; (-) Tizian schreit; (.) Anton schreit; (.) papa schreit »(-) ne ((pustest aus)) ((...)) (.) Tizian sagt «schreien nachahmend »lass mich in ruhe »((...)) können die zwei GANZ gut.

I: mhm

J: ne (.) typisch, (.) ich habe noch niemals darüber nachgedacht;

I: mhm (1) es gibt ja manchmal so sachen (2) das CHAOS zum beispiel (.) ja wir sind ein bisschen chaotisch oder so

J: wir sind alle drei FRÜHaufsteher; (.) wir stehen RICHTIG früh auf (.) ja:: (.) um halb sechs sind wir wach,

I: mhm

J: am wochenende auch;
 I: am WOCHENende auch?
 J: oh ja: (2) ja=ja (-) manchmal um halb sieben haben wir frühstück, (-) samstag sonntag (1.5) ja;
 I: und dann habt ihr den VOLLEN tag; J: dann haben wir den vollen tag (.) ja: (—) um sieben sind wir dann zurück im bett zum lesen;
 I: und wenn die beiden nicht das sind? (.) stehst du dann auch um sechs auf der matte?
 J: (2) wenn die nicht da sind (-) ich bin immer um halb sechs wach
 I: mhm (.) okay;
 J: ja=ja; (-) (kinder waren) um zehn halb elf im bett (3) ja=ja; (1.5) früh aufstehen
 I: mhm
 J: ich glaube das ist so ETWAS wo (-) SIE versucht das AUS den kindern zu kriegen (.) diese FRÜH aufstehen
 I: mhm
 J: und (2) für MICH ist es einfach GENIAL (-) wir sind einfach alle zusammen wach
 I: okay; (—) die Annett versucht sie gerade so ein bisschen zu trainieren dass sie ein bisschen LÄNGER schlafen;
 J: GENAU; (2) ich mein selbst als wir zuSAMMEN gewohnt haben (.) selbst am wochenende habe ich mit Anton (.) das war TYPISCH für mich und Anton (.) da haben ALLE uns samstag gesehen wir gehen in den park raus (.) und dann auf den markt. (-) und dann kommen wir zurück und machen frühstück und dann steht mama auf; (-) SO (.) war das wochenende“

(Jonathan, Vater, Familie BFF1, Interview, Z1004-1050)

Das Wissen um die Eigenart eines Familienzusammenhangs ist keines, was dem Interviewten bereits reflexiv vorliegt. Hierüber hat er noch niemals nachgedacht, wie er seine Beschreibung nachträglich markiert und somit als Ad-Hoc-Interpretation rahmt. Wenngleich er zunächst einräumt, sich über die Charakteristika seiner Eigenfamilie keine Gedanken gemacht zu haben, weiß er doch auf die Frage nach Eigenarten eine für die Gruppe typische Lautstärke und das gegenseitige Anschreien zu beschreiben. Über die körperliche Nähe beim Vorlesen (Z1003) oder das gemeinsame Schlafen im Bett des Vaters wird eine hohe Beziehungsintensität skizziert. Nicht ohne Selbstironie kann er hierüber an das zuvor im Interview entfaltete Narrativ der chaotischen, lauten und doch mit viel Spass geführten Vater-Söhne-Beziehung anknüpfen und ein kohärentes Bild der „Männer-WG“ (Z622) mit stereotypen, weil erwartbaren Attributen zeichnen. Der Hinweis auf das Lautwerden der drei Männer gleichermaßen erhebt dieses zu einem legitimen Mittel der Verständigung, das von allen Haushaltsmitglie-

dern genutzt wird, damit eine habituell geronnene *gemeinschaftliche Praxis* begründet und Zugehörigkeit auch über eine Art *soziale Vererbung* und damit in Generationenfolge herstellt. Neben dieser akustischen Übereinstimmung zwischen den Haushaltsmitgliedern rekurriert der Interviewte auf das Praxisfeld *Zeithandeln*. Alle drei Mitglieder des Ensembles sind *Frühauflsteher*. Werktags stehen seine Söhne und er um halb sechs auf, an den Wochenenden wird das Frühstück mitunter auf einen geringfügig späteren Zeitpunkt verschoben. Der frühe Tagesbeginn birgt den Vorzug, den vollen Tag ausschöpfen zu können. Diese durchaus auch als mit Härten verbunden interpretierte Praxis kann als Beleg für ein belastbares Band zwischen Vater und Söhnen, gar als eine Kontinuität zwischen beiden Generationen gedeutet werden. Dass diese – als nicht erlernbar dargestellte – tieferliegende Disposition bei dem Interviewten stabil ist, belegt er mit dem Verweis auf die Regelmäßigkeit auch bei Abwesenheit der beiden Söhne. Sie ist damit tief in ihm verwurzelt, an die Söhne weitergetragen, begründet Gemeinsamkeit und markiert im Kontrast zur Gewohnheitspraxis der Mutter eine habituelle Differenz. Während es für ihn „einfach genial“ ist, mit den Kindern früh den Tag beginnen und alle zusammen wach sind, versucht die Mutter der beiden Söhne, mit dieser gewohnheitsmäßigen Praxis zu brechen. Dies dokumentiert sich auch aus dem Gespräch mit ihr. Diese Gemeinsamkeit ist, wie er weiter ausführt, keine Innovation mit Neugründung des Haushalts und damit Begründung der Gruppe aus Vater und Söhnen. Er rekonstruiert das frühe Aufstehen vielmehr als eine von Vater und Sohn bereits im gemeinsamen Haushalt mit der Mutter praktizierte Gemeinsamkeit, eine mit Tradition und hohem symbolischen Wert. Hierüber kann Kontinuität in zeitlicher Perspektive angezeigt werden. Diese Konstanz selbst begründet bereits Gemeinschaft. Der gemeinsame morgendliche Gang zum Markt von Vater und Sohn und, so kann weiterführend interpretiert werden, das *Gesehenwerden* durch Dritte verweist ferner auf Praktiken des Zeigens (Displaying), Selbst- und Fremderkennens. Unterschiedlichen Handlungslogiken – in zeitlicher, räumlicher und sinnlich-ästhetischer Hinsicht – bringen familialen Habitus hervor, der sich auf spezifische Einstellungen, Werte- und Verhaltensmuster und Sozialisationsweisen stützt. Dies scheint für die Ausbildung und Vertiefung einer familialen Identität von zentraler Bedeutung. In den Interviews der Eltern und aktiv multilokalen Kinder tritt eine Dimension sinnlich-erfahrbarer Differenz zwischen den beiden Familienorten hervor, deren Bedeutung für die Zugehörigkeitskonstruktionen der Kollektive und damit für die Selbstbeschreibungen familialer Identität nicht zu unterschätzen ist: die olfaktorische, d.h. auf Gerüchen basierende, Grundlage familialer Vergemeinschaftung – ein bisher in der Soziologie im Allgemeinen und in der Familiensoziologie gar nicht

berücksichtigter Aspekt des *Doing Family*. Diese erlangt nicht nur in der Beobachtung von Differenzwahrnehmung durch die Familienmitglieder Relevanz. Vielmehr ist es darüber hinaus aufschlussreich, die in den Beschreibungen und Erzählungen erkennbaren *Praktiken olfaktorischer Reintegration* als Teil familialer Identitätspolitiken und (Standort-)Bestimmungen zu lesen, weshalb diesen im Weiteren gesonderte Aufmerksamkeit geschenkt werden soll.

11.3.6 Geruchsmarkierungen. Die olfaktorische Dimension von Vergemeinschaftung

„It smelled good there, not only in the kitchen. (...) Everywhere there was a fragrance that underlay all the others and was constant, a vaguely fruity sweetness I associated with this house whenever I met it outside, for example when grandma and grandad were visiting us, because they brought the fragrance with them, it was in their clothes, I noticed it as soon as they stepped into our hall.“

(Knausgaard, Karl Ove (2014): *Boyhood Island. My Struggle: Book 3. London, p.154.*)

Die Betrachtung des menschliche Vermögens, Nähe *sinnlich* herzustellen und räumlich Getrenntes zusammenzuführen bzw. zu unterscheiden, ist soziologisch für die Untersuchung von Vergemeinschaftungsprozessen außerordentlich aufschlussreich. Die Zugehörigkeit zu und Identifikation mit einer Gruppe bestimmt sich auf einer sinnlichen Ebene neben dem visuellen und auditiven Wahrnehmen und Erkennen auch auf der ihres je spezifischen Geruchs. Neben der stereotypen Zuordnung von Gerüchen zu sozialen (Gross-)Gruppen und damit einhergehenden Prozessen der Attribuierung und Ausgrenzung kann der Geruch auch eine gemeinschaftstiftende und identifikatorische Wirkung entfalten. Nun liegt innerhalb der Soziologie bisher ein überschaubarer Korpus an Arbeiten vor, die sich im Speziellen mit der

sozialen Bedeutung des Geruchs befasst haben. Als klassisch und wegweisend ist hier sicherlich der *Exkurs über die Soziologie der Sinne* in Simmels (1992 [1908]) *Soziologie* zu nennen, in dem er dem Geruchssinn eine besondere Qualität und Wirkmacht bescheinigt: „Indem wir etwas riechen, ziehen wir diesen Eindruck oder dieses ausstrahlende Objekt so tief in uns ein (...) wie es durch keinen anderen Sinn gegenüber einem Objekt möglich ist. Dass wir die Atmosphäre jemandes riechen, ist die Wahrnehmung seiner, er trinkt sozusagen in luftförmiger Gestalt in unser Sinnlich-Innerstes ein“ (735). Diese Überlegungen wurden in systematisierender Weise durch Largey/Watson (1977) in ihrem Aufsatz *The Sociology of Odors* weitergedacht. Hatte Simmel den Geruchssinn im Vergleich zum visuellen und Hörsinn noch unterschätzt und gar als einen „dissoziierenden Sinn“ eingeführt (Simmel 1992 [1908]: 735), messen diese Autoren dem Riechen eine (sozial) höhere Bedeutung bei und werfen eine Reihe soziologisch höchst relevanter Fragestellungen auf. Im deutschen Sprachraum stellt vor allem die Arbeit von Raab (1998) *Eine Soziologie des Geruchs. Die soziale Konstruktion olfaktorischer Wahrnehmung* einen Schlüsseltext für die soziologische Dimensionierung des Phänomenbereichs dar. Er betont die Bedeutung des Geruchssinns als Medium der Distinktion und Vergemeinschaftung und findet Anhaltspunkte für dessen Identität generierende Wirkung. Für die weitere Argumentation besonders von Interesse ist die von Raab gesondert betrachtete *sozial-interaktive* Dimension. Zu fragen sein wird im Folgenden, in welcher Weise sich die in der vorliegenden Arbeit untersuchten Familien raumübergreifend und -gebunden über Gerüche identifizieren respektive distinguieren. Die Interviewmaterialien und Gruppendiskussionen liefern hierzu eine Reihe von Anhaltspunkten.

Raab (1998: 129ff.) nimmt in seinen Darstellungen zur sozial-interaktiven Dimension des Geruchs und damit der Bedeutung des Olfaktorischen in sozialen Interaktionen auf Goffman (1974) Bezug, der Gerüche als Medium der Verletzung bzw. Verunreinigung von durch Personen beanspruchten Territorien marginalisiert. Raab (1998) tritt an, diese Lücke auszufüllen und rekurriert hierbei auf Goffmans Konzept der *Territorien des Selbst*, und dort genauer auf drei der insgesamt acht persönlichen Reservate: den *persönlichen Raum*, die *Hülle* und die *Box* und wie Gerüche diese markieren bzw. verletzen. Für die hier durchgeführten Betrachtungen sind vor allem die beiden letzteren von Relevanz.

Hüllen. Der Geruch von Kleidung als Medium der Fremdwahrnehmung

Unter *Hüllen* fasst Goffman (1974: 67) neben der Haut auch die diese bedeckenden Kleider und benennt damit körpergebundene Territorien des Selbst. Kleidung, so hält Raab (1998) fest, trägt bestimmte Gerüche mit sich, die von anderen wahrgenommen werden und somit einerseits die kategoriale und individuelle Identifikation des Interaktionspartners/der Interaktionspartnerin ermöglichen, und zum anderen verhelfen Gerüche diesen zur Kontrolle und Darstellung ihres eigenen Selbst (vgl. ebd.: 115ff.). Allerdings erkennt er die Wirkmacht des Kleidergeruchs zuvorderst im Bereich der körperlichen Reinlichkeit und stellt fest, dass „ein eigener positiver Beitrag zum Geruchsimage durch die Kleidung nicht geleistet werden [kann], da die Geruchsstoffe in den Textilpflegeprodukten (...) zu flüchtig sind und die Kleidung schnell die Körpergerüche des Individuums (...) aufnimmt“ (ebd.: 130). Für die interviewten Akteurinnen und Akteure der in dieser Arbeit untersuchten Familie jedoch scheinen diese flüchtigen Momente für die Feststellung von Zugehörigkeit und Differenz- resp. Fremdwahrnehmung ausreichend zu sein. Folgender Auszug aus dem Interview mit einem der multilokal lebenden Kinder soll dies illustrieren:

„nu:r (.) ähm (.) die mama, (.) die: benutzt ANDERES waschmittelt als der PAPA, und dann immer wenn ich in die wohnung komme denke ich (.) hä:? (.) wie riecht es denn HIER? (.) nach welchem WASCHmittel; (-) und dann ist das immer so: (-) verwirrend (.) zum beispiel (-) EIGENTLICH bin ich ja an den geruch von mama und papa gewöhnt; (-) ABER, (.) wenn ich (-) bei MAMA, war und HIER rein komme denke ich (-) oh: (.) HIER riecht es aber heute komisch bis ich mich wieder dran geWÖHNT habe; und dann ist das bei mama AUCH so;“

(Eva, aktiv multilokales Kind, Familie BFF2, Fotointerview, Z172-177)

Der Ortswechsel, so wird deutlich, geht mit einer sinnlich erfahrbaren Differenzfeststellung einher. Der Wohnraum – wir werden im Weiteren darauf zu sprechen kommen – ist hier Träger eines beide Orte familialen Lebens unterscheidenden Geruchs, der unter anderem durch den Gebrauch reodorisierender Substanzen – in dem Falle der genutzten Waschmittel – quasi befüllt wird. Die wiederkehrende Rückkehr in die jeweiligen Familienhaushalte markiert offenbar überdeutlich differenzielle Reinheitspraktiken und wirft damit verbunden Geschmacksfragen auf. Es scheint naheliegend, ebendiese Praktiken einer geruchlichen Feststellung von Zugehörigkeit als habitualisiert zu deuten, die durch Irritationen anderer Geruchseinträge objektiviert werden. Plausibel wird diese Annahme etwa mit der Beobachtung, dass die multilokal lebenden Jungen und Mädchen nach der Rückkehr aus dem Haushalt des anderen Elternteils resp.

der anderen Teilfamilie *Duftspuren* des anderen Orts einführen, den Gebrauch anderer Pflegeprodukte erkennen lassen und ihn hierüber für die monolokal lebenden Mitglieder der jeweils anderen Teilfamilie erfahrbar machen.

„das WASCHmittel, (.) wenn die kinder zu mir kommen riechen sie immer komplett nach WASCHmittel von [Name des Vaters] halt, (.) ich weiß nicht wie es heißt (-) was er nimmt (-) und die ganzen kLaMOTTEN, (-) und ich wasch die dann halt immer und quasi ab SAMStag riechen sie halt immer wieder (-) anders ((lacht)) (1.5) DAS stelle ich halt immer fest ne? (—) auch das SHAMPOO, (.) wenn ich so in die haar rieche“

(Annett, Mutter, Familie BFF1, Interview, Z222-225)

Geruchsdifferenzen und die Feststellung von Fremdheit – zumindest vorübergehend und partiell – werden nicht nur für die mehröritig lebenden Kinder offenbar, sondern auch für die sesshaften Eltern. Das Zitat aus dem Interview mit einer Mutter zeigt, dass diese olfaktorischen Einträge eine Neutralisierung erzwingen bzw. eine Überschreibung mit dem für den eigenen Ort typischen Geruch. Olfaktorische Verletzungen der Territorien familialer Selbst bedürfen einer rituellen Reinigung und der Wiederherstellung der ortsgebundenen (Geruchs-)Ordnung. Diese Trennungs-, Ordnungs- und Reinhaltungspraktiken wurden aus strukturfunktionalistisch geprägter Perspektive bereits von Mary Douglas (1984 [1966]) in ihrer Studie *Purity and Danger* beschrieben, in der sie den Zusammenhang zwischen Stärke der Gruppenidentität und Grad der sozialen Ordnung mit Blick auf den Ritualisierungsgrad einer Gesellschaft untersucht. Hiernach bringen Rituale im Sinne *restringierter Codes* Vorstellungen von Reinheit im engeren Sinne und ein an eine Gemeinschaft gebundenes Wertesystem zum Ausdruck (Douglas 1996 [1970]). Sie sind insofern konstruktiv, als sie eine Ordnung bestätigen und reaktualisieren: „Dirt offends against order. Eliminating it is not a negative movement, but a positive effort to organise the environment“ (Douglas 1984 [1966]: 2).

Der Duft der Kinderkleidung markiert eine Differenz und damit einhergehend unterschiedliche Reinheits- resp. Duftstandards. Dieser erwirkt offenbar eine Distanz zu den TrägerInnen der Kleidung – den aus dem Haushalt des Vaters zurückgekehrten Kindern. Zugehörigkeit und Identifikation, so wird deutlich, wird auch über den Geruch hergestellt. Der für die Mitglieder eines Ensembles eigenartige Geruch von Kleidung ist dabei offenbar kaum reflexiv bewusst. Vielmehr wird die *Abweichung* erkannt und hierüber der eigene, andere Dufttraum bestimmbar.

Darüber hinaus wurde in diesem Zusammenhang die zur Hülle gehörende Haut respektive das Haar ebenfalls als Duftträger benannt. Hier wird jedoch nicht der körpereigene Geruch

erkannt, sondern wiederum die Reodorisierung des Haares durch ein anderes Shampoo.⁸ Beides, Wäsche- und Haarduft, verweisen auf den Gebrauch bestimmter Pflegeprodukte, die ihrerseits Hinweise liefern auf die von Raab (1998: 194) bereits ausgeführte soziale Differenzierung entlang der Kategorien Geschmack, (Lebens-)Stil und Milieu und damit spezifischer Habitus und sozialer Praktiken. Wie die Interviewdaten zeigen können, sind diese raumgebundenen. Reinlichkeitspraktiken und Vorstellungen von Wohlgeruch und dessen Gegenstück markieren räumliche Grenzen, eine an den familialen Wohnstandort gebundene Ordnung und können damit zusammenfallend als eine Grundlage raumgebundener familialer Identität wirksam werden. Familiäre Identitäten sind insofern olfaktorisch imprägniert.

Boxen. Der Wohnraum als Geruchsmarker und Identifikationsmedium des Familialen

Neben den Geruchshüllen ist ein weiteres, körperunabhängiges Territorium eines oder mehrerer Individuen zu nennen. Goffman (1974: 59) spricht hier von *Boxen* als einem „deutlich begrenzten Raum, auf den Individuen temporär Anspruch erheben können, ein Besitz auf der Grundlage Alles oder Nichts“. Das Charakteristische von Boxen sei, so Goffman, dass derart räumliche Ansprüche durch erkennbare Grenzziehungen gekennzeichnet sind und vermittels entsprechender Requisiten Besitz angezeigt wird. Der familiale Wohnraum kennt diese Boxen in ähnlicher Weise. Auch hier gibt es Ansprüche, die auf Teilräume gestellt und mitunter mit Besitzmarkern versehen werden. So ist die Platzierung am Esstisch in der Regel nicht variabel. Sie wird fortlaufend reproduziert. Diese räumliche Ordnung bedarf solange keiner Explikation, bis sie durch uninformierte Haushaltsfremde herausgefordert wird. In solchen Situationen können Ansprüche auf den angestammten Platz beispielsweise durch das Aufstellen von Trinkgläsern oder Hinterlegen persönlicher, zuordenbarer Objekte wie etwa Brillen, geltend gemacht werden. Neben dem Gebrauch von Artefakten dienen Gerüche territorialer Grenzziehungen bzw. ermöglichen diese die Wahrnehmung von Territorien anderer. Private Räume stellen neben dem Körper diejenige Sphäre dar, die geruchlich markiert und

⁸Raab (1998) unterscheidet ebenso wie Largey/Watson (1977) zwischen *Deodorisierung* und *Reodorisierung*. Meint das Erstere die Geruchsneutralisierung von sozial unerwünschten Gerüchen im Zuge der körperlichen Reinigung und Hygiene – etwa die Bereinigung von Schweiß – beschreibt das Zweite das Auftragen von sozial anerkannten, idealisierten Geruchsstoffen mit dem Ziel der „Generierung eines bestimmten Geruchsimages“ (Raab 1998: 120). Wie die Autoren herausstellen, beziehen sich diese beiden Techniken nicht lediglich auf den menschlichen Körper, sondern auch auf den privaten Wohnraum und öffentliche Räume und damit „Geruchsräume“, die das Individuum wie konzentrisch miteinander verbundene Kreise umgeben und vom Körper über die Territorien des Selbst bis zum öffentlichen Raum reichen“ (ebd.: 112).

von anderen als einem Individuum oder einer Gruppe zugehörig erkannt werden kann (vgl. Raab 1998: 132). Derlei *odor settings*, wie Largey/Watson (1977: 1026) es nennen, vermögen Zugehörigkeit herzustellen oder exkludierend wirksam zu werden und hierüber das *Wir-Gefühl* einer Gruppe über einen bestimmten, im übertragenen Sinn *Stallgeruch* hervorzubringen und/oder zu stärken. Zumindest, so wird in den Aussagen der Gewährspersonen deutlich, werden Gerüche mit Personen und Orten kognitiv verschleift und eine entsprechende emotional fundierte Bindung vergegenwärtigt, reaktualisiert und damit der, die oder das Andere *kopräsent*.⁹ Auch aus wahrnehmungspsychologischer Perspektive wird diese Annahme plausibel. Dort ist das Phänomen unter anderem im Zusammenhang mit dem autobiographischen resp. episodischen Gedächtnis bekannt (vgl. Wentura/Frings 2013, Eysenck/Keane 2010). Demnach sind Gerüche wirkmächtige Schlüsselreize, die uns an die emotionalen und räumlichen Erfahrungen zurückliegender Geruchswahrnehmungen erinnern. Und diese sind ganz offenbar in einem stärkeren Maße resp. präziser mit dem Erinnerten verknüpft, als dies etwa für visuelle oder auditive Stimuli der Fall ist.

⁹Der Begriff der Kopräsenz ist in der Soziologie ein durchaus breit diskutierter. Exemplarisch sei hier u.a. Simmel (1992 [1908]) genannt. Er selbst kennt den Begriff der Kopräsenz in seinen Darstellungen nicht, arbeitet jedoch den Stellenwert der räumlichen Nähe für „Herzvereinigungen“ in Abgrenzung zu sachlich begründeten Beziehungen heraus. Relativiert er einerseits die Differenz zwischen räumlicher Nähe und Distanz – die „psychologische Wirkung des Beisammenseins [kann, TS] tatsächlich sehr weitgehend durch die Mittel des indirekten Verkehr und noch mehr durch die der Phantasie ersetzt werden“ (ebd.: 461) – können Erstere die (räumliche und zeitliche) Abwesenheit nur so lange überwinden, bis die „äußerlich sinnlichen Bedürfnisse“ (der körperlichen Kopräsenz) diese erforderlich werden lassen. Simmel erkannte in der physischen Kopräsenz den „sinnlichen Charakter lokaler Nähe“ (ebd.: 644) und stellte ihr Vermögen heraus, Bindung sinnlich und emotional herzustellen. Für Goffman (2009, 1983) endet mit dem Ende der physischen Anwesenheit und damit gegenseitigen Wahrnehmung von mindestens zwei Personen als Grundlage einer Interaktion auch die soziale Begegnung, für die er sich in seinem Forschungsprogramm der *Interaction Order* zuvorderst interessiert. Kopräsenz ist zeitlich und räumlich begrenzt. Wenngleich Giddens (1997: 80) Goffman in dieser Sichtweise folgt, kennt er aus modernisierungstheoretischer Sicht neben der an die Anwesenheit und damit face-to-face-Interaktionen gebundenen „sozialen Integration“ auch den erweiterten Begriff der „systemischen Integration“, die sich auf diejenigen bezieht, „die physisch in Raum und Zeit abwesend sind“ und damit Integration in Abwesenheit. Einen berücksichtigungswerten Beitrag und genuin mikrosoziologischen Begriff von Kopräsenz ohne die unmittelbare Anwesenheit bietet Mead (1973) mit seiner Figur der *generalisierten Anderen* an, verstanden als die über den konkreten resp. *signifikanten Anderen* hinausgehenden Verhaltenserwartungen in einer Gruppe oder Gemeinschaft, die nicht notwendigerweise physisch anwesend sein muss, sondern imaginiert wird und deren Sanktionen verhaltensregulierend antizipiert werden.

Gewöhnung und Gewöhnen. Olfaktorische Re-Integrationleistungen von Kindern und Eltern

„JA: was ich SEHR interessant fand ist dass (—) was ich für entDECKUNGEN gemacht habe ist dass jede wohnung (.) zum beispiel (.) den geruch von OMAS wohnung (.) den LIEBE ich ((lacht auf)) und dann sehne ich mich halt wieder nach OMA, (-) aber ich konnte zum beispiel an der wäsche von meinen Cousinen erriechen, (.) die in [Ort] wohnen dass das zu denen gehört; (-) weil die so einen GANZ bestimmten geruch haben; (-) das finde ich sehr interessant

I: und merkst du da auch die unterschiede zwischen hier und[

JA: [das merke ich nicht; (-) da bin ich dann zu oft hier; (—) das nimmt man dann gar nicht mehr wahr; (-) wenn man dann zum beispiel bei oma ist dann nimmt man zum beispiel auch nicht mehr DEN geruch wahr; (-) man nimmt das einfach nur wahr wenn man (-) ja; (-) NICHT dort ist ((lacht auf))“

(Jasmin, aktiv multilokales Kind, Familie BFF3, Fotointerview, Z99-108)

Wie bereits ausgeführt, lässt sich die differenzielle Feststellung von Zugehörigkeit, gefühlter Bindung, Intimität und Nähe entlang unterschiedlicher Sinneswahrnehmungen analytisch aufschlüsseln. Eine dieser Dimensionen stellt die olfaktorische dar und in diesem Zusammenhang relevante „Geruchsräume“, die in der Konzeptualisierung Goffmans (1974) vom individuellen Körper über die Territorien des Selbst bis zum öffentlichen Raum reichen (vgl. auch Raab 1996). In obigem Zitat beschreibt die Interviewte im Modus einer Erzählung zunächst, dass ihrer Beobachtung nach Wohnstandorte eine je eigene olfaktorische Imprägnierung aufweisen – den „typische[n] Basisgeruch einer Wohnung“ wie Raab (1997: 133) es nennt. Exemplarisch führt sie die Wohnung der Großmutter ein. Den dort wahrnehmbaren Geruch liebt sie und bewertet diesen demnach positiv, verknüpft mit einem über den Geruch hinausgehenden Assoziationshof. Entsprechend gibt es Lokalitäten, die geruchlich auch negativ besetzt sein können. Sie rekonstruiert ferner Situationen, in denen Gerüche auf die Großmutter und ihren Wohnraum verweisen. Orte, Ereignisse, emotionale Stimmungen und Personen werden augenscheinlich mit der aktuellen Geruchswahrnehmung kognitiv verknüpft, aktualisiert und soziale Bindungen qua sinnlicher Wahrnehmung reproduziert. Sie evozieren Anwesenheitswünsche und können insofern Orte und Personen imaginiert zusammenführen. Wie das weitere Beispiel der Kleidung der Cousinen verdeutlicht, sind Gerüche offensichtlich eindeutig personell zuordenbar, erlauben eine Fremd- und Selbstidentifikation. Nachvollziehbar werden diese Identifikationsprozesse unter Rückgriff auf das Theorievokabular Goffmans.

Raab (1997: 113ff.) hat diese Rekonstruktion bereits mit Bezug auf das einzelne Individuum – herausgestellt wird die Bedeutung von Körpergerüchen und Geruchspraktiken für die Selbst- und Fremdentifikation – bzw. auf die kategoriale Zuordnung von Individuen zu Großgruppen wie Ethnien und damit einhergehende Schlüsse über deren Moralität vorgelegt. Weniger oder gar nicht im Fokus steht die olfaktorische Selbst-Identifikation von Gruppen und das geruchsmäßige Erkennen der Mitglieder untereinander, wie es von Jasmin, dem multilokal lebenden Kind im obigen Zitat, im Zusammenhang mit der „engeren Familie“ in Abgrenzung zu den Anderen angedeutet wird. Die olfaktorischen Unterschiede zwischen den beiden von der Interviewten regelmäßig bewohnten Orten hingegen werden nicht mehr bewusst wahrgenommen, wie sie festhält. Die geruchsmäßige Prägung regelmäßig frequentierter Orte kann offenbar keine Grundlage für eine bewusste wiederkehrende Unterscheidung bei physischer Anwesenheit zwischen hier und dort bilden. Beschrieben wird hier das aus der kognitionspsychologischen Forschung zur Sinneswahrnehmung und Verarbeitung von Gerüchen bekannte Phänomen der *Habituation* resp. *Adaption* als ein Prozess der Gewöhnung an regelmäßig umgebende (Alltags-)Gerüche, die weniger irritationsfähig sind, als dies für unerwartete oder unbekannte Duftreize der Fall ist (vgl. Raab 1998: 30). Angezeigt durch ein Lachen, erkennt die Interviewte ein scheinbares Paradoxon: die wiederkehrende Anwesenheit und/oder das Wohnen an bestimmten Orten verwässert kognitiv dessen Geruchsspezifität, die ein Amalgam aus Körpergerüchen, Einrichtungsgegenständen, architektonischer Beschaffenheit und Standort des Wohnraums darstellt. Diese Charakteristik wird erst wieder im Kontrast mit einem anderen Ort und in Abwesenheit erkennbar – etwa über mitgeführte Artefakte oder über mit dem anderen Ort assoziierte aktuelle Geruchswahrnehmungen. In beiden Fällen – bei den Kleidung anhaftenden Gerüchen und denen der Räume – wird durch die interviewten Kinder ein Effekt der *Gewöhnung* beschrieben. Dies deutet sich bereits in dem weiter oben angeführten Zitat an, in dem sich auf den „komischen“ und damit zeitlich begrenzt als Anderes wahrgenommenen Geruch eingestellt wird (vgl. S. 240). Der offenbar kurz aufscheinenden Differenz zwischen den familialen Praktiken der Odorisierung folgt ein *gewohnheitlicher* Umgang, eine Adaption an die je hiesigen Bedingungen. Wie auch auf zeitlich-räumlicher Ebene und mit Blick auf die je spezifischen ortsgebundenen familialen (Ordnungs-)Praktiken bedarf es auch hinsichtlich der olfaktorischen Identifikation einer Re-Integrationsleistung. Anders als die Feststellung von Unterschieden, die über Irritationen provoziert und damit bewußt erfahrbar wird, ist die geruchliche Einbindung nach Abwesenheit durch die Kinder nicht aktiv gesteuert, sondern wird als zwangsläufiges und unbewusstes Einfinden beschrieben. Anders

müssen die Praktiken der Eltern verstanden werden, die aktiv eine Geruchsgleichheit bewerkstelligen, indem diese Unterschiede wie oben beschrieben neutralisiert werden (vgl. S. 241). Freilich lassen sich hierbei vordergründig Reinheitsvorstellungen erkennen, wie sie weiter oben unter Rekurs auf Douglas (1984 [1966]) angedeutet wurden. Ablesbar wird hieran jedoch zum einen auch, dass die Integrationsleistungen und damit auch *-last* nicht nur im Wesentlichen den mehrörtig lebenden Kindern obliegt, sondern die Eltern gleichermaßen hierfür Verantwortung tragen, wenngleich offenbar mit unterschiedlichem Engagement. Deutlich wird ferner, dass Kinder und Eltern unterschiedliche Machtpositionen innehaben. Der Vorsprung von Vätern und Müttern stattet diese mit einer Kompetenz aus, Unterschiede nicht nur zu erkennen, sondern diese auch aktiv zu gestalten, damit Deutungshoheiten über die geruchliche Bestimmung des familialen Ensembles durchzusetzen und Gemeinschaft herzustellen resp. zu verstetigen.

Odorisierung mobiler Objekte. Dinge zur Herstellung von Bindung und Zugehörigkeit

Dass Objekte selbst nicht per se sesshaft und damit ortsgebunden sind, ist eine naheliegende Annahme, die bereits in Kapitel 11.3.4 „Materielle Schließung: Politiken der Dinge“ (S. 218ff.) ausgeführt wurde und auf eine Mehrzahl von Gebrauchsgegenständen zutreffen dürfte. Objekte besitzen eine eigene (kulturelle) Biographie und sind oftmals ebenso mobil wie ihr/e BesitzerInnen selbst, wie u.a. Urry (2000: 64ff.) anschaulich skizziert. Im Falle der hier untersuchten Familien dürfte bestimmten Gegenständen besondere Aufmerksamkeit zuteil werden bzw. lassen diese spezifische Praktiken des Umgangs mit Abwesenheit und Vergegenwärtigung erkennen. Ihnen kommen hierbei recht unterschiedliche Bedeutungen und im Sinne von Nippert-Eng (1997) *Bridging*funktionen zu. Dass dem Geruch und Geruchssinn eine zentrale assoziierende, Gemeinschaft begründende Funktion zukommt, soll folgender, bereits in Kap. 11.3.4, S. 230 angeführter, Interviewauszug exemplarisch illustrieren:

„JL: früher habe ich DAS hier immer MITgenommen; ((zeigt ein kleines Kissen))

I: was ist das? (.) ein KUSCHELkissen?

JA: ja: (.) das habe ich schon (.) seit ich ein baby bin, (—) sehr oft AUSgebessert ((lacht))

I: ((lacht))

JA: ne: (.) seit ich ein baby bin stimmt nicht (.) seit ich fünf jahre alt bin

I: das ist aber ein UNTERSchied ((lacht))

JA: ja: (.) ich hatte verschiedene versIONEN davon; (.) weil (.) ähm; (.) das erste habe ich bei einer SEILbahn verloren; (-) das ist dann RUNTERgefallen und wir haben dann im wald noch einmal gesucht aber haben es nicht mehr gefunden; (—) da habe ich die ganze zeit geheult und da als mir dann (.) omi (-) ein neues genäht hat wollte ich es nicht ANnehmen, (1.5) ähm (.) aber da ist die mama auf die idee gekommen dass sie ihr parfum darauf SPRÜHT und dann habe ich es ANgenommen; (-) weil es halt nach mama roch ((lacht auf))

I: weil du es MITnimmst dann

JA: ja: (.) damit es dann ein bisschen nach der mama riecht“

(Jasmin, aktiv multilokales Kind, Familie BFF3, Fotointerview, Z21-33)

Artefakte dienen, wie es Mauss (1968) in Hinblick auf den Gabentausch ausarbeitet, gewissermaßen als Platzhalter. Sie ermöglichen die Erfahrung der/des Abwesenden. Im Falle der multilokal lebenden Kinder und Eltern stellen *Dinge* ein probates Mittel dar, sich zu vergegenwärtigen bzw. vergegenwärtigt zu werden. Die mitgeführten Artefakte erlauben über ihre geruchliche Beschaffenheit eine Assoziation mit dem anderen Ort resp. den dort lebenden Familienmitgliedern. Diese Deutung lässt sich mit symbol- resp. institutionentheoretischen Überlegungen weiterdenken. Die den Objekten anhaftenden Gerüche entfalten eine *appräsentierende* Symbolkraft, die im Sinne Husserls als „eine Art des Mitgegenwärtig-Machens“ beschrieben werden kann (Husserl 1973: 139). Symbolen wiederum, so schreibt Rehberg (1994: 63), ist die Fähigkeit zu eigen, Präsenz herzustellen, genauer „die vermittelnde Gegenwärtigkeit des Abwesenden, des Unsichtbaren, des Transzendenten“ (Rehberg 2002: 47). Das Transzendente, das über Symbole Vermittelte, stellt eine „Überschreitungen von Situationen, d.h. Zeit-, Raum- und Sinnzusammenhänge, ebenso von Lebewesen, z.B. Personen“ dar (Rehberg 1994: 63). Evident wird dies im obig angeführten Zitat eines Mädchens, dessen Kissen als Träger von der Mutter eigenen Duftstoffen fungiert. Das personalisierte und symbolisch hoch besetzte Artefakt des Kuschkissens wird über die Odorisierung mit dem üblicherweise aufgetragenen Parfum durch die Mutter als Medium genutzt, sich selbst zu platzieren, zu verankern und damit Anwesenheit in Abwesenheit herzustellen. Über die körperlich-leibliche Dimension des Kissens und damit Herstellung von Nähe hinaus, ermöglicht die geruchliche Imprägnierung des Objekts die Assoziation mit der Mutter und die sinnlich so erweiterte Vergewisserung von Bindung und Zugehörigkeit in Abwesenheit. Insofern können Eltern im Speziellen und Mitglieder eines Familienensembles im Allgemeinen im oben diskutierten Sinn als kopräsent betrachtet werden, ohne physisch präsent zu sein. Die Kontrastierung von An- und Abwesenheit, so legt es das empirische Material nahe, wird vermittels dieser auf dem

Geruchssinn fußenden Gebrauchs- und Aneignungspraktiken vermindert und stellen diese daher Schlüsselmomente für das Verständnis einer raumübergreifenden resp. zu Familienorten verbindenden Herstellung von familialer Gemeinschaft und Identifikation dar.

11.4 „Das ist jetzt meine Gehirnhälfte für den Haushalt und das die Gehirnhälfte für den Haushalt.“ – Re-Integrationsbedarfe und „Switch-Vermögen“

In den vorangestellten Darstellungen konnte gezeigt werden, dass beide Wohnstandorte resp. monolokale Teilfamilien durch die in diesen Arrangements lebenden Akteurinnen und Akteure im Sinne einer *Zwei-Welten-These* als zwei eigenen Gesetzmäßigkeiten folgende Orte und quasi als *geschlossene Systeme* gedeutet werden. Diese Orientierungen finden ihre Grundlage in den verschiedenen Distinktions- und Territorialisierungspraktiken der Familienmitglieder, die ihrerseits offenbar auf die Diskursivierung der getrennten Sphären zurückwirken. Dieses Erkenntnis festgehalten ist die Annahme naheliegend, dass die abwechselnd an beiden Orten lebenden Kinder nach ihrer Abwesenheit regelmäßig in die lokal gebundenen sozialen Ordnungen re-integriert werden müssen. In den Schilderungen der Gewährspersonen wird erkennbar, dass sowohl den monolokal lebenden Familienmitgliedern wie auch den aktiv multilokal lebenden Kindern wiederkehrend Anpassungsleistungen abgefordert werden. Der folgende Auszug einer Gruppendiskussion der Familie BFF3 zwischen dem aktiv multilokal lebenden Mädchen Jasmin (JA), ihrem leiblichen Vater Zacharias (Z) und der sozialen Mutter Silvia (S) soll dies in einem ersten Zugriff illustrieren:

„Z: die ganze sache ist KOMPLEX, weil (.) ä:h (1) Jasmin kommt nach einer woche WIEDER, nach einer ABWESENHEITSwoche; (2) und wir müssen erst einmal wieder ZUeinander finden so; (—) man muss sich dann immer wieder NEU zusammenraufen; (-) das merkt man schon allein daran dass es (.) ähm (-) für Jasmin glaube ich nicht einfach ist (-) [an Jasmin gerichtet] das kannst du ja dann selber (.) sagen (.) wie du das jetzt siehst, (.) aber (2) dass dass sie sich erst einmal ZURÜCKzieht und schwierigkeiten hat hier ANzukommen so; und dann ecken wir auch auf oft miteinander AN (.) so; (5)
S: ist aber auch unterschiedlich
Z: das ist UNTERSchiedlich aber es ist auch nicht so, dass alles immer EINFach ist; wenn man dann wieder EINsteigt und zusammenfindet; so; (.)
S: aber es stimmt, (.) diese WOCHEN; das ist immer wieder so ein (3) stimmt da muss

man sich immer wieder UMstellen; (.) jetzt ist wieder eine woche die SO ist und jetzt wieder eine die SO; ist. (-) also (.) so einen richtigen ALLTAG hinzukriegen mit dieser WOCHENregelung ist schwierig; (-) also nach ein PAAR tagen, (.) also nach ein zwei tagen ist dann wieder alltag DA, (.) ne?

JA: hm:,

S: aber (-) es ist so: (1.5) stimmt schon; (.) ja; (.) es braucht immer so einen MOMENT, (-) wo man sich dann wieder so UMstellt,“

(Jasmin, Zacharias und Silvia, Familie BFF3, Gruppendiskussion, Z23-38)

Anschließend an die Einstiegsfrage in die Diskussionsrunde des Interviewers, wie man sich ein Familienleben an zwei Orten vorstellen kann, haben die drei anwesenden Familienmitglieder zunächst Mühe, erste thematische Schwerpunkte zu setzen: „Ich weiß jetzt gar nicht so richtig, wo ich einsteigen soll“, kommentiert etwa Silvia diese Verlegenheit. Der Interviewte Vater, Zacharias, teilt diese Einschätzung und validiert ihre Aussage. Als Begründung hierfür führt er die *Komplexität des Arrangements* bzw. *des Familienlebens* an, d.h. es ist zum einen nicht mit knappen Worten beschreibbar und/oder hinreichend für eine Beschreibung verfügbar, zum anderen kann *komplex* auch mit dem Familienmodell einhergehenden Schwierigkeiten übersetzt werden. Dieses *Komplexitätsargument* wird im Folgenden von ihm exemplarisch elaboriert. Er problematisiert den Ortswechsel und dessen Begleiterscheinung – die Abwesenheit und Rückkehr der Tochter erzwingen eine wiederkehrende Gewöhnung. Eine Topos, der in ganz ähnlicher Weise in den Gruppendiskussionen der anderen (Teil-)Familien zur Sprache kommt: etwa im Gespräch zwischen Anton und seiner Mutter Annett aus Familie BFF1 und zwischen Marlena, ihrem Partner Samuel und den multilokal lebenden Töchtern aus Familie BFF2. Die Mitglieder der monokal verfassten Teilfamilie und die mehrörtig lebende Tochter müssen, so formuliert es der interviewte Vater Zacharias im obigen Auszug, nach der Abwesenheitswoche zunächst wieder *zueinander finden*, man muss sich *zusammenraufen*, d.h. dass sich auch nach ersten Auseinandersetzungen wiederum peu à peu verständigt werden muss. Die Abwesenheit der Tochter markiert eine Differenz zum gemeinsam bestrittenen Alltag, der Anwesenheit aller. Dieser Zeitraum scheint offenbar ausreichend zu sein, um Distanz aufzubauen resp. sich partiell zu entfremden. Die Behauptungen einer lokal gebundenen Ordnung müssen mit der Rückkehr der Tochter erneuert werden, was nach Auskunft des Vaters nicht konfliktfrei verläuft und gegenseitige Anpassungen notwendig werden lässt bzw. der Tochter einseitige Adjustierungen abverlangt. Hier stellt sich die Frage nach der Ausgestaltung der (Re-)Integration, die im Sinne Berrys (1997) aufgefächert werden kann in Integration, Assimilation, Segregation und Marginalisierung. Diese vier Typen lassen

sich je nach Grad der Gewährung von Partizipation und Kulturerhalt unterscheiden. Die im räumlich-sozialen Rückzug der Tochter erkannten Schwierigkeiten, hier anzukommen, deuten darauf hin, dass diese Anpassungsleistung eher einseitig eingefordert wird und die üblichen Routinen und Praktiken der monolokalen Familie behauptet werden. Seine Partnerin Silvia unternimmt an dieser Stelle den Versuch einer Korrektur der Darstellungen und differenziert, dass diese Prozesse keineswegs uniform verlaufen, sondern unterschiedlich ausfallen. Sie betont die Adaptionsleistung der monolokalen Familienmitglieder mit dem Wechsel von An- und Abwesenheit von Jasmin. Der rhythmische Wechsel erschwert die Herstellung eines – wie sie es nennt – *richtigen Alltags*, der sich erst nach zwei Tagen wieder einstellen würde. Diese Feststellung wird durch Jasmin, die aktiv multilokal lebende Tochter, validiert. Der bis zur Rückkehr der Tochter gelebte Alltag erfährt hiernach eine Irritation, so kann die Äußerung der Interviewten gedeutet werden. Der auf die drei monolokalen Familienmitglieder zugeschnittene Alltag ist ganz offenbar nur bedingt mit dem einer erweiterten Familie aus vier Personen kompatibel. Jasmin muss sich in die lokalen Gegebenheiten einfinden. Die Anpassungsleistung besteht für beide Seiten; jedoch in ungleich verschiedenem Maße, wie auch folgender Auszug aus dem Interview mit Marlena, der Mutter aus Familie BFF2, zu zeigen vermag:

„MA: ich [habe] deutlich gemerkt dass die kinder permanent in so nen zwiespalt gekommen sind und zum beispiel; (.) bei mir wenn die Montag wieder da waren ähm (-) toTA:L (-) also wirklich DURCHgeknallt waren ohne ende und ich hab bis Donnerstag gebraucht um die wieder so ein stück in der spUR zu haben ((...))

I: was heißt das? (.) das hab ich mich vorhin schon gefragt weil du meintest eben das dauert dann immer die kinder wieder EINzuspuren?

MA: da müssen sie immer erst mal wieder bissel ausloten wieder WER hier was wie SA:GT, wie die hier sein können wie hier so grENZEN sind was die hier so alles DÜR-FEN und MANchmal ist das extrem“

(Marlena, Mutter, Familie BFF2, Interview, Z79-82, 1062-1067)

Die differenziellen persönlichen wie kollektiven Dispositionen und Praktiken der beiden Haushalte lassen es am Ort der Mutter und ihres Partners notwendig erscheinen, die beiden pendelnden Kinder Eva und Louisa über eine Woche hinweg dazu zu bringen, wieder *in der Spur zu laufen*. Die Anwendung der Praxis des Einspurens wird notwendig, da die beiden Mädchen ortsübliche Regeln, Autoritäten und Weisungsbefugnisse, Handlungsweisen, Ge- und Verbote wiederholt ausloten und damit die lokale Ordnung – der territorial gebundene Regel-, Normen- und Toleranzraum – gefährdet ist. Die interviewte Mutter stellt deutlich

heraus, dass sich die Kinder permanent im Zwiespalt befänden und zeigt damit (zunächst vage) Differenzen im Wohnen mit ihr und mit dem Vater der Kinder an – etwa mit Blick auf Ordnungs- und Regelverständnisse. Hierauf deuten auch mehrere Tage währenden Bemühungen von Marlena hin, die beiden Töchter nach ihrer Rückkehr *in der Spur zu haben*. Ohne eine elaborierte Metaphernanalyse vornehmen zu wollen, hat es dennoch Sinn, dieses Bild etwas näher zu betrachten. Der *Spur* kommt gemeinhin eine Reihe von Bedeutungen zu, deren Offenlegung hier erhellend sein könnte. Zum einen handelt es sich dabei um eine Fahrspur, d.h. einen abgegrenzten Streifen einer Fahrbahn, der dem Fahrer/der Fahrerin zur Orientierung dient und gleichsam auf einen befahrbaren Raum verpflichtet. Ferner stellt die Spur die für das Spurhalten bedeutsame Stellung von linkem und rechtem Rad eines Automobils dar. Auch Tiere und Menschen hinterlassen Spuren im Sinne von Fährten aber auch Verhaltensweisen, deren systematische Erforschung im „natürlichen“ Lebensraum von Kulturen oder Gruppen aus der Ethnologie bekannt ist. Gleichsam lassen sich biografische Spuren aufnehmen und verfolgen – etwa in Form von Genealogien oder im Sinne des in Kapitel 6.3.2, „Familiale Identität(en) und Identitätspolitik“, S. 104, bereits erwähnten *Familiengedächtnisses* nach Halbwachs (1985). Dem „In-die-Spur-bringen“ geht voraus, dass diese verlassen wurde – sowohl räumlich gedacht, man geht neben der Spur, nicht in ihr und hat damit ihre ordnende und leitende Führung verlassen, als auch ideell im Sinne bestimmter Verhaltensweisen resp. -imperative, Gewohnheiten und Orientierungen. Die von Marlena angedeuteten Schwierigkeiten, die Töchter „zurück in der Spur“ zu haben können daher als Versuche einer Re-Integration in die lokal gebundene Ordnung gedeutet werden und zeigen, dass die Notwendigkeit besteht – oder zumindest Bedarfe bei der monolokal lebenden Mutter – die faktischen, antizipierten oder über Beobachtung abweichenden Verhaltens der Kinder (re-)konstruierten Differenzen zwischen eigenem und dem anderen Ort zu bearbeiten und mögliche Einträge zu *neutralisieren* und damit die eigene soziale Ordnung zu bestätigen und so – wenngleich nicht intendiert – diese Differenzen zu reproduzieren. Über die Praxis der (1) *Neutralisierung* hinaus liefert das empirische Material Hinweise auf andere Formen des Umgangs mit „abweichendem Verhalten“ nach Rückkehr der Kinder: die (2) *Nivellierung* und (3) *Harmonisierung*. Ersteres kann als die Bemühung der passiv multilokalen Haushaltsgemeinschaft um eine einseitige, sanfte Glättung möglicher Unterschiede im Sinne eines Kompromisses an einem Ort gelesen werden. *Harmonisierungen* gehen einen Schritte weiter. In ihnen dokumentiert sich der Anspruch gegenseitiger Angleichung, eine gemeinschaftsbezogene Ausgestaltung des multilokalen Familienarrangements an beiden Orten

und die Sicherung des Gemeinsamen. Diese Ausprägung erlangt in den Beschreibungen der Untersuchten durchweg eine positive Konnotation, wird jedoch als eine Option mit wenig Chance zur Realisierung eingeschätzt.

Für alle drei Formen trifft gleichermaßen zu, dass über die Differenzenerfahrung eine Fremdwahrnehmung des anderen Haushalts ermöglicht/erzwungen wird. Dieser tritt quasi im *anderen* Handeln der rückkehrenden Töchter zutage wird hierüber appräsentiert. Die Rückkehr der Töchter nach Abwesenheit liefert Anhaltspunkte auf eine der eigenen entgegenstehende Orientierung des Vaters. In den Erzählungen und Beschreibungen der Mutter – wie auch anderer Eltern der Untersuchung – wird dieser Umstand exemplarisch anhand unterschiedlicher Kleidungsordnungen diskutiert, etwa mit Blick auf eine den aktuellen Wetterbedingungen (un-)angemessene Ausstattung, Funktionalität oder schlichtweg Geschmackspräferenzen. Diese haben quasi einen *Verweischarakter* auf den anderen Haushalt. In ihr dokumentiert sich eine grundsätzlich von der eigenen verschiedene Orientierung, die innerhalb der monolokalen Familie praktisch und kommunikativ bearbeitet und sich hierüber der eigenen Standards versichert wird. Beispielhaft sei dies wiederum anhand einer Beschreibung Marlenas zur wiederkehrende Eingangsszene nach Rückkehr der beiden Töchter Eva und Louisa illustriert:

„zum beispiel ist es so: dass äh (3) ((kurzes Auflachen)) dass der Samuel [Marlenas Partner] und ICH (2) ganz geNERVT und aggressIV mittlerweile auch reagieren WENN (3) zum beispiel die kinder für (-) für unser ermesen (.) UNangemessen der witterung gekleidet sind und dann hierher kommen (2) und schon vorprogrammiert schnupfen (.) husten (.) mandelentzündung haben (.) ((...)) und ich sag Samuel du glaubst gar nicht wie die heut hier ANgekommen sind oder die kommen hier an und haben noch die klamotten vom Donnerstag an die ich denen mitgegeben hab weil die eben grade dort keine klamotten haben die PASSEN, (-) dann sag ich das natürlich und dann sitzt der Samuel schon so da und sagt «Samuels Stimme nachahmend ›oh:: ich KANN das nicht mehr hören›und dann ist schon VORprogrammiert dass egal auch was darüber gesprochen wird so ne negative schwingung drin ist; (.) und das macht es immer ganz schön schwierig ((...)) und wenn wenn die uns dann von dem wochenende was berichten, (.) das hab ich jetzt auch beobachtet dass wir das ganz häufig tun; (.) wir hören uns das an, (.) und sobald die mädels aus dem haus aus dem raum sind dann nehmen wir das auseinander (-) dann sitzen wir da wirklich WIE so tratsch und klatsch ne «gereizte Stimme von Samuel nachahmend ›das kann doch nicht WAHR sein, (.) was macht denn der? (.) hat der die wieder so lange aufgelassen, (.)›und ((...)) der Samuel sitzt dann immer da und sagt ((lacht)) und «lachend ›das ist wirklich so der lieblingspruch «Samuels Stimme nachahmend ›oh: jetzt haben wir hier wieder eine woche zu tun bis die wieder in der spur laufen»“

(Marlena, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z1040-1061)

Bemerkenswert an dieser Stelle ist der sprachlich-syntaktische Wechsel der Beschreibung von einer personalisierten Rede in *Ich*-Form auf die kollektive Ebene des Personalpronomens *Wir*. Die beiden Töchter der Interviewten und das Leben im Haushalt des Vaters werden dem *Wir* von Mutter und Partner gegenübergestellt. Sie rekonstruiert sich und Samuel zunächst als bloße Rezipienten der Erzählungen der Töchter zu ihrem Aufenthalt am Ort des Vaters. Die Bewertung dieser Berichte wird von der Vorderbühne des familialen Gesprächs auf dessen Hinterbühne bzw. auf die Ebene des Paares verschoben. Diese Rekonstruktion der Interviewten erlaubt einen Einblick in die typische Umgangsweise mit dem 'Problem' der Irritation der lokalen Ordnung und damit in die praktischen Selbstverständlichkeiten der Interviewten resp. des Kollektives. In dieser Passage ist Marlenas Verweis auf den *Modus* der Bearbeitung dieser Differenzfeststellung mit ihrem Partner aufschlussreich: „wie so *Tratsch und Klatsch*“. Diese Erörterungen müssen ob ihres möglicherweise verletzenden Gehalts offenkundig vor den beiden aktiv multilokal lebenden Kindern verborgen werden. Hierin deutet sich im Sinne Bergmanns (1987: 191ff.) „Theorie des klatschhaften Handelns“ eine Praxis des *Informationsmanagements* auf der einen Seite an und auf der anderen die der Erhaltung und gegenseitigen Versicherung eines gemeinsamen Orientierungsrahmens und für die (mono-)lokale Gruppe konstitutiven Regel- und Ordnungsverständnisses. Wie für Klatsch charakteristisch, vermögen sich die passiv multilokal lebenden Eltern hierüber emotional zu stabilisieren, sich gegenseitig der gemeinsamen Wertevorstellungen versichern und damit die soziale Ordnung der monolokalen Gemeinschaft bestätigen. In der Verlagerung dieser Erläuterungen auf die Ebene des Paares dokumentiert sich gleichsam ein selbst auferlegtes *Diskursivierungsverbot*. Die Missbilligung der väterlichen Praxis wird kompensierend durch das Elternpaar besprochen. Beide Töchter scheiden als „Klatschrezipienten“ aus. Hier scheint ein Neutralitätsimperativ und die Loyalitätsverpflichtung der Eltern gegenüber den Kindern auf – die Egalitätsforderungen der aktiv multilokalen Kinder werden hierüber durch die Eltern bedient (vgl. zu *kommunikativen Schließungspraktiken* ausführlich Kap. 11.3.1 „Kommunikative Schliessung und Durchlässigkeit der Familienkerne“, S. 181ff.).

Die wiederkehrende Überbrückung differenzieller lokaler Ordnungen der beiden *Soziotope*, um den in Kap. 6.3.2, S. 104ff., diskutierten Terminus Denciks (2001) noch einmal aufzugreifen, stellt passiv multilokale Eltern wie aktiv zwischen den Haushalten pendelnde Kinder vor vielschichtige Herausforderungen. Die damit verknüpften Anforderungen und Handlungsweisen fasst Sören, der Vater aus Familie BFF2, mit den Begriffen *Switchvermögen* und

Switchen zusammen – zwei In-vivo-Codes, die diese Kompetenz und Praxis aus den im Kern homologen Beschreibungen der InterviewpartnerInnen dieser Untersuchung zu verdeutlichen vermögen.

„I: du hattest vorhin etwas (2) ((blättert)) das kehrte dann noch mal wieder irgendwo (2) grad eben und zwar ging es um (.) vorhin hattest du das SWITCHvermögen genannt und (2) das war in bezug auf dich SELBST, und dann ein zweites mal hast du das noch in bezug auf die Eva und die LOUISA (2) benannt (.) was meinst du mit SWITCHvermögen? (.) oder SWITCHEN?

SÖ: naja einfach im prinzip (.) ähm sich auf die neue familiäre situation EINzustellen immer wieder (1) aufs NEUE aber immer wieder in geWOHNTER weise (2) aber immer wieder mit (2) gar nicht so sehr neuen grenzen weil die grenzen sind nicht so unterschiedlich da ist einfach die abstimmung zum glück auch genügend und auch so sag ich mal die GRUNDEinstellung zum leben (-) dass es da nicht so viele unterschiede gibt (.) aber meines erachtens nach ne, (.) ähm aber eben trotzdem (.) und das ist ja für die kinder sicherlich noch viel viel schwieriger weil man es ja bei einem selber schon merkt wie anspruchsvoll das ist (-) ähm (.) ja dann immer wieder dieses soziale ne? (.) mit dem anderen mit der ANDEREN person mit dem ANDEREN umfeld mit den (2) doch GEGEBENheiten die anders sind; (.) und also dieser wechsel wirklich dieser ständi (.) dieses PENdeln ne? (.) wirklich dieses pendel was dann schwingt und was eigentlich aber nicht zum stehen kommt ne? (.) und (2) naja also STÄNDIG diese bewegung und STÄNDIG dieses (2) diese veränderte situation (2) anstatt vielleicht hier so ne GLEICHmäßigkeit (.) also das ist schon eine sache die FORDERT stark; (.) die ist eben also schon ganz schön (2) also die kostet sehr viel kapazität ne? (.) mental und auch so (.) ähm (.) körperlich;“

(Sören, Vater, Familie BFF2, Interview, Z479-492)

Dem positiven Gegenhorizont der Gleichmäßigkeit und Kontinuität einer monolokalen Haushaltslösung wird der stetige Wohnortwechsel der Kinder kontrastierend gegenübergestellt. Wenngleich an anderer Stelle der Interviews der Gewährspersonen auch Vorzüge herausgearbeitet werden, erfährt das multilokale Familienarrangement vor dem Hintergrund dieser mit dem Pendeln einhergehenden Einpassungsleistungen eine Problematisierung. In der Zusammenschau des Datenmaterials wird erkennbar, dass sich die in diesem Interviewauszug aufscheinenden Integrationsprozesse je nach Ausprägung der faktischen oder antizipierten Unterschiede zwischen den Orten und Faktoren wie der Konflikthaltigkeit der Beziehung zwischen den Eltern in unterschiedlichen Geschwindigkeiten vollziehen. Die Anpassungsleistungen und -bemühungen von Eltern und Kindern erstrecken sich dabei in zeitlicher Hinsicht

von einem bis auf mehrere Tage und weisen einen typischen bzw. rituellen Verlauf im Sinne einer *rite de passage* (vgl. Turner 1989) auf: (1) Kontrasterfahrung als Krise, (2) Ordnungsbehauptungen und Anpassungsprozesse sowie schließlich (3) erfolgreiche (Re-)Integration und Affirmation der lokal gebundenen sozialen Ordnung(spraktiken). Diese werden begleitet von Übergangsritualen *gewohnheitsmäßiger und ritueller Reinigung* nach dem Ortswechsel der Kinder (vgl. Kap. 11.3.6, 238ff.).

Deutlich wird auch in dieser Passage eine im Duktus einer *Zwei-Welten-These* formulierte Differenzannahme und/oder -beobachtung zwischen den beiden Orten familialen Lebens innerhalb des multilokal konfigurierten Arrangements. Trotz offenkundiger Versuche einer Harmonisierung der Lebensführungen beiderorts – „weil die Grenzen sind nicht so unterschiedlich da ist einfach die Abstimmung zum Glück auch genügend“ – stellt sich wiederholt der Bedarf, die mehrörtig lebenden Kinder in die jeweiligen lokalen Ordnungsrahmen einzubinden. Diese Re-Integrationsbemühungen stellen wiederkehrende Routinen dar. Sie werden gewohnheitlich ausgeführt und sind dennoch mit jeder Rückkehr nach Abwesenheit *neu* insofern, als die Notwendigkeit einer Adaption rhythmisch wiederkehrend kognitive, soziale und körperliche Herausforderungen für Eltern und Kinder darstellt und lokale Routinen irritiert. Diese Anforderung und Kompetenz bringt der interviewte Vater aus Familie BFF2, Sören, mit den Begriffen *Switchen* und *Switchvermögen* pointiert zum Ausdruck. Aus den Interviews mit den Kindern der Untersuchung lässt sich ablesen, dass zwischen den Beziehungen zu beiden Eltern an beiden Orten differenziert wird, unterschiedliche Verhaltenserwartungen erkannt und kontextgebunden bedient werden, was eine Übergangsphase der Eingewöhnung nicht obsolet werden lässt. Dieser Befund deckt sich mit den Erkenntnissen von u.a. Nixon et al. (2015) zu Kindern in Ein-Elter-Familien. Die AutorInnen stellen ebenfalls fest, dass „(...) moving across the boundaries of different households presented practical and emotional challenges and required careful adaptation to the demands of different contexts“ (ebd.: 1050). Die Eltern der vorliegenden Studie gehen grundlegend von einer Diskriminationsfähigkeit der aktiv multilokalen Mädchen und Jungen zwischen den ortsgebundenen Ordnungen und Regelwerken aus, wie folgender Gesprächsauszug mit Frank, Vater aus Familie NTF6, exemplarisch zeigen kann:

„F: Also klar, man klagt dann vielleicht irgendwie ((...)) 'Ist nicht so doll' oder sowas, ich war zum Beispiel jemand, ich bin immer noch der Meinung, dass sowas Gameboy oder Playstation oder irgendwas, finde ich ganz furchtbar. Drum hab' ich gesagt 'Will ich nicht, dass der Kleine das hat'. Lisa ist da anderer Meinung halt als ich.

I: Ja, ok, ja.

F: oder zum Beispiel darf er kein Fernsehen gucken, also mal ein Film, klar, aber jetzt nicht hier Kika, so ein Krimkrams. Das darf er bei Lisa, ne. Und da hat sich Rafael auch spannenderweise sehr dran gewöhnt, also hier darf er zum Beispiel auch alleine und länger an den Rechner dafür, ja, das darf er bei Lisa dann nicht so lange. Und so ist es dann, so weiß er einfach wo er ist, dann sind die Regeln halt irgendwie unterschiedlich.“

(Frank, Vater, Familie NTF6, Interview, Z611-626)

Und auch Miriam, Mutter aus Familie NTF7, findet Evidenz dafür, dass die Kinder zwischen differenziellen Erziehungspraktiken zu unterscheiden wissen und kann hierüber mögliche Problematisierungen (durch Dritte) entproblematisieren.

„Ich weiß, dass er die Kinder eher dazu erzieht, selbständig zu sein, und sie sind oft auf sich allein gestellt. ((...)) Ich weiß, ich wäre nicht so in der Lage dazu, als Mutter ist man da glaub ich irgendwie anders gestrickt. ((...)) äh, und für die Kinder ist es ja eigentlich auch nicht schlecht, früh selbständig zu sein, aber ich find's jetzt nicht schlimm, dass ich es nicht genauso mache. Also ich denke, sie können das auch sehr gut unterscheiden, sonst würden sie ja permanent sagen, „aber bei Papa ist es so und so und so, und ich will das hier auch“, und das ist ja nicht so.“

(Miriam, Mutter, Familie NTF7, Interview, Z1008-1016)

Gleichwohl fällt die Bewertung dieser Fertigkeit der Kinder weder bei Miriam in der Gesamtschau ihres Interviews noch bei den anderen Eltern des Samples eindeutig aus. Vielmehr zeichnen die Beschreibungen ein ambivalentes Bild, welches die damit verknüpften Anforderungen als erhebliche kognitive und soziale Herausforderungen sowie deutlichen Stressor für die Kinder markieren und das multilokale Wohnarrangement mindestens mit leisem Unterton hinterfragen, wie folgender Auszug aus dem Interview mit Samuel, sozialer Vater aus Familie BFF2, beispielhaft zu veranschaulichen vermag:

„ein nachteil ist wirklich eben dass man (2) ne gewisse richtung für seinen haushalt gefunden HAT (2) ((...)) wenn das nicht irgendwo konform läuft kann es anstrengend werden (2) ich glaube das KANN der größte nachteil sein den es dann überhaupt gibt; (-) weil darauf baut eigentlich vieles dann auf; (—) probleme, (.) sei es jetzt ähm wie alltägliche dinge wie was entschieden wird dort wurde es so entschieden nicht bloß für UNS probleme, (.) sondern auch für die kinder von der sichtweise der kinder weil im grunde genommen müssen die kinder ja immer gucken okay ich darf das wenn ich das jetzt im unterbewusstsein jetzt wieder DA mit reinbringe krieg ich meinetwegen dort geschimpft oder wie auch immer oder krieg das verboten oder dort darf ich das nicht, ALSO ist es für mich wieder anstrengend dort zu gucken dass ich das NICHT mache,

(.) dass ich das außen vorhalte sondern heb mir das für das nächste mal mit auf; (-) genauso auch andersrum ich nehm von DA wieder was mit wo ich DORT das nicht darf oder mehr darf und ich glaube das ist für die KINDER sehr anstrengend dann immer so hin- und her zu switchen zu sagen okay (.) das ist jetzt meine gehirnhälfte für den haushalt und das ist jetzt die gehirnhälfte für den haushalt das ist denk ich mal schon;

(Samuel, sozialer Vater, Familie BFF2, Interview, Z1177-1191)

Der Interviewte dieses Gesprächsauszugs problematisiert die Diskrepanz unterschiedlicher „Richtungen“ der beiden Wohnstandorte der aktiv multilokalen Kinder. Beide Familienkerne finden offenkundig einen unterschiedlichen Umgang mit „alltäglichen Dingen“, die Samuel exemplarisch mit „wie was entschieden wird“ elaboriert – es geht darum, wie Entscheidungsfindungen in beiden Haushalten durchgeführt werden und welches Maß an Partizipation den Kindern eingeräumt wird. Das vom leiblichen Vater unterschiedliche Erziehungsverhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern des mütterlichen Haushalts wird Samuels Beschreibung nach regelmäßig mit Rückkehr der beiden Töchter neu (nach-)justiert. Die lokalen Ordnungsbehauptungen werden hiernach regelmäßig neu vermessen. Diese Phase der Eingewöhnung und Re-Integration fordert den wiederkehrenden Kindern ein differenziertes Verständnis der unterschiedlichen Interaktionslogiken beider Teilfamilien ab. Der Interviewte illustriert dies anhand zweier Gehirnhälften, die beide unabhängig voneinander an einen wie am anderen Ort angesprochen werden. Die Problematisierung dieses Umstandes geht jedoch offenbar nicht damit einher, die Anforderungen an die Kinder zu mindern und mögliche Brüche zu mildern. Der Nachteil des Wechselarrangements wird vielmehr in der wiederkehrenden Perforation lokaler Ordnungssysteme gesehen, die mit erneuten – und mitunter konflikthaft verlaufenden – Aushandlungsprozessen um stabil geglaubte bzw. gewünschte Handlungssicherheit einhergehen.

11.5 Familiäre Identitätspolitik und Perforationen lokaler Ordnungen

In den vorangestellten Darstellungen sollte deutlich geworden sein, dass die für familiäre Identitäten konstitutiven haushaltsgebundenen *Behauptungen* sozialer und ästhetisch-materieller Ordnungen sowie die alltägliche Lebensführung der Familien eine räumlich und zeitlich gebundene *strukturierende wie strukturierte Struktur* (Bourdieu 1976: 164f.) darstellen bzw.,

um bei dem im wörtlichen Sinn treffenden Bild Hägerstrands (1985) zu bleiben, *pockets of lokal order*, die Lenntorp (2004: 225) daran anknüpfend wie folgt beschreibt: „Almost all human activity requires a certain order for it to be successfully carried out. Among a number of considerations, such order requires that a specific defined section of time-space is endowed with particular infrastructure and that it has a more or less formal system of regulation to facilitate the execution of the aforementioned activities. The system of regulation both regulates the activities within pockets of local order as well as their interaction with the outside world“. Wie aus den Interviews und Gruppendiskussionen der vorliegenden Untersuchung hervorgeht, beanspruchen die Familienmitglieder beider Kerne in räumlicher und zeitlicher Hinsicht eine stabile Geltung ihrer (rituellen) sozialen Ordnungen – eine Reihe von Fragen sollen eben gerade nicht wiederholt zum Gegenstand von Aushandlungsprozessen werden, etwa jene nach dem Zeitpunkt, dem Ablauf, der Ausstattung und dem personellen Arrangement von Mahlzeiten, die Frage nach der Aufteilung von Haushaltsverrichtungen auf die Mitglieder der Familie oder aber auch Medien- und Warenkonsum als Teil einer pädagogischen Praxis. Freilich wäre es eine naive Vorstellung anzunehmen, dieses System aus Regularien und Übereinkünften sei unerschütterlich. Innerhalb der Familienforschung besteht bereits mit Blick auf die „Normalfamilie“ Konsens darüber, dass diese und andere Aspekte alltäglichen Lebens in einer solchen Gruppe fluide sind und immer wieder auch zur Disposition gestellt werden – bei einer beobachtbar verstärkten Diskursivierung zwischen Eltern und Kindern mit unterschiedlicher Durchsetzungskraft und damit unterschiedlichem Erfolg. Für mehrörtig situierte Familien mit an zwei Orten regelmäßig lebenden Kindern lässt sich jedoch eine Besonderheit konstatieren. Die aktiv multilokalen Kinder können als irritierende Größe raumbundener sozialer Ordnungen und Reintegrationsherausforderungen für das mit deren Rückkehr erweiterte monolokalen Familienensemble gelesen werden. Die für eine Selbstbeschreibung einer Gruppe als Familie bedeutsamen lokalen Praktiken erfahren durch die pendelnden Kinder Einträge, welche die Absicherung der gewohnheitsmäßigen Abläufe, Einstellungen- und Wertgefüge am Ort der monolokalen Familie irritieren können. Das heißt, das für einen Ort *eigenartige* Muster an alltäglichen und rituellen Praktiken und das damit verknüpft Know-how lassen sich als durchlässig beschreiben. Die behaupteten Ordnungen – bezogen auf Rollen und Hierarchien, Weisungskompetenzen, Entscheidungsautonomien, Praktiken der Alltagsorganisation und habituelle Lagerungen – spannen quasi eine beide Spähren trennende Schicht auf, die durch Einträge der Kinder in Form von für den anderen Ort typischen Handlungsweisen *perforiert* und damit regelmäßig verletzt wird. Die

ortsgebundenen Ordnungen sind hiernach fragil und entsprechen in ihrem Charakter einem Arbeitskonsens der Mitglieder eines Haushaltes, der immer wieder Gegenstand von Aushandlungsprozessen ist und – wie mit Blick auf die Re-Integrationsbemühungen von Eltern wie Kindern erkennbar wurde – erneuert werden muss. Zu den ohnehin in den Familienkernen stattfindenden Verschiebungen und Reformulierungen kommen demnach regelmäßig äußere Einträge und Novellierungsversuche der mehrörtig lebenden Kinder hinzu. Die Herstellung von gruppenbezogener Identität wird hiernach überdeutlich zu einer fast politische Züge annehmenden und Territorien markierenden *familialen Identitätsarbeit*. Dies wiederum bildet eine eigene und durch die Familien der Untersuchung stets als solche betonte Normalität ab, die zwei Kontinuitäten in einem Haushalt kennt: (1) die Kontinuität der monolokalen Familie und ihre lokal gewohnheitlichen Praktiken und Eigenart und (2) die Kontinuität der zyklischen Rekonfiguration der um die aktiv multilokalen Kinder erweiterten Familie und die daraus hervorgehenden (Re-Integrations-)Herausforderungen.

11.6 „Ausgleichen, Vermitteln und Verknüpfen“ – Eltern multilokaler Kinder als alltags- und zwischenweltliche Mediatoren mit doppeltem Mandat und Deutungshoheiten

Aus den Gesprächen mit den erwachsenen InterviewpartnerInnen geht hervor, dass die Verantwortung und Sorge um die aktiv multilokalen Kinder im Wesentlichen bei den leiblichen Eltern verortet wird. Dies wird zum einen vor dem Hintergrund der getroffenen geteilten Sorgerechtsregelungen mit der paritätischen Teilhabe der Eltern am Leben der Kinder plausibel. Andererseits hat diese Arbeitsteilung Verweischarakter auf die Ausgestaltung der Beziehungen zwischen den Kindern und sozialen Eltern resp. PartnerInnen der Väter und Mütter. Deren Stellung tritt aus der Perspektive der Kinder hinter die der leiblichen Eltern zurück (vgl. Kap. 11.3.3, S. 201ff.). Bedeutsam in diesem Zusammenhang scheint auch, dass die biologisch-sozialen Eltern offenbar über Zuteilungsrechte verfügen. Sie räumen Kompetenzen ein und gewähren Zuständigkeiten. In den Erwägungen über das richtige Maß der Einbindung in die Sorgearbeit scheinen immer wieder auch Entlastungsargumente zugunsten der sozialen Väter und Mütter auf. Die PartnerInnen finden sich in die Rolle von RatgeberInnen ein und werden in den Austausch *über* die Kinder eingebunden. Die in so großen Teilen alleinige Verantwortung der *praktischen Betreuung* der Kinder wird als unhinterfragte Selbstverständlichkeit erachtet, die durch die rechtlich zugesprochene und biologisch fundierte Hoheit der leiblich-sozialen Eltern gesichert ist. Während die sozialen Mütter und Väter für die Beziehungen mit den Kindern als „unsichere“ Größe interpretiert werden – so bleibt etwa offen, wie deren Beziehung zu den Kindern nach einer möglichen Auflösung der Paarbeziehung ausfällt – scheinen die biologischen-sozialen Eltern – dies ist eine von Kindern und Eltern geteilte Erfahrung aus der zurückliegenden Trennung des Elternpaares – als Konstante und „natürliche Bezugsperson Nummer eins“ auf, wie es Zacharias aus Familie BFF3 beschreibt:

„was ich schon sagte (.) dass ich eben natürlich die äh bezugsperson nummer eins bin und so für Jasmin und dass sich da Silvia schon in in in vielen dingen einfach auch zurückhält so was gerade was erziehung angeht oder was immer (1) ((...)) das überlässt sie mir eigentlich auch größtenteils so ((...)) früher war das glaube ich auch mehr (3) die ausnahme (-) das wollte ich auch so (-) ich wollte irgendwie (9) Silvia nicht so äh (2.5) großartig mit so nem (.) mit so einer verANTwortung beHELLigen (.) vielleicht klingt das blÖD aber (-) aber ich wollte sie da jetzt nicht (.) erstmal nicht großartig da

mit REINziehen; oder oder sowas wie ähm: (1) ich komm gerade später von arbeit, (.) kannst kannst du solange noch auf Jasmin AUFpassen? oder kannst kannst du sie mal vom KINDERladen abholen (.) das waren GANZ extrE:me ausnahmen die so gut wie gar nicht passiert sind (.) so (-) ganz ganz selten; dass sich Silvia da mal oder oder dass ich auch wollte dass sich SD jetzt direkt um sie KÜMMERT“

(Zacharias, Vater BFF3, Interview, Z470-494)

Diese differenzielle Arbeitsteilung schlägt sich auch in der Ausgestaltung der Alltags der leiblichen Eltern bei An- und Abwesenheit ihrer Kinder nieder. So dokumentiert sich die exklusiv gestellte Verantwortung in einem bei Anwesenheit der Kinder anderen Zeitregime. Beobachtbar sind zweierlei zeitlich-räumliche Muster alltäglicher Lebensführung, wie der interviewte Vater ausführt:

„((...)) das ist auch noch so ein punkt; (.) also ich hab äh (.) äh sozusagen arbeite ich verkürzt am montag und am diensttag und an jedem zweiten freitag so damit ich halt sozusagen die Jasmin abholen kann und und Jasmin-Dienst habe mehr oder weniger;“

(Zacharias, Vater BFF3, Interview, Z288-290)

Jasmins Mutter, Kirsten, schildert in ganz ähnlicher Weise eine zyklisch wiederkehrende Verschiebung ihres Aufmerksamkeitsfokus und alltäglichen Raum-Zeit-Musters mit starkem Verpflichtungscharakter, eine Konzentration und gleichsam Entlastung bei Abwesenheit:

„((...)) ich denk das in meinem kopf schon so also dann gibt es dann halt wochenenden oder tage wo ich auf die Jasmin keine rücksicht nehmen muss da muss ich dann nur auf die anderen beiden [Kinder] rücksicht nehmen und ähm (1) ((...)) aber da ähm hat das mit ihr glaub ich schon häufig priorität, (.) so dass ich auch denke wenn ich mich jetzt abends noch mit jemanden verABrede, mache ich das jetzt auch eher an DEN abenden wo sie nicht da ist; (1) obwohl ich da ja auch sagen könnte jetzt ich geh jetzt heute um acht weg (-) ab und zu mach ich das auch (.) aber ähm (.) ich bemü mich dann SCHON dass ich dann auch da bin also insofern äh (2) hat sie es da wenn sie da ist vielleicht sogar ein bisschen besser als ihre geschwister weil das berücksichtige ich so ein bisschen mehr in meinem kopf dass sie dann halt da ist und dass ich mich dann bemühe da (2) auch da zu sein ((...))“

(Kirsten, Mutter BFF3, Interview, Z257-265)

Die Beschreibungen und Erzählungen der Interviewten legen die Deutung nahe, dass diese Verschiebungen nicht folgenlos für die Beschreibungen der Eigenfamilien bleiben. Die wechselnden Lasten der Verantwortung stehen offenbar in einem Zusammenhang zur Sicht der

Eltern auf ihre monolokale Familiengemeinschaft, die wiederholt eine Erweiterung und Verkleinerung um die multilokalen Kinder erfährt.

„((...)) also ICH für MICH fühl mich immer nicht so ganz also ich kann das genießen ne? (.) was ich vorhin gesagt habe aber (3) für mich FEHLT da was, (.) weil für mich gibts nur uns sechs also ich weiß für mich gibts auch also es gibt auch uns VIER, aber so INSGESAMT als rundes ganzes gibts in dem wir-gefühl nur uns sechs; (.) anders könnte das gar nicht sein (2) und ich glaub aber im im umgang oder in der beziehung mit dem SA (3) macht es durchaus einen unterschied und es gibt ein anderes wir-gefühl; (.) weil WENN grad so spannungen auftauchen ((...)) wo dann der Samuel gesagt hat weißt du ich ((...)) ich weiß gar nicht mehr was ich noch machen soll ich kann auch grad mit den mädels nicht umgehen (.) ((...)) DA hab ich deutlich das gefühl dass es DANN einen unterschied macht ob wir nur vier sind weil DANN, (2) unsere beziehung und unser umgang sich anders miteinander gestaltet als dass ICH nicht gucken muss gibts grad konflikte zwischen den mädels und dem Samuel? (1.5) muss ich da irgendwas (-) ähm (—) AUSgleichen oder SOLLTE ich das tun wie gehe ich mit den mädels um wie gehe ich da mit dem Samuel um wie wie (2) muss ich da irgendwas (-) verKNÜPFEN oder irgendwas verMITTELN, dass die miteinander klar kommen? (2) DA denk ich IST es entspannter dann manchmal wenn die mädels eben durchaus nicht da sind und der Samuel da auch mal loslassen kann ((...)) ich glaub es gibt ein anderes WIR wenn (.) ähm (.) wenn die mädchen so nicht da sind in ((...)) ich eben manchmal auch entspannter bin weil ich dann sag okay jetzt muss ich mich darum NICHT kümmern“

(Marlena, Mutter BFF2, Interview, Z956-991)

Im Gesprächsauszug mit Marlena, der Mutter aus Familie BFF2, wird über die Feststellung unterschiedlicher Qualitäten von Alltags- und Konfliktmanagement bei An- und Abwesenheit der mehrörtig lebenden Kinder hinaus erkennbar, dass deren Eltern eine Schlüsselfunktion zukommt in der Organisation der multilokalen Lebensführung sowie in der Vermittlung zwischen beiden Soziotopen, den pendelnden Kindern und den „Ortsansässigen“ der monolokalen Haushaltsgemeinschaft. Sie sind dual orientiert am ortsgebundenen Beziehungsgefüge ihres Haushalts sowie an dem erweiterten. Beide Elternteile, so lässt sich im empirischen Material beobachten, sind mit einem *doppelten Mandat* ausgestattet. Auf der einen Seite muss ein Sinn für Gemeinschaft und *Wir-Gefühl* in der Familie des eigenen Haushalts hergestellt und aufrechterhalten werden. Auf der anderen Seite sind die gleichen Eltern angehalten, zum Haushalt und zur Familie des jeweils anderen im Sinne des gemeinsamen pendelnden Kindes Bezug zu nehmen – alltagspraktisch und im Sinne eines gemeinschaftlich Ganzen. Die periodisch pendelnden Kinder können somit als Kristallisationspunkt einer die Haushalte

übergreifenden Gemeinschaft gedeutet werden. Die darin eingelassenen raumübergreifenden Verflechtungsbeziehungen basieren dabei auf instrumentellen und organisatorischen Aushandlungsprozessen. In den Beschreibung komplexer Vermittlungsanstrengungen treten die leiblichen Väter und Mütter verstärkt als *MediatorInnen* zwischen unterschiedlichen Positionen in Konflikten auf, lösen Spannungen, sind um die Ausbalancierung von Gegensätzen bemüht und finden sich in der Position wieder, die ortstypischen Gepflogenheiten gegenüber den wiederkehrenden Kindern durchzusetzen. Während die Beziehung zu Töchtern und Söhnen insofern gesichert ist, als auf ein in der Regel erfahrungsgesättigtes Vorwissen zurückgegriffen werden kann, zeigt der Umgang in der Mediation zwischen den verschiedenen AkteurenInnen ungewohnte Unsicherheiten. Die Beschreibungen und Erzählungen in den Interviews zeigen, dass die Mütter und Väter in Suchbewegungen nach Handlungsalternativen sind und sich der Wahl probater Mittel nicht sicher sein können. Um ein Vielfaches voraussetzungsvoller ist die Beziehung der multilokal lebenden Kinder zu den PartnerInnen der leiblichen Eltern. Die Interviews selbst sind Zeugen eines Höchstmaßes an Reflektiertheit von Eltern wie Kindern und der Reflexivierung bzw. Diskursivierung des Arrangements und ihrer Gemeinschaft(en). Sie können als Belege für eine für die untersuchten Familien *typische Praxis des Familien- resp. Paargesprächs* interpretiert werden, in der das Ensemble und seine Identität verstärkt und wiederholt er- und überarbeitet wird, wie es Berger/Kellner (1965) mit Blick auf die Wirklichkeitskonstruktionen im Medium des ehelichen Gesprächs herausgearbeitet haben. „Lernen in dieser Konstruktion zu laufen“, so formuliert Marlena den Anspruch ihres Partners Samuel (BFF2, Interview, Z1000f.), stellt sich als Aufgabe offenbar nicht allen Akteurinnen und Akteuren dieses Arrangements gleichermaßen. Im Gegensatz zu einem organisch-natürlichen Gebilde scheint hier in der Orientierung der Interviewten der Konstruktionscharakter und damit das Erarbeitete des Arrangements auf. Daran an schließt die Frage, wer hier als maßgebende/r KonstrukteurIn tätig ist und wer sich dem Konstrukt eher gegenüber sieht und dessen „Mechanik“ nachzuvollziehen lernen muss. So lässt sich zum einen ein Vorsprung der Eltern gegenüber ihren PartnerInnen und zum anderen gegenüber den multilokalen Kindern selbst beobachten. Wiederum sei der Blick auf einen Auszug des Interviews mit der Mutter aus Familie BFF2, Marlena, gerichtet:

„((...)) und dann ist es häufig aber SO, (.) dass ich schon wieder einen schritt weiter war indem ich mit Eva und Louisa gesprochen hab und gesagt hab passt auf leute das und das läuft im moment ÜBERHAUPT gar nicht ihr widersprecht andauernd, (.) ihr macht im haushalt nichts mit also ihr (2) ihr deckt nicht den tisch, (.) ihr wischt den tisch nicht ab (.) ihr nehmt einfach alles so hin wie es ist und es ist ein gefühl als dass ihr

euch nur bedienen lasst; (.) jetzt mal als beispiel (.) weil das war jetzt neulich grad so (.) dann rede ich mit denen, (—) und MANchmal auch wirklich voreilig indem der Samuel da nicht dabei ist und dann sind wir DREI, (2) schon einen schritt weiter gegangen;“

(Marlena, Mutter BFF2, Interview, Z1002-1010)

Die Darlegungen der Interviewten zeigen, dass sie in der Triade mit den beiden Töchtern unabhängig agiert und ihre Alleinverantwortung beansprucht und wahrnimmt. Sie rekonstruiert eine gewohnheitsmäßige Strategie des Umgangs mit Spannungen und Konflikten. Die bilateralen Gespräche begründen eine exklusive Gesprächspraxis, die eine Lösung bestehender Konflikte herbeiführt, Samuel als den Konfliktpartner jedoch nicht einbezieht. Zu dritt erarbeiten sich Mutter und Töchter einen Wissensvorsprung gegenüber dem Partner und sozialen Elter Samuel, dessen Teilhabe folglich auf ein Informationsrecht reduziert wird, der aber von den Folgen der Entscheidungen berührt ist. Sie sind bereits einen Schritt weiter, wie es die Interviewte treffend fasst, und ihr Partner kann der Fährte nur noch folgen und in diese hineintreten, um in diesem Bild zu bleiben. Hierbei kommt der rituellen Bearbeitungen von Konflikten durch Teile des Familienkollektivs eine Funktion zu, die mit Audehm/Zirfas (2005: 150) trefflich bestimmt werden kann als „fortlaufende performative Definitionsversuche, die skizzieren, wie ein gemeinsames Leben aussieht, wie die Rollen in ihm verteilt sind, wie man sich wechselseitig in Beziehung setzen möchte bzw. sollte und wie Macht verteilt, Autorität realisiert und Verhalten bestimmt und eingefordert wird“. Diese vorweggenommene Alleinverantwortung ist begleitet von einem Austarieren zwischen der Vermittlung verschiedener Interessen und einer Kanalisierung zu einer *Kompromissharmonie*, die das Miteinander-Auskommen sichert. Ähnlich anderen leiblichen Eltern multilokaler Kinder dieser Studie kommt Marlena eine Position zu, die es ihr erlaubt, zu *differenzieren* und zu *harmonisieren* bzw. die sie in den Zugzwang bringt, dies zu müssen. Hierüber spielen sich bei den Alleinverantwortung beanspruchenden Eltern Deutungshoheiten ein bzw. werden diese angeeignet, wie folgender Auszug aus dem Gespräch zwischen der Mutter Annett und ihrem Sohn Anton aus Familie BFF1 mit Blick auf den Versuch einer Normalisierung des Modells und der Selbstversicherung der Mutter zeigen kann:

„I: ((...)) vielleicht steigt ihr einfach ein mir noch einmal ein bisschen darüber zu erzählen wie man sich das vorstellen kann; (.) so eine familie an ZWEI orten; (.) familie und ZWEI zuhause, (.) wie läuft das?

((...))

AN: darf ich AUCH etwas fragen?

I: ja klar, (.) ihr dürft euch das (-) selbst organisieren; ((AG und I lachen))

(...)

A: was ich da noch fragen wollte, (.) wie ist denn das in der zwischenzeit für dich (-) ähm (-) wenn du weißt morgen geht es wieder zum papa; (.) ne? (.) heute ist Mittwoch

AN: ja

A: übermorgen quasi (-) und wenn du dir jetzt vorstellst heute ist donnerstagABEND, morgen gehst du zur schule, (.) danach bist du beim papa; (.) ist das inzwischen (-) rein gewo:hnheit, (.) das ist so: (.) oder ist das irgendwie trotzdem noch komisch?

AN: gewohnheit

A: freust du dich? (.) macht dich das traurig dass du immer diesen wechsel haben musst?

AN: ist gewohnheit; (.) finde ich

A: das ist schon ganz normal;

AN: ja“

(Annett und Anton, Familie BFF1, Gruppendiskussion, Z9-41)

Gerichtet an den Sohn stellt die interviewte Mutter in der Eröffnungssequenz die Frage, ob der Wechsel und das Wissen um den Ortswechsel eine gewohnheitsmäßige Praxis ist und damit Normalität oder ob diese trotz der Regelmäßigkeit irritiert. Damit setzt sie eine Proposition. Der Wechsel und damit die Abwesenheit des jeweils anderen Elternteils münden in einer Normalität, die verstetigt keine Irritationen hervorruft bzw. nicht mehr reflektiert wird. Der Wechsel ist zudem ein Muss, das von ihrem Sohn nicht frei gewählt ist, jedoch einen gangbaren Kompromiss darstellt, bei beiden Elternteilen aufzuwachsen. Dies wird durch Mutter und Sohn gleichermaßen validiert. Gewohnheit, und damit wiederholende Rhythmen, erzeugen *Normalität im Rahmen des Möglichen* – eine gängige Argumentationsfigur der InterviewpartnerInnen auch anderer hier untersuchter Familien. Die Nachfragen der Mutter an den Sohn nach einer Normalisierung im Sinne einer Gewöhnung an die Umstände kann als Versuch einer Legitimation des Modells und das Anzeigen einer als *normal* verstandenen Familie interpretiert werden. Der Sohn wird zur Gewährsperson einer Eigenversicherung und einer Versicherung von Normalität des Arrangements gegenüber dem Interviewer als Repräsentanten eines antizipiert kritisch-begutachtenden Expertendiskurses zum „Wechselmodell“. Der räumliche Wechsel wird durch die Mutter problematisiert, um durch die erfragten Einschätzungen des Sohnes entproblematisiert, vom Verdacht der Gefährdung entlastet zu werden. Dies wird umso plausibler, wenn der regelmäßige Ortswechsel des Kindes vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Primats der Sesshaftigkeit, assoziiert mit Stabilität und Kontinuität, als deviant und die psycho-soziale Entwicklung des Kindes gefährdend erkannt werden kann. Das Arrangement aus einem möglichen Pathologieverdacht herauszurücken,

kann gelingen, indem andere Modelle problematisiert, ja gar pathologisiert werden (vgl. Kap. 12.4.2, S. 307ff.).

Die Beschreibungen der interviewten Kinder und Eltern stützen die Beobachtungen anderer Untersuchungen (vgl. Bermann 2015, Morgan 2011), dass die mehrörtig verfassten Familienarrangements nach Trennung und Scheidung das Handlungs- und Einflusspotenzial der Kinder – ihre *agency* – bei der Herstellung des familialen Alltags und von Identität erkennbar werden lassen. Gleichfalls lässt das Material einen Machtvorsprung in der Eltern-Kind-Beziehung erkennen, der zum derzeit dominanten Egalitätsdiskurs der Kindheitsforschung in gewisser Weise quer steht. Dies bezieht sich dabei explizit nicht nur auf die grundlegende Entscheidung über die Multilokalisierung der Kinder. Das *Einpflegen* eines spezifischen Familienbildes läuft nicht ohne Dissens ab. So zeigen insbesondere die Gruppendiskussionen, dass es sich hierbei nicht um einen im Duktus Habermas' (1982) *Diskurs im herrschaftsfreien Raum* handelt. Wie bereits eine Vielzahl anderer Studien auf Machtgefälle im Generationenverhältnis zwischen Eltern und Kindern aufmerksam gemacht hat (vgl. wiederum Audehm/Zirfas 2005), zeigt sich auch hier, dass die Deutungshoheiten zumeist bei den erwachsenen Familienmitgliedern liegen, die trotz höherem Partizipationsrecht der Kinder ihren Deutungsvorsprung behaupten. Gleichwohl wird erkennbar wird, dass die Kinder Elaborationen und Differenzierungen dieser Selbst-Interpretationen als Familie beitragen können und dürfen.

11.7 Abwesende Anwesenheit des anderen Familienkerns: Interdependenzen im Alltag und biographische Perspektiven

Persönliche Beziehungen sind mit Lenz/Nestmann (2009: 11f.) neben einem hohen Maß affektiver Zuneigung durch die personelle Unersetzbarkeit der Akteurinnen und Akteure, ein umfassendes persönliches Wissen der Beziehungspartner, eine relative Dauerhaftigkeit der Beziehungen und eine *ausgeprägte Interdependenz* gekennzeichnet. Bedeutsam für die Aufdauerstellung der persönlichen Beziehungen innerhalb der Familie sind die fortwährende Aktualisierung über regelmäßige Interaktionen und ein gewisses Maß an räumlich-zeitlicher Kopräsenz. Während „die Normalfamilie“ diesbezüglich auf ein relativ gesichertes Repertoire an handlungsleitenden Orientierungsfolien für die Ausgestaltung ihrer alltäglichen Lebensführungen und die Herstellung von Gemeinschaft und Identität zurückgreifen kann, müssen Eltern und Kinder in multilokal situierten Familien innovative Praktiken und Deutungsmuster entwickeln, diskursivieren und verstetigen, wie die vorherigen Ausführungen zeigen konnten. Im Kontext von Trennung und Scheidung gilt dies umso mehr, als dem Imperativ des Kindeswohles folgend mit wachsender Zahl durch die ehemaligen BeziehungspartnerInnen Wohnarrangements gefunden werden, die es den Kindern ermöglichen sollen, Familie über den damit einhergehenden räumlichen Bruch hinweg aufrechtzuerhalten. Die in diese Arrangements eingelassenen zuvor überwiegend monolokal gelebten persönlichen Beziehungen werden im Zuge ihre Multilokalisierung nicht gelöst, sondern neu arrangiert und interpretiert. Die An- und Abwesenheit der Kinder und der ‚andere Ort‘, d.h. der zweite Haushalt mit seinen eigenen interaktiven Logiken, in dem die Kinder leben, hat weitgreifende Implikationen sowohl für die praktische alltägliche Ausgestaltung familialen Lebens, für die biographischen Perspektiven der einzelnen Akteurinnen und Akteure wie für das Selbstverständnis dieser Familie resp. Familien. So lässt sich anhand des empirischen Materials zeigen, dass zwischen beiden Familienkernen komplexe Wechselwirkungen und Interdependenzen wirksam sind. Diese lassen sich zum einen auf die Ebene der einstigen Paarbeziehung beziehen: die Trennung vom Partner/von der Partnerin ist eine, die auf der Ebene des Paares vollzogen wird, nicht jedoch auf der des *Elternpaares*. Die Übernahme der sozialen Rollen der Eltern im Alltag der Kinder in einem multilokalen Familienarrangement bindet die erwachsenen Beziehungspartner weiterhin aneinander – zumeist mit pragmatischem Zuschnitt, wie weiter oben gezeigt werden konnte (vgl. Kap. 11.3.1, S. 181ff.). So resümiert Frank, Vater aus Familie NTF6 (Interview,

Z497-499): „Das ist so der Nachteil an dieser ganzen Konstellation, dass man halt schon so ein bisschen noch an seine Ex-Beziehung quasi gekettet ist“. Es lassen sich darüber hinaus eine Reihe weiterer Verflechtungszusammenhänge zwischen beiden Haushalten resp. Familien beobachten. So bleiben Entscheidungen am einen Ort oftmals nicht ohne Konsequenz für den anderen. Dies betrifft zum einen das Erziehungsverhalten beider Eltern: gesetzte Beschränkungen oder Erlaubnisse im einen Haushalt werden im anderen durch die Kinder behauptet und ggf. abgewehrt. Zum anderen lassen sich Abhängigkeiten, Einschränkungen und Abstimmungsbedarfe mit Blick auf langfristige biografische Planungen der Familienakteure ebenso wie die zeitlich-räumliche Synchronisierung von kurz- und mittelfristigen Unternehmungen der Teilfamilien feststellen. So bindet die mehrörtige Lebensführung der Kinder Eltern, PartnerInnen und Mitglieder der monolokalen Familienkerne an einen Ort, soll dieses Arrangement in paritätischer Weise praktikabel bleiben. Die Entscheidung über einen Wohnstandortwechsel – etwa aus Gründen eines Arbeitsplatzwechsels oder zeitlich befristeter Projektarbeit außerhalb des Landes – ist eine, die nicht unabhängig vom anderen Familienkern getroffen werden kann und weitreichender Abstimmungsprozesse bedarf. Gleiches ist etwa im Falle längerer Urlaubsaufenthalte berichtet worden. Die individuelle Autonomie der Akteurinnen und Akteure und der Familiengemeinschaften an den Wohnstandorten ist hiernach beschnitten. Die Organisation der familialen Lebensführungen muss in einem Mindestmaß miteinander abgeglichen werden, wie es exemplarisch Kirsten, Mutter aus Familie BFF3, in ihrem Interview beschreibt. Sie illustriert diesen Umstand anhand von Abstimmungsprozessen mit dem Haushalt des Vaters mit Bezug auf für ihre monolokale Familiengemeinschaft bedeutsame soziale Ereignisse:

„((...)) also was die wochenenden etwa angeht (.) ähm das ist ja einfach; (.) wenn du auf diesen KALENDER guckst (.) da ist halt jedes zweite wochenende hat so einen grünen strich; (.) da ist sie halt hier und das wissen wir beide irgendwie relativ lange im voraus ((...)) wissen wir oder plane ich sowas was (.) weiß ich zwei drei monate im voraus und wenn ich dann überlege, (.) was weiß ich (.) gehen wir jetzt Jans mutter besuchen die da in der nähe von [Stadt] wohnt würde ich dann (2) normal guck ich dann halt ist das ein wochenende wo die Jasmin auch da ist; (.) weil die fährt da gerne hin und äh ja würde mich dann eher an der existierenden planung mit dem Zacharias orientieren und dann gucken wir wie passen denn da andere sachen rein und es kommt aber auch häufiger vor dass irgendwer zu besuch kommt den sie auch gerne mag und sie ist dann halt nicht da und die sind dann (2) manchmal enttäuscht oder (1) ja aber das ist halt nun mal so“

(Kirsten, Mutter BFF3, Interview, Z167-177)

Die Abstimmungsleistung von Anwesenheitszeiten der Kinder, so wird deutlich, bestimmt *Planungen* und das *Planungsverhalten* der Familien, zuvorderst der leiblichen Eltern, an beiden Orten. Spontane Anwesenheitswünsche und kurzfristige Änderungen in der Organisation der Familienkerne kollidieren mit dem Anspruch der Eltern auf Planungssicherheit. Diese Orientierung ist konfundiert mit den in den Interviews der Kinder und Erwachsenen immer wieder aufscheinenden *Prinzipien paritätischer und egalitärer Teilhabe* der Kinder am Leben der zwei familialen Gemeinschaften und vice versa, die neben anderem Gegenstand des folgenden Kapitels 12 „(Selbst-)Normalisierungen und -problematierungen eines Familienmodells“ sein sollen.

12 (Selbst-)Normalisierungen und -problemtisierungen eines Familienmodells

„Ich finde diese Frage, verstehen wir uns überhaupt als Familie, ist immer wieder ein Thema. (...) Ich frag mich allerdings auch immer wieder, inwieweit dieses tradierte Familienbild überhaupt noch seine Berechtigung hat oder inwieweit das wichtig ist oder nicht und gleiche das auch immer wieder ab.“

(*Silvia, soziale Mutter, Familie BFF3, Interview, Z1143ff.*)

Immer dann, wenn die Rede von *der* Familie ist, wissen Expertinnen und Experten des Fachdiskurses wie diejenigen des Alltags (a) was gemeint ist und (b) herrscht darüber hinaus weitgehend Einigkeit, dass von demselben gesprochen wird. In Kapitel 3 „Familie(n). Soziologische Bestimmungsangebote einer sozial-kulturell geformten Kategorie“ (S. 20ff.) wurde der Familienbegriff des Fachdiskurses eingehend diskutiert und der Versuch einer Bestimmung des Phänomens unternommen. Deutlich geworden sein sollte in diesen Darstellungen der normative Gehalt der *soziologischen Kategorie* Familie. Im Folgenden wird der Blick auf die in dem empirischen Material aufscheinenden (diskursiven) Normalisierungspraktiken der untersuchten Akteurinnen und Akteure gerichtet. Zentral ist hierbei die Frage, wie die Mitglieder der hier untersuchten Familienarrangements extern herangetragene Markierungen von Andersartigkeit und die Normalisierungsmacht des im politischen, rechtlichen und medialen

Diskurs ungebrochen hegemonial gestellten Modells der bürgerlichen Kernfamilie bearbeiten. Die hierauf gefundenen Antworten behandeln zwei der Arbeit vorangestellten Forschungsfragen (vgl. Kap. 7, S. 114f.):

- Wie erfassen und konzeptualisieren multilokal lebende Akteurinnen und Akteure Familie und welche Familienentwürfe werden skizziert?
- Wie werden Differenzenerfahrungen durch die erwachsenen Akteurinnen und Akteure sowie die Kinder in diesen Familienarrangements bearbeitet?

Der praxeologisch-wissenssoziologische Rahmen der Arbeit wird hierzu zunächst verlassen und sich einer Antwort auf diese Fragen unter Rückgriff auf Links (1997) *Theorie des Normalismus* angenähert. Diese Erweiterung ist notwendig insofern, als sie grundlegende diskursive Mechanismen der Herstellung und Reproduktion von Normalität(en) auch in Hinblick auf Familie nachvollziehbar werden lässt. Im Anschluss an diesen kurzen Exkurs wenden sich die Darstellungen den konkreten Normalisierungsstrategien der Gewährspersonen dieser Untersuchung zu. Wie im Kapitel 11 „Selbst-Behauptungen. Die Zwei-Welten-These und Territorialisierungen des Familialen“, S. 170ff., gezeigt wurde, bestimmen sich die hier betrachteten mehrörtig verfassten Familien aus raumbezogener Perspektive über ihre monolokale Ortslagerung und damit auch in Abgrenzung zum anderen familialen Ort. Über kommunikative, räumliche, personelle, materielle und habituelle Schließungspraktiken und damit Behauptungen von Territorialitäten im Alltag der Familienmitglieder konstituiert sich räumlich Zugehörigkeit und es wird sich gemeinsamer familialer Identitäten versichert. Die Identitätspolitik dieser mit Galvins (2006) Worten „highly discourse-dependent families“ beschränken sich jedoch nicht lediglich auf den Binnendiskurs der familialen Ensembles. Vielmehr lassen sich für die Bestimmung von Gemeinschaft und Familie in diesen Arrangements vor dem Hintergrund faktischer und antizipierter Stigmatisierungen durch Dritte Strategien und Politiken der Normalisierung des eigenen Familienmodells im Vergleich zu einem (oder mehreren) Referenzmodell(en) von Familie beobachten: der traditionellen Kernfamilie und/oder der als *Patchworkfamilie* in den alltäglichen Sprachgebrauch eingepflegten (komplexen) Fortsetzungsfamilie.

12.1 Normalität und Normativität von Familie.

Normalismustheoretische Rahmung

Die Beschäftigung mit Normalität hat in der Soziologie eine lange Tradition. Neben der Studie Emile Durkheims (1987 [1897]) zu Grundtypen des *Selbstmords* als sozialer Tatsache sind allem voran die Arbeiten von Michel Foucault (1977) zu einer auf Disziplinierung und Strafen fußenden Normalisierung sowie Erving Goffmans (1988) interaktionistisch inspirierte Perspektive auf *Stigmatisierungsprozesse* als einflussreiche Schriften zu nennen. Folgend soll jedoch dem diskurstheoretischen Ansatz von Jürgen Link (1997) gefolgt werden, der sich systematisch mit der Herstellung von Normalität als Dispositiv und damit wirkmächtige Orientierungsfolie befasst – eine gewinnbringende Heuristik für die hier untersuchten Normalisierungsstrategien der Familiensubjekte. Begriffe wie Normalität, Normalisierung, normal usf. haben sich, wie es Link (1997: 15) einführt, zu „diskurstragenden Kategorien“ entwickelt, die in zahlreichen *Spezialdiskursen* ebenso wie in dem des Alltags – dem *Elementardiskurs* – und in der Vermittlung der beiden durch den (massenmedialen) *Interdiskurs* zentral gestellt sind¹. Eine Verschränkung dieser Diskurse zu einem Komplex führe zu wissenschaftlichen wie alltagspraktischen Normalisierungsprozessen, die als für die Moderne spezifisch verstanden und mit dem Terminus des *Normalismus* begrifflich-konzeptuell gefasst werden können (vgl. Link 1992). In fast ausnahmslos allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens finden sich Bezüge auf *das Normale* und Abgrenzungen zum *Anormalen*. Dabei darf, Link (1997) folgend, Normalität nicht als anthropologische und quasi statische Konstante begriffen werden, sondern vielmehr als von der Moderne westlicher Gesellschaften ab dem 18. Jahrhundert nicht zu lösendes und dynamisches Phänomen. Gemeinhin bedeutet *normal*, der *Norm* entsprechend, vorschriftsmäßig, gewöhnlich, üblich, durchschnittlich. Daraus kann entnommen werden, dass Normalität zum einen einen sozialen Tatbestand bezeichnet, der auf die Mehrheit der Mitglieder einer Gesellschaft zutrifft, zum anderen auf eine (statistische) Größe im Sinne eines Mittelwerts. Deskriptives und Normatives wären damit allerdings vermengt. Gleichwohl es eine starke diskursiv-funktionale Verzweigung zwischen Normativität und Normalität gibt, hat es Sinn, zwischen beiden Kategorien zu differenzieren, so Links (1997) Argument, das im Folgenden kurz entfaltet werden soll.

¹Die hier getroffene Unterscheidung der Diskursbegriffe greift die Überlegungen von Link (2006) auf.

Norm, Normgeltung und Normativität

Normen und Werte schreiben implizit oder explizit einer bestimmten Personengruppe ein bestimmtes Handeln vor – als Rechts-, religiöse Norm oder als mehr oder minder offengelegte Verhaltenserwartung. Sie bilden den Ausgangspunkt von Ordnungsbehauptungen und Regulierungsprozessen menschlichen Verhaltens. Ihre Wirkung wird durch Sanktionen, gleich ob positiver oder negativer Art, verstärkt. Normen sind dem Handeln vorgelagert. Im Gegensatz zum *normalistischen Imperativ*, wonach gleiches Verhalten zu einer normalistischen Norm führt, erfolgt die Normsetzung und soziales Handeln im Falle des *normativen Imperativs* in einer anderen Reihenfolge, wie Waldschmidt (1998: 11) in Rekurs auf Link (1997) herausstellt. Die Regel führe zu gleichen Verhaltensweisen vieler. Sie lasse ferner keinen Spielraum zwischen Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Handlung zu, sagt jedoch nicht in jedem Fall etwas über die Normalität eines bestimmten Phänomens aus. So dürfte es im Falle der Rechtsnorm als ein Beispiel nicht unüblich sein, dass das geltende Recht gesellschaftlichen Wandlungsprozessen „hinterherhinkt“. Exemplarisch sei hier etwa Art. 6 des Grundgesetzes genannt, der unverändert Ehe *und* Familie unter den besonderen Schutz staatlicher Ordnung stellt und sich damit als „empirieresistent und lernunwillig“ erweist, wie Lucke (2013) zeigt. Die funktionale Verschränkung von Normativität und Normalität legt allerdings auch nahe, dass als *normal* geltende Handlungen und Einstellungen durch Gesetzgebungsverfahren in entsprechende Rechtsnormen gerinnen. Als Zeuge eines solchen Prozesses kann exemplarisch das Gesetz zur Reform des Kindschaftsrechts (KindRG) aus dem Jahr 1998 angeführt werden, das unter anderem die gemeinsame elterliche Sorge nichtehelicher Paare neu regelte und damit dem wachsenden Anteil an nichtehelichen Lebensformen Rechnung trug.

Normalität und Selbst-Normalisierung

Normalität meint die fortwährende Herstellung einer Mitte, eines Durchschnitts, eine symbolische oder faktische Herstellung von Normalverteilungskurven. Diese Vorstellung bahnte sich ihren Weg spätestens mit der Idee Adolphe Quetelets von einem „Durchschnittsmenschen“, dem „*homme moyen*“ als ästhetischer wie politischer Idealtyp, der zum Richtmaß selbstadjustierender Subjekte geworden sei, rekonstruiert Link (1997: 205). Die allgemeine Orientierung am Durchschnitt erhob diesen zur Normalität. Das Verständnis von Normalität im Sinne einer statistischen Verteilung ermöglichte später ein spezifisch modernes Bewusstsein über die Kontinuität zwischen dem Normalen und dem Anormalen, wie auch Goffman (1988: 161)

in seiner *Stigma*-Studie zu verdeutlichen sucht, wenn er schreibt, „die Rolle ‚normal‘ und die Rolle ‚stigmatisiert‘ [sind] Teile des gleichen Komplexes“. Wenn also davon ausgegangen werden kann, dass zwischen Normalität und Anormalität ein kontinuierlicher Übergang besteht, ist praktisch niemand davor gefeit, Gefahr zu laufen, in Bereiche der Anormalität zu geraten oder gedrängt zu werden. Die Reduktion auf rein quantitative Unterschiede ermöglicht es daher, die Herstellung von Normalität als ein Phänomen von kontingenten (Normalitäts-)Grenzen zu begreifen. Im Gegensatz zur Normativität ist Normalität damit als ein fortwährender diskursiver Aushandlungsprozess um Grenzsetzungen zu verstehen. Link (1997: 75ff.) spricht in diesem Zusammenhang von zwei *normalistischen Strategien*. Die erste (und ältere) Diskursivierung, die mit Namen wie Durkheim, Comte, etc. verbunden ist – welche die mittels statistischer Durchschnitte ermittelte Normalität als „quasi-statische bzw. schwach-dynamische“ betrachtet, bezeichnet er als *Protonormalismus*. Hierbei handelt es sich um eine Strategie, die die Unterschiede zwischen Normalem und Unnormalem zu konstituieren und Grenzzonen schmal zu halten versucht. Die zweite Strategie bezieht die Dynamik industrialisierter Gesellschaften seit 1800 als Prämisse ein. Hier spricht Link von einem *flexiblen Normalismus* im engeren Sinne, den er auch als „Floating-Normalismus“ bezeichnet und der als eine Antwort auf die „exponentielle Dynamik spezifisch modernen Wachstums“ gedeutet werden könne (vgl. Link 1992: 61f.). Diese Strategie setze auf eine Expandierung der Normalitätszonen, die immer wieder veränderbar sind. Auch sie setzt auf eine Unterscheidung zwischen Normalem und Unnormalem, allerdings sind diese nur mittelfristig gültig, wie bereits gesagt potentiell veränderbar und bieten den Subjekten die Möglichkeit der *Selbst-Normalisierung* resp. *-adjustierung* im Gegensatz zur *Dressur* eines Protonormalismus. Normalität stellt also eine Orientierungsfolie dar, die ein Kontinuum verschiedener Grade von Normalität, von Normalitätsfeldern eröffnet. Die Selbstadjustierung von Mitgliedern einer Gesellschaft wird dabei über ein die statistische Komplexität reduzierendes System kollektiver Symboliken moderner Mediendiskurse gefördert. So konstatiert Link (1997: 16): „Wenn wir sein sollen, wie andere sind, dann nicht aufgrund einer gesetzten Norm, eines Gesetzes.“ Normalität sei vielmehr eine „massenhafte Antizipation eines potentiell faktensetzenden Konsenses“. Allerdings sei unter Konsens an dieser Stelle kein argumentatives Aushandeln verschiedener Positionen zu verstehen. Vielmehr handle es sich hierbei um eine Synchronisierung von kollektivsymbolischen (insbesondere massenmedialen) Darstellungen von Normalitätsvorstellungen. „Der Konsens ist das Resultat synchronisierter Applikationen von symbolisch kodierten Normal-Kurven mit dem Effekt synchronisierter Subjektivierung“, schreibt Link

(992: 69) weiter und verweist (positiv gewendet) auf die Orientierung bietende *Wirkmacht* des Normalen und damit verbundene Bestrebungen der Subjekte zur (Selbst-)Integration in die (an-)erkannten Normalitätskontinua. So scheint das Tun des Einzelnen für das individuell und kollektiv geltende Normale konstitutiv und gleichsam zur Richtschnur des Handelns werden. Die Anschlussfähigkeit dieser Überlegungen wird sich im Weiteren zeigen in den Darstellungen zur Normalität von Familie im Allgemeinen und dem folgend anhand der empirisch beobachtbaren Subjektstrategien zur Positionierung im Normalismusfeld des Familialen durch die hier untersuchten Familienmitglieder.

12.2 Normalität und Normativität von Familie als private Lebensform

Von der Fachdebatte der Soziologie um die begriffliche Bestimmung ihres Untersuchungsobjektes abgehoben ist *Familie* Gegenstand einer Reihe weiterer Diskurse, die an der Etablierung und Stabilisierung eines auf sie bezogenen Normalfeldes mitwirken – das Familienrecht, die Familienpolitik, die (sozialpädagogische, psychologische und in Form von Ratgeberliteratur populärwissenschaftliche) Familienberatung und nicht zuletzt die Massenmedien als vermittelnder Diskurs. Wenngleich von einer Pluralisierung und Enttraditionalisierung familialer Lebensformen ausgegangen werden kann und das historisch betrachtet ohnehin nur kurz in seiner Blütezeit ab den 1950er bis in die 1970er Jahre mehrheitlich gelebte Modell der bürgerlichen Kleinfamilie seine normative Verbindlichkeit einbüßt, bleiben die daran angelehnte „Normalfamilie“ oder besser die damit verknüpften Idealbilder und Rhetoriken dieses familialen Normaltypus eine wirkmächtige Orientierungsfolie – trotz gegenwärtiger struktureller Vielfalt ihrer Ausprägungen. Die den Normalitätserwartungen entsprechende *Familie* ist die der (standardisierten) konjugalen monolokalen Familien. Die mit diesem Arrangement verknüpften heteronormativen Geschlechterverhältnisse und die daraus abgeleitete personelle Zusammensetzung werden bis heute als *natürliche* Figuration unverfügbar gestellt und als „für alle Menschen geltende *Norm* [Hervorhebung, TS] des Zusammenlebens, ja als die Basis menschlicher Vergesellschaftung überhaupt universalisiert“, schreibt Maihofer (2007: 316). Sie attestiert Formen gegenwärtigen familialen Zusammenlebens vor dem Hintergrund ihrer Pluralisierung und Individualisierung einen bivalenten Charakter zwischen *Wandel und Persistenz* – mit Blick auf die zahlreichen Arbeiten der letzten gut zwanzig Jahre zur Transforma-

tion von Familie eine kaum überraschende These. „In der Tendenz“, so Maihofer weiter, sei „eine stetige *Normalisierung* [alternativer familialer Lebensformen zu, TS] beobachten (...) [und] es zeichnet sich möglicherweise sogar die Entstehung einer neuen Form gesellschaftlicher ‚Normativität‘ ab“ (ebd.: 318). Dieser Entwicklung leiste allem voran die ungebrochene oder sogar steigende Wertschätzung der mit Familien verknüpften affektiven sozialen Bindungen Vorschub. Ungeachtet dessen, dass Maihofer versäumt zu erläutern, worin der normative Gehalt nun läge und was genau sich normalisiert, bleibt die Frage offen, wer überhaupt ein Interesse daran hätte, ein spezifisches Modell von Familie zu priorisieren. Wenn sie von Pluralisierung spricht, meint sie zum einen die Zunahme struktureller und distributiver Vielfalt familialer Lebensformen, wie es von Wagner et al. (2001) diskutiert wurde und zum anderen die soziale Akzeptanz sich pluralisierender Familienformen (vgl. Zartler 2012). Das Normale oder die Normativität nimmt analytisch jedoch auf die Ebene der Diskurse um Familie Bezug, wie weiter oben mit Rekurs auf die normalismustheoretischen Überlegungen Links (1997) verdeutlicht wurde. Koppetsch (2013: 363) interpretiert den Rückgriff auf traditionelle Rollenbilder in Familie und Paarbeziehung als „restaurative Wende von Mentalität und Lebensführung in einer gesellschaftlichen Phase des beschleunigten Wandels und der Unsicherheit“. Hiernach lässt sich eine Diskrepanz zwischen pluralisierter sozialer Praxis von Familie sowie Paarbeziehung und dem „öffentlichen Bewusstsein“ beobachten. Als Motive rekonstruiert sie zuvorderst kollektive Bedürfnisse nach stabilen Orientierungsmustern in individualisierten Gesellschaften der Postmoderne und milieuspezifische Distinktionsbewegungen. Zu fragen wäre daher, welche Diskurse nun die von u.a. Zartler (2012) konstatierte ungebrochene hegemoniale Stellung der *traditionellen Kernfamilie als Orientierungs- und handlungsleitende Figur* stabilisieren. Freilich ist der Spezialdiskurs der Familienforschung in Teilen mit seinen Engführungen – (1) einem Historismus, (2) Universalismus (der Kernfamilie), (3) Biologismus und der Annahme der (4) Monolokalität/Sesshaftigkeit selbst daran beteiligt (vgl. Lenz 2003). Doch wie mit Zartler (2012) im Kapitel 3 „Familie(n). Soziologische Bestimmungsangebote einer sozial-kulturell geformten Kategorie“ (S. 20ff.) bereits ausgeführt, sind es auch die Subjekte und ihre Taktiken der Selbstnormalisierung selbst, die einen Beitrag hierzu leisten. Hiernach folgen erwachsene wie kindliche Akteurinnen und Akteure in Nachtrennungsfamilien einer Devianz- und Desorganisationsargumentation, die ihr gelebtes Arrangement als Abweichung markiert (vgl. Zartler 2012). Galvin (2006) spricht hinsichtlich unkonventioneller Familienformen auch von einer im Vergleich zur *Normalfamilie* erhöhten Diskursabhängigkeit der Selbstbeschreibungen, diskutiert Strategien und Praktiken

des *internal* und *external boundary management* und konkludiert: „The greater ambiguity of the family form, the more elaborate the communicative process needed to establish and maintain identity“ (ebd.: 4). Dies deckt sich mit den Strategien der (Selbst-)Normalisierung der Subjekte, wie sie oben mit Bezug auf Link (1997) und Waldschmidt (1998) angerissen worden sind und auch von Hoffmann-Riem (1984) im Kontext von Adoptivfamilien dargelegt wurden. Anhand der Erzählungen von 30 Adoptiveltern kann Hoffmann-Riem (1984) zeigen, dass und wie das normative Potenzial der Kernfamilie seine Wirksamkeit gerade in diesen als unkonventionell deutbaren Arrangements, deren Gemeinschaft eben nicht biologisch begründet ist, entfalten kann und wie sich die darin lebenden Akteurinnen und Akteure an dieser Normalität abarbeiten. Hierbei identifiziert sie zwei Strategien, die auch für das Verständnis der Praktiken der in der vorliegenden Arbeiten untersuchten Familien instruktiv sind: *Normalisierung als ob* als Neigung zur Minimierung des biologischen Unterschiedes zur „Normalfamilie“ und *Normalisierung eigener Art* als die Distanzierung von einem dominanten Familienmuster und mit dieser „Bewusstseinsdistanz“ einhergehend die Betonung familialer Besonderheit (ebd.: 255).

Zu fragen wird im Folgenden sein, welche Normalisierungsstrategien die Subjekte der vorliegenden Untersuchung trotz der beobachtbaren gestiegenen normativen Akzeptanz von insbesondere Scheidungen präsentieren und welche Selbstbilder vor dem Hintergrund eines nahezu ungebrochenen dominanten familialen Normalitätsdispositivs entwickelt werden. Wie nehmen die Befragten auf welche Normalitäten Bezug und wie werden diese narrativ mit dem eigenen Familienbild und Identitätsentwürfen verknüpft?

12.3 Multilokale Familienwirklichkeiten zwischen Normalität und Abweichung: Diskurse und strukturelle Anhaltspunkte

Fortsetzungsfamilien, zumal multilokal verortet, stellen wie Sieder (2008: 49) es in seiner Untersuchung zu *Patchwork(s)*[familien] festhält, eine Abweichung zu dem vom politischen, theologischen und Expertendiskurs bevorzugten Kernfamilienmodell dar. Zwei Merkmale sieht er hierfür als ausschlaggebend: zum einen ist es in Teilen die fehlende biologische Abstammung der Kinder von den Sorge tragenden Eltern und zum anderen das nur partielle gemeinsame Wohnen. Trotzdem treten diese Familien nach außen hin wie eine „normale“ Familie auf. Ihre andere Konstitution und Struktur sind nicht auf den ersten Blick erkennbar und die Akteurinnen und Akteure in diesen Arrangements geben diese auch nicht in jedem Falle

preis (vgl. Peuckert 2012: 382). In den geführten Interviews und Gruppendiskussionen der vorliegenden Studie bricht sich recht früh ein Narrativ Bahn, das die Normalität des gelebten Familienensembles zum Gegenstand hat und im Vergleich unter den Gewährspersonen einem ähnlichen Muster folgt. Die interviewten (sozialen) Mütter und Väter beschreiben die Verhältnisse und Bedingungen ihres Familienlebens und lehnen diese – sich der eigenen Normalität innerhalb des gesellschaftlichen Normalitätsfeldes *Familie* versichernd – an das *Gewöhnliche, Übliche und das Tun, wie es auch in jeder anderen Familie der Fall sei*, an. Diese Beschreibungen fungieren als eine Markierung des Normalen und referenzieren zunächst eine nicht näher bestimmte Orientierungsfolie. Dieses nicht oder nur kaum diskursivierte Referenzmodell muss auch nicht explizit dargelegt werden, können die Interviewten doch davon ausgehen, dass sie einen gesellschaftlichen und damit gemeinsamen Wissensvorrat mit dem Interviewer teilen, der die *Selbstverständlichkeit der Normalfamilie* als Standard kennt. Gleichwohl wird das Besondere der eigenen Normalität erkannt und bearbeitet. Das gelebte Familienarrangement erlebt in diesem Sinne selbst eine Besonderung. Eine solche *Spezialfamilie*, wie es einer der sozialen Väter der untersuchten Familien begrifflich fasst (Jan, BFF3, Z779), wird anhand verschiedener diskursiver Strategien normalisiert und gleichsam lässt sich hiernach in gewisser Hinsicht eine *De-Normalisierungsangst* (Waldschmidt 1998: 20) rekonstruieren bzw. ist augenfällig, dass ein solches Familienmodell, das gängigen Imperativen und einer Normalität der Sesshaftigkeit und monolokalen Bindung von Kindern widerspricht, offenbar einer gesteigerten Legitimation bedarf.

Anhand des empirischen Materials aus den Interviews und Gruppendiskussionen kann gezeigt werden, dass

- a) sich die Akteurinnen und Akteure vor dem Hintergrund der strukturellen Besonderheiten ihres Familienmodells in einem Spannungsfeld aus *Normalitätsbehauptung* und *Devianzvermutung* bewegen sowie Haltung Dritter rekonstruieren bzw. antizipieren, die das Arrangement als Abweichungen attribuieren.
- b) Hierauf finden eine Reihe von Normalisierungsstrategien Anwendung, um das Modell (für sich) zu plausibilisieren, erklärbar zu machen, als Familie zu bestimmen und in einem Normalfeld des Familialen zu *verorten*.

Bausteine einer solchen Devianzvermutung resp. -attribution lassen sich in den Darstellungen der interviewten Mütter, Väter und Kinder finden:

-
1. die Doppelstruktur des Familienarrangements
 2. die personelle Zusammensetzung
 3. der rhythmisch wiederkehrende Wechsel der Wohnstandorte der Kinder
 4. das Rollengefüge resp. die funktionale Positionierung der Akteurinnen und Akteure

Diese Aspekte sollen im Nachvollzug der diskursiven Aushandlungsprozesse um Grenzsetzungen der Normalität von Familie und entsprechende normalistische Strategien der Interviewten im Folgenden näher erläutert werden. Die Verortung des eigenen Arrangements in einem Normalitätskontinuum scheint, so legt es das empirische Material nahe, für das Selbstverständnis der Familienmitglieder äußerst bedeutsam. Deren Darstellungen zeigen zumeist eine ambivalente Haltung, changierend zwischen der Behauptung von Normalität und dem (stillen) Verdacht, das Modell könnte ob seiner Abweichung von gängigen Standards nachteilige Wirkungen für die darin lebenden aktiv multilokalen Kinder entfalten. Diesem im Binnendiskurs der Familie beobachtbaren Muster ist die Fremdattribuierung des Familienmodells als Abweichung, nicht praktikabel und die Kinder potenziell gefährdend, gegenübergestellt.

12.3.1 Binnendiskurs und Fremdattribuierungen zwischen Normalitätsbehauptung und Devianzvermutung

„Ich hab auch von einigen bekannten Eltern aus dem Kindergarten halt Kritik gehört, die finden diese Regelung nicht gut – die Kinder hätten kein Zuhause, die wüssten nicht, wo sie hingehören.“

(*Miriam, Mutter, Familie NTF7, Interview, Z383-397*)

Im Zuge funktionaler Differenzierung moderner Gesellschaften erfahren familiäre Beziehungen und Elternschaft eine Spezialisierung: weg von der Produktionsfunktion hin zu einer emotionalen Fundierung und der Sozialisation und Erziehung als primäre Leistungen (vgl. Peuckert 2012: 12ff.). Die Hintergrundfolie für Vorstellungen darüber, welche Aufgaben und Leistungen Eltern für Kinder im Einzelnen erbringen sollten, bilden Familienleitbilder als weitgehend geteilte Annahmen zu Bedürfnissen von Kindern und deren Wohl förderlichen Handelns sowie die Mehrheitspraxis von Müttern und Vätern (vgl. BiB 2015). Die Autorinnen und Autoren der Studie können zeigen, dass die normativen Vorgaben häufig im Widerspruch zur Wirklichkeit der gelebten Praxis in Familien stehen. Entgegen einer grundlegenden „Erosion der normativen Verbindlichkeit des bürgerlichen Familienmusters“ (Peuckert 2012: 12) wird beobachtet, dass Familien sehr wohl konservativere Leitbilder wahrnehmen und offenbar als Orientierungsfolie heranziehen, etwa dann wenn es um die Frage danach geht, was Familie ist. Für viele ist Familie zwar ganz basal „dort, wo Kinder sind“, und damit finden auch unkonventionelle Lebensformen wie Fortsetzungsfamilien und Familien mit gleichgeschlechtlichen Elternpaaren Akzeptanz (BiB 2015: 16). Gleichzeitig fällt die Zustimmung zu diesen Familienformen höher aus, je mehr sie der „klassischen“ Familie ähneln (ebd.). Obwohl Mobilität und Migration ein „historisches und anthropologisches Kontinuum“ (Düvell 2006: 202) darstellen, scheint die regelmäßige Mobilität von Kindern in einem mehrörtigen paritätischen Wohnarrangement als eine Abweichung. Sie provozieren Skepsis: „Non-settled man is ‚unreliable‘ in social and civil terms, and disquiets the settled – even in the late modern era“ (Rolshoven 2007: 22). Mobile und multilokale Wohnformen konterkarieren vor der Hintergrundfolie der Normalität sesshafter Lebensführungen gesellschaftliche Normen. Mehr

noch werden diese dem neu entstandenen Normkomplex der „verantworteten Elternschaft“ (Kaufmann 1990: 39), der die bestmögliche Förderung der kindlichen Entwicklung verlangt, offenbar als zuwiderlaufend erachtet. Stabilität, Zugehörigkeit und Identität lassen sich im Rahmen eines offenbar wirkmächtigen „Sesshaftigkeitsdiktats“ (Hilti 2009: 82) nicht zusammen mit mobilen Lebensführungen denken.

Das empirische Material der vorliegenden Untersuchung empfiehlt eine Unterscheidung zwischen einem *Devianzverdacht* oder Normalitätsbehauptung von Innen auf der einen Seite und *Devianzmarkierungen durch Dritte* auf der anderen. Erwächst ersteres aus dem Binnendiskurs der multilokalen Nachtrennungsfamilien selbst, wird die Normalität des mehrörtigen Arrangements auch und zuvorderst von außen infrage gestellt. So kommen die in den multilokalen Familienarrangements lebenden Erwachsenen insbesondere im Kontext institutioneller Strukturen wie der Schule und dem Kindergarten, aber auch im Netzwerk der erweiterten Herkunftsfamilie und im unmittelbaren sozialen Nahfeld, durch Freunde, Bekannte oder AnwohnerInnen resp. Nachbarskinder mit Devianzattribuierungen durch Dritte in Berührung, die eine mehrörtige Wohnlösung von Kindern nach Trennung und Scheidung als abweichend oder gar pathogen markieren, wie folgender Auszug aus dem Gespräch mit Kirsten, Mutter aus BFF3, zeigt:

„ich hab so eine langjährige freundin hier in [Stadt] die ähm kenn ich auch schon seit der GEBURT von der Jasmin oder NOCH länger und die hat sich das alles angehört, (.) und die hat sich jetzt selbst getrennt von ihrem partner und hat auch ein kind und fing dann auf einmal an mir so zu sagen «imitierend»naja (.) aber meine tochter die gehört ja dann zu mir und das kind gehört doch zur mutter((...)) und sie hat dann auch so ein zeug geredet von wegen das ist ja für kinder auch sehr verunsichernd wenn die so (2) was nee stimmt die these die kommt schon häufiger vor kinder brauchen doch so ein zuhause die müssen doch wissen wo sie hingehören; (.) das sind so sätze die schon immer mal wieder vorkommen und das kam dann auf einmal so von ihr ((...)) da war ich natürlich (3) nicht so begeistert ((lacht)) das äh (.) also ich hab mich da so ein bisschen angegriffen gefühlt;“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z618-627)

Der Normenkomplex zur Familie umfasst Vorstellungen zu deren räumlicher Verfassung. Gegenwärtige kulturelle Deutungsmuster präferieren nach wie vor das gemeinsame Wohnen der Familienmitglieder und damit deren physische Kopräsenz. Trotz einer Zunahme multilokaler Familienarrangements, nicht nur nach Trennung und Scheidung, zeigt sich diese Orientierung offenbar bemerkenswert stabil. Zugehörigkeit und Sicherheit werden durch Dritte exklusiv

mit einer Verankerung an einem Ort zusammen gedacht, in den allermeisten Fällen handelt es dabei realiter um dem Haushalt der Mutter (vgl. Schier/Hubert 2015). Das Ideal der physisch kopräsenten Familie ist zudem mit geschlechterkonnotierten Verhaltenserwartungen verknüpft. Trotz sich wandelnder Väterbilder und -praktiken dominiert das Anwesenheitsideal der Mutter. Die weitere und nähere soziale Umwelt markiert eine Differenz zwischen einem dominant als *normal* erachteten monolokalen Familienmodell, dessen Fortschreibung nach Trennung und Scheidung mit einem Primär- und (väterlichen) Besuchshaushalt und deren multilokale Abweichung. Die interviewten (sozialen) Väter und Mütter sehen sich in die Lage versetzt, sich hierzu positionieren zu müssen, wie auch folgendes Zitat aus dem Gespräch mit Ivo, Vater aus Familie NTF7, exemplarisch zeigt.

„I: Da ist ja ne unheimliche Abstimmung auch nötig zwischen Ihnen, also finde ich irgendwie faszinierend, dass Sie das so gut

IH: Ja, aber det sind Sachen, na ja, wir sind ja eigentlich och uff Ablehnung gestoßen viel im Bekanntenkreis. Und och so in dem Kitakreis zum Beispiel von anderen Eltern, die sich det überhaupt nicht vorstellen können, dass det funktioniert. 'Det ist doch totaler Schwachsinn' und – und es hat aber praktisch eigentlich schon so nach zwei Monaten eigentlich det Ergebnis eigentlich schon Recht jegeben, dass wir eigentlich da nicht falsch liegen können. Während alle anderen immer so, 'die Umstellung, und das geht doch gar nicht' und 'lieber nur bei einem Elternteil' oder sonst irgendwat, und wat teilweise für Argumentationen jelaufen sind. Och wie mir einije Leute vorjworfen haben, 'wie kannst'n dir so ne große Wohnung und n Kinderzimmer, würd ick jar nicht machen, und reicht doch, wenn de die mal am Wochenende siehst'. Allet so wat. Konnt ick nicht nachvollziehen.“

(Ivo, Vater, Familie NTF7, Interview, Z1420-1483)

Deutlich wird, dass im Kontrast zur anerkennenden Bewertung der „guten Abstimmungsleistung“ zwischen beiden Eltern durch die Interviewerin und der offenkundig kooperativen Haltung der Eltern eine nicht unübliche Problematisierung und damit einhergehend eine Devianzmarkierung durch Dritte steht. Insofern ist die Anerkennung der Interviewerin nicht generalisierbar, wie der interviewte Vater in seiner Schilederung herausstellt. Die kommunizierten Normalitätsvorstellungen Bekannter und Eltern zu gängigen Nachtrennungsarrangements präferieren eine Lösung im Rahmen des Residenzmodells und damit den durchgehend von multilokalen Eltern wie Kindern als negativer Gegenhorizont herausgestellten *Wochenendpapa*², der nur bedingt und zeitlich stark eingeschränkt am Leben seiner Kinder teilhaben

²Der negative Gegenhorizont des *Wochenendpapas* zeigt über die rein quantitative Verteilung der Aufent-

kann bzw. vice versa die Kinder kaum an seinem Leben partizipieren (vgl. auch Kap. 12.4.2, S. 307). Auch scheint neben der mehrheitlichen Praxis und insofern *Normalität* des Residenzmodells³ dessen *Normativität* auf: das *Wochendpapa-Modell* ist auch das richtige. In der Rekonstruktion der Sicht Dritter zeigt sich die (mindestens wahrgenommene) Dominanz und Normativität der Mehrheitsmeinung zum monolokalen Leben der Kinder bei der Mutter als *gesund* und damit zum Wohl der Kinder. In deren Perspektive wird die Sesshaftigkeit der Mädchen und Jungen mit dem Aufenthalt bei der Mutter der Mobilität zwischen beiden Orten und damit der Teilhabe an beiden Lebensführungen kontrastierend gegenübergestellt. Das Primat liegt unterhinterfragt bei Erstem.

Gleichsam kommt in den weiteren Darstellungen die Normativität der Orientierung – hier exemplarisch des Vaters – zur Nachtrennungsvaterschaft zum Ausdruck. Nicht die Pluralität des Nachtrennungsmodells wird anerkannt, sondern der eigene Weg als *Best Practice* im Interesse der Kinder und im Sinne eines *Vaterwohls* der Väter und damit als gelungene Nachtrennungselternschaft beschrieben. Insofern lässt sich in den Erzählungen und Beschreibungen ein Ringen um Deutungshoheit ablesen, das nachvollziehbar wird vor dem Hintergrund eines Legitimationskomplexes aus der Abweichung dieses Modells und dem scharfen Einspuren auf eine mehrheitlich anders gelebte Normalität durch Dritte.

Über die nähere soziale Umwelt hinaus sehen sich die Mütter und Väter der vorliegenden Untersuchung Devianzmarkierungen – oder mit Goffmans (1988) Worten *Stigmatisierungen* – durch Dritte auch im professionellen Kontext der Erwerbsarbeit ausgesetzt. Folgendes Beispiel weist dabei noch über den engen Kreis der (Fach-)Kolleginnen und Kollegen hinaus. Die individuellen Dispositionen der Bezugspersonen werden durch die Interviewte an einen Fachdiskurs unter Pädagoginnen und Pädagogen gebunden, der das Modell per se als abträglich für die Entwicklung der darin lebenden Kinder verhandelt. Verhaltensauffälligkeiten von Mädchen und Jungen werden hiernach als Beleg für die nachteilige Wirkweise des Arran-

haltsorte von Kinder nach Trennung und Scheidung zuungunsten der Väter eine weitere Geschlechter-spezifisch. Während Mütter legitimieren müssten, warum sie ggf. nicht den vollumfänglicher Aufenthalt (Residenzmodell) ihrer Kinder einfordern, sehen sich Väter mit der Frage konfrontiert, warum sie nicht lediglich an den Wochenenden den Anforderungen an ihre Vaterschaft nachkommen.

³Das sog. Residenzmodell ist das am meisten verbreitete und mit recht unterschiedlichen zeitlichen Rhythmen praktizierte Sorgearrangement. Hierin beschränkt sich der Aufenthalt von Kindern nach Trennung resp. Scheidung der Eltern auf einen Haushalt, meist den der Mutter. Die Erziehung und Betreuung obliegt im Wesentlichen einem Elternteil. Zum anderen Elternteil – in den allermeisten Fällen dem Vater – besteht lediglich Besuchskontakt. Anhaltspunkte für die Verbreitung dieses Modells bietet der Datenreport des Statistischen Bundesamts (2013: 46f.), wonach in 90 Prozent der Fälle die Mutter der alleinerziehende Elternteil ist (vgl. auch Kap. 5.2.3 „Formen multilokal situierter Familien nach Trennung und Scheidung“, S. 56ff.).

gements verhandelt. Als kontradiktorisch zum Anspruch einer „verantworteten Elternschaft“ und damit legitimationsbedürftig durch Dritte erachtet, fordern die (professionellen) Diskurse um ein solches Familienmodell den so diskreditierten Eltern und Kindern ein situatives *Stigmamangement* (ebd.) ab, wie diese Passage aus dem Interview mit Annett, Mutter aus Familie BFF1, veranschaulichen soll:

„da musst du schON viel (-) oft erklären ((...)) in der schule wo ich arbeite, (1) gibt es auch (.) ähm (-) schÜLER die das so machen und da hat die lehrerin (-) also schon ein PAAR lehrer waren das (-) bei einer zumindest (-) die regt sich da UNheimlich auf; (.) also (-) die weiß das von mir selbst NICHT, (-) das habe ich mich dann auch nicht getraut zu sagen, ((lacht)) (.) ((...)) die hat auch schüler in dieser wochenweise mal da, mal da, (.) und die kam dann gleich (.) wo es um verHALTENSauffälligkeiten ging (-) «imitierend» ist ja auch kein WUNDER, wenn man sich das vorstellt (.) der muss eine woche beim papa und dann wieder bei der mama (-) und das verwirrt doch nur die kinder und der hat doch gar kein richtiges zuHAUSE, (-) und das ist doch viel (.) er soll ja beide sehen (.) aber EIN wohnsitz(1.5) wo ich immer ja; (-) also da erkläre ich mich natürlich NICHT; (-) weil das geht die auch nichts an (-) das ist ja die berUFLICHE ebene“

(Annett, Mutter, Familie BFF1, Interview, Z1083-1096)

Die Wahrnehmung und Einordnung multilokaler familialer Lebensführungen in ein Normalitätskontinuum von Familie variiert dabei offensichtlich mit den sozial-ökologischen Kontexten, in die die Familien eingebettet sind. So schildern die interviewten Kinder und Erwachsenen „Schonräume“, in denen das Arrangement aufgrund seiner quantitativ häufigeren Verbreitung eine hohe soziale Akzeptanz und damit keine Problematisierung erfährt. Jonathan, Vater aus Familie BFF1, unterstreicht diesen Aspekt räumlicher Konzentration weiter gefächelter Familienwirklichkeiten und damit ein niedrigeres Irritationspotenzial einer solchen paritätischen Wohnlösung für Kinder nach Trennung und Scheidung:

„I: das modell das ihr jetzt gefunden habt ist ja nicht so:: sehr gängig; (.) es gibt es ne? [

JO: [es gibt es in [Stadtteil]

I: in [Stadtteil] gibt es das relativ häufig?

JO: SEHR sehr viel;

I: bist du auch im austausch mit anderen darüber?

JO: ja, ja, (.) fast 70 prozent meines freundeskreises (-) wir sind so (.) eine kleine männergruppe getrennter papas

I: mhm (.) habt ihr euch da organisiert?

JO: nö; (.) es ist nur dass wir einander lange kennen () wir kennen viele papas in

[Stadtteil] die das durchmachen; (2) also es ist gar nicht neu, (...) das ist [Name Stadtteil] (-) das ist ECHT (-) DAS (—) modell für [Name Stadtteil] ((lacht))“

(Jonathan, Vater, Familie BFF1, Interview, Z544-562)

Dass „Kinder pendeln“, sei das dominante Modell im Stadtteil seines Wohnortes. Die räumliche und soziale Lokalisierung anderer Familien in gleichen oder ähnlichen Arrangements im näheren sozialen Umfeld der Interviewten versichert ihre Normalität. In einem Schluss von der Mehrheit der beobachteten Arrangements auf das eigene Ensemble wird dieses als normal in einem weiteren Kontext verortet.

12.3.2 Familiäre Doppelstrukturen und personelle Zusammensetzungen

Wie bereits angedeutet, vereinen die hier untersuchten paritätischen Wohnarrangements im Vergleich zu einem diskursiv dominanten Normalfamilienmodell unverkennbar eine Reihe struktureller Besonderheiten, die von den Mitgliedern der Familien als *gelebte Normalität* und gleichzeitig als unkonventionell sowie unüblich erkannt und als Versatzstücke für Selbstbeschreibungen des Familialen herangezogen werden, wie in den Interviews, Gruppendiskussionen und darin vorfindlichen Attribuierungen des eigenen Arrangements als *zusammengewürfelte Familie*, *Familie in Bewegung* und der Gegenüberstellung von *intakter* und *Spezialfamilie* erkennbar wird (Marlena/BFF2: Z1479, Jan/BFF3: Z779). Auch wird wiederholt der Konstruktionscharakter des Arrangements betont; etwa wenn Marlena aus Familie BFF2 in ihrem Interview davon berichtet, wie ihr Partner die Chance erhalten muss, zu lernen, in diesem „Konstrukt zu laufen“, was neben der Konnotation des *Erarbeitens* auch (und wiederholt) auf Mobilitäten in vielerlei Hinsicht und den potenziell unabgeschlossenen Charakter des Arrangements hinweist (vgl. hierzu auch Kap. 10, S. 164). Die strukturelle Eigenart und auch die damit einhergehenden Mühen, Konflikte sowie Vorzüge eines solchen Arrangements provozieren im Binnendiskurs der Familien die Erörterung der Frage danach, ob das gelebte Ensemble als Familie bestimmt werden kann und wie ggf. ein solcher Entwurf aussehen kann – kurzum: *Wer sind wir (nicht)?* und wo lässt das gelebte Arrangement im Normalitätsfeld des Familialen verorten? Diese Erörterungen changieren zwischen einer generellen Entproblematismusierung des Arrangements und – bei den erwachsenen Familienmitgliedern – möglichen Zweifeln sowie dem Verdacht, das praktizierte Arrangement könne in der einen oder anderen Weise für die multilokal lebenden Kinder nachteilig wirksam sein. Anlass hierfür bietet in der Eigenbeobachtung die Feststellung einer erweiterten bzw. reduzierten personellen Struktur

in Verbindung mit einer stark monolokalen oder multilokalen Orientierung bzw. einer Mischform aus beiden. In der Diskussion um die begrifflich-theoretische Bestimmung (vgl. Kap. 3, S. 20ff.) von Familie wurde festgehalten, dass das Haushaltskriterium als Strukturmerkmal nur noch bedingt trägt. Ein Verständnis von Familie als monolokale Einheit verstelle den Blick auf raumübergreifende familiäre Beziehungen wie die der hier untersuchten multilokal verfassten Familien nach Trennung und Scheidung. Was analytisch als Forschungsperspektive formuliert wurde, lässt sich in der Lebenswelt der Akteurinnen und Akteure als beispielsweise weitreichende (biografische) Interdependenzen, physische und virtuelle Mobilität, Rimessen und Formen emotionaler Solidarität rekonstruieren. Gleichfalls zeigt sich, dass dem Haushalt als Ort des Familialen für die Ausbildung von Zugehörigkeit und Identität eine bedeutsame Rolle zukommt. Form und Intensität des Einbezuges von Familienmitgliedern in die eigenen Netzwerkkonstruktionen und damit individuelle und kollektive Vorstellungen von einem *Wir* entzünden sich offenbar auch zum einen an der biologischen Abstammung und zum anderen an der räumlichen Nähe resp. dauerhaften physischen Kopräsenz. Während die hier untersuchten Kinder regelmäßig an zwei Wohnstandorten an- und entsprechend abwesend und in diesem Sinn mobil sind, sind die in diesen Haushalten lebenden leiblichen und sozialen Eltern und Geschwister mit Blick auf wiederkehrende Wohnstandortwechsel *physisch immobil*. Deren Perspektive auf Familie zeigt eine dominant monolokale Orientierung denn eine raumübergreifende zum einen und zum andern Vorstellungen von der *richtigen* Familie – dem ortsgebundenen Familienensemble – im Gegensatz zur unvollständigen und/oder ortsübergreifenden, etwa dann, wenn Kerstin, Mutter aus Familie BFF3, davon spricht, dass ihre multilokal lebende Tochter im Rahmen dieses Arrangements Gelegenheit hat, an den Alltagsleben beider leiblicher Eltern teilzuhaben⁴

„ICH [möchte] das für sie nicht dass sie irgendwie immer bei mir ist und dann (.) ab und zu am wochenende (—) ihren VATER mal besucht; (.) sondern dass sie halt (1) ja; (.) am LEBEN in BEIDEN (–) damals war noch nicht klar dass das zwei FAMILIEN *richtig* [Markierung, TS] wieder werden würden (.) aber halt an beiden (–) elernteilen dass sie da teilnimmt“

(Kerstin, Mutter, Familie BFF3, Interview Z29-32)

Die so skizzierte Figuration lässt sich als *familiäre Doppelstruktur* bzw. Gleichzeitigkeit zweier verschränkter und gleichsam autonomer familialer Ensembles beschreiben, die einerseits die

⁴Auch deutet sich in diesem Zitat die Normativität des Normalfamilienmodells als Orientierungsschema an, das das *Richtige* dem *Falschen* gegenüberstellt.

Wohnstandorte und ihre ortsgebundenen Familien kennt ebenso wie das raumübergreifende Ensemble – letzteres vor allem aus der Perspektive der pendelnden Kinder, während sich die passiv multilokalen Eltern im Spannungsfeld zwischen Ortsbindung und raumübergreifendem Familiennetzwerk sehen. Ferner lebt die Triade aus leiblichen Eltern und Kindern virtuell in den Orientierungen der Mitglieder des einstigen Ensembles sowie in der Organisation des Alltags fort und markiert hierüber einen parallelen dritten Beziehungsraum. Anhaltspunkte bietet hierfür zum einen die Hauptverantwortung der leiblichen Eltern für die Sorge der pendelnden Kinder in der Zeit ihrer Anwesenheit (vgl. hierzu auch Kap. 11.6, S. 260ff.). Darüber hinaus ist die weitgehend auf die Belange der Kinder zentrierte Kommunikation zwischen ausschließlich leiblichen Vätern und Müttern als ein weiteres Indiz für einen parallel zu den monolokalen Familienstrukturen verlaufenden Fortbestand des einstigen Familienensembles zu deuten. Wie in Kap. 11.3.1, S. 181ff., bereits gezeigt werden konnte, ist diese Kommunikation in gewisser Weise restringiert, d.h. die Gespräche zwischen den Eltern folgen einem engen thematischen Zuschnitt auf die Realsierung der mehrörtigen Lebensführungen der Kinder, klammern das Leben am jeweils eigenen Ort weitestgehend ein und werden zudem eher technisch vermittelt denn in physischer Kopräsenz geführt.

„I: du hattest das als V beschrieben (.) die konstellation die du mit Zacharias und Jasmin hast (—) kannst du das noch ein bisschen beschreiben, (.) weil so ein V ist natürlich ein starkes bild; (.) da fehlt etwas; (.) es ist kein DREleck [

KL: «lacht leicht)ja; ja; ›(.) deshalb habe ich nicht gesagt dreieck (-) ähm (—) das heißt halt (-) dich interessiert ja auch so die organisation im alltag;

I: genau

KL: um das daran zu beschreiben; (-) wie besprechen halt solche sachen wie: (-) äh; (.) was weiß ich URLaube; geburtstagsfeiern; irgendwelche anderen termine TYpischerweise per email, ab; (—) dann schreiben wir uns emails mit Jasmin muss mh:: (1) ähm; (-) von dann und dann hab ich urlaub geplant ist das okay für dich; (.) ab und zu telefonieren auch wegen solcher sachen; (.) ((...)) da geht es IMMER, (-) um Jasmin; (-) und ähm (3) ((...)) ab und zu gibt es da kontakt aber es ist jetzt nicht so dass wir uns jetzt irgendwie (1) ja wir TAUSCHEN uns über SIE aus; aber auch wirklich nicht häufig; (.) und über (-) uns (1) GAR nicht; (.) ((...)) und das zeigt ja eben wie das diese SEITE von dem DREleck; (.) die FEHLT da irgendwie; ((...)) ich fänd das SCHÖN, wenn da mehr DA wäre, (.) ((...)) vielleicht wird es mal (.) ein bisschen so ein MISSgestaltetes dreieck ((...)) aber kein AUSgewogenes; (.) vielleicht bleibt es auch bei dem V; (.) ((lacht)) aber für mich ist das auch okay letztendlich geht es ja um (1) letztendlich geht es ja um

die Jasmin dabei; vor allem; (–) das andere (.) dann (—) ist der LUXUSbereich; ((...))
aber (1) ja so klappt das schon sehr gut;“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview Z96-153)

Die vermeidende Kommunikation zwischen beiden Eltern nimmt die Interviewte zum Ausgangspunkt dafür, die Beziehung in der Allegorie der geometrisch Figur eines offenen Dreiecks, eines V zu beschreiben, dessen Scheitelpunkt die Tochter bildet und die von ihm ausgehenden Ausläufer die soziale wie physisch-räumlich separierte Beziehung zu den Eltern abbildet. Erkennbar wird, dass das Arrangement auf die Tochter zugeschnitten ist. Sie bildet das Scharnier zwischen den einstigen Beziehungspartnern. Der geschilderte Austausch ist an pragmatischen Notwendigkeiten der Realisierung der raumübergreifenden Lebensführung der Tochter orientiert. Deutlich wird ferner eine – wie im Beratungsdiskurs empfohlene und juristisch praktizierte – Trennung der Paar- und Elternebene, die offenbar realiter nur bedingt durchzuhalten ist. Die einstige Paarbeziehung pauscht durch und färbt die gegenwärtige Beziehung zwischen den Eltern ein. Eine Transformation der Zweierbeziehung in etwas über die Elternbeziehung hinausgehendes Drittes scheint nicht existent⁵. Das V stellt ein Minimum an Bezugnahme dar, einen praktischen Kompromiss mit hohem Enaktierungspotenzial, das dem Ideal und positiven Gegenhorizont des geschlossenen, gleichschenkligen Dreiecks gegenübergestellt wird. Die Beschränkung auf die Elternrolle ohne Transformation der einstigen Paarbeziehung in eine neue Form persönlicher Beziehung lässt die Triade zwischen Mutter, Vater und Tochter unvollständig erscheinen, so deutet es die Interviewte an. Dieses Beziehungsgefüge wird von ihr in einer Devianzrhetorik als bestenfalls „unausgewogenes“ oder „missgestaltetes Dreieck“ beschrieben und als defizitäre markiert. Die nurmehr virtuelle Triade aus Elternpaar und gemeinsamem mehrörtig lebenden Kind wird gleichsam als Familienkonstellation besprochen. Hintergrundfolie für diese Einschätzung, wie sie auch von anderen Eltern der Untersuchung getragen wird, bildet die als klassisch geltende Familienstruktur des monolokalen Normalfamilienmodells, dem per se eine grundlegende Harmonie und Stimmigkeit unterstellt wird. Da das Hauptaugenmerk jedoch der Lebensführung der Tochter und ihrer Teilnahme am Leben beider Eltern gilt, ist ein darüber hinausgehender Kontakt zwischen den Eltern nicht zwingend und daher *Luxus*. Die Intensivierung der Beziehung zum Vater der Tochter über die inhaltlichen Verengungen hinaus stellt eine Option,

⁵Die Elternrollen beschreiben zudem die funktionale Beziehung zu den Kindern, verbunden mit normativen Vorgaben 'guter', d.h. in diesem Fall *kooperativer* Elternschaft, nicht aber die Ausgestaltung persönlicher Beziehungen zwischen den Eltern, die sich nicht in einer gemeinsamen Paarbeziehung befinden.

einen Gegenhorizont zum status quo dar, der seinerseits nicht negativ markiert wird, sondern als einer mit hohem Enaktierungspotenzial und der sich zudem bewährt hat, wie es die interviewte Mutter Kristen mit „so klappt das schon sehr gut“ resümiert. Wie bereits festgehalten wurde und es auch in den anderen Interviews des Samples deutlich wird, stellt das Kind den Kristallisationspunkt für die Beziehung der Eltern und für weitreichende Verflechtungsbeziehungen zwischen den Familienkernen dar – und dies in einem Spannungsverhältnis zu den monolokalen Familiengemeinschaften, deren Mitglieder einer solchen raumübergreifenden Orientierung nicht oder nur bedingt folgen. Der anderer Wohnstandort stellt für die familiale Identitätsarbeit der monolokalen Familienmitglieder keinen bedeutsamen Referenzpunkt dar und erfährt damit eine identitätspolitische Marginalisierung. Diese Doppelstruktur aus monokal verfassten Familienensembles und räumlich übergreifendem Netzwerk mit personell unterschiedlich ausfallenden monolokalen oder multilokalen Orientierungen scheint en passant als „unproblematisches Problem“ in den Beschreibungen der Interviewten zur personellen Zusammensetzung der Familien und Rollengefüge auf. Was aus monolokaler und multilokaler Perspektive von Eltern und Kindern als *familiale Doppelstruktur* gefasst werden kann, tritt mit Blick auf die Netzwerke gleichermaßen als *Gleichzeitigkeit inkongruenter Familiennetzwerke* zutage. Für die rhythmisch zwischen beiden elterlichen Haushalten pendelnden Mädchen und Jungen spannt sich Familie als raumübergreifendes und gleichwohl haushaltsgebundenes Konstrukt auf, das sich im Wesentlichen an den Müttern und Vätern resp. neuen Geschwistern entzündet. Leibliche Eltern sowie deren Partner bestimmen ihre Familie zunächst monokal im Sinne einer traditionellen Kernfamilie. Es zeigt sich, dass beide Familienkerne des Gesamtensembles aus Sicht der Monolokalen getrennt von der nach der Trennung nurmehr virtuellen Triade aus leiblichen Eltern und Kind(ern) begriffen und alltäglich erarbeitet werden. Dieses Spannungsmoment aus multilokaler und monolokaler Verortung bleibt freilich nicht folgenlos in Hinblick auf die Ausgestaltung des familialen Alltags und die kollektiven Selbstbeschreibungen der Familien, wie in den Darstellungen zur *Zwei-Welten-These* versucht wurde zu zeigen (vgl. Kap. 11, S. 170) und immer wieder Anlass für Verdachtsmomente einer Abweichung der eigenen Familienpraxis in Abgleich mit der einer idealisierten Patchworkfamilie und/oder hegemonial gestellten bürgerlichen Normalfamilie bietet. Insbesondere das Modell der Patchworkfamilie wird als positiver Gegenhorizont einer Vereinigung der Schnittmengen der Familienkerne eingeführt, das trotz seines „Flickwerkcharakters“ in seiner engmaschigen Verwobenheit mit Stabilität und Stimmigkeit assoziiert wird und Vielfalt bzw. Gegensätzlichkeit in ein familiales Ganzes zu überführen vermag.

Familien zeichnen sich im Vergleich zu anderen sozialen Gruppen durch ihre besondere Form der personellen Rekrutierung resp. Zusammensetzung aus, wie bereits Tyrell (1983) herausgearbeitet hat. Wenngleich die Beschränkung Tyrells auf Ehe und Filiation als Zugänge zur Familienmitgliedschaft vor dem Hintergrund aktueller Familiendynamiken als stark revisionsbedürftig gelten kann (vgl. Kap. 3, S. 20), wird anhand der hier untersuchten Familien deutlich, dass der Zugang zur Familienmitgliedschaft, emotionale und soziale Nähe bzw. Distanz, in Abhängigkeit von der Position in dieser Gruppe – der mehrörtig lebenden Kinder oder Erwachsenen – zwar unterschiedlich ausfällt, es jedoch verfehlt wäre, die Zusammensetzung der Fortsetzungsfamilie als frei von konventionellen Loyalitäten und Zugehörigkeiten zu interpretieren, die keine Eindeutigkeit beanspruchen kann, wie dies etwa für die traditionelle Ehegattenfamilie gilt. So geben die egozentrierten Netzwerkkarten der Kinder Aufschluss darüber, dass aus deren Sicht beide leiblichen Eltern – wenngleich nicht mehr gemeinsam monolokal in einem Haushalt lebend – raumübergreifend als Bezugspersonen höchster Relevanz erachtet werden, während die koresidenten PartnerInnen der Väter und Mütter, die durchaus Sorgeleistungen übernehmen und hierüber Nähe erarbeiten können, durchweg (zum Teil erheblich) distanzierter positioniert werden. Aus Sicht der sozialen Eltern zeichnet sich diese Positionierung reziprok ab. Die Kinder des Partners/der Partnerin werden gleichsam als sozial und emotional weniger bedeutsam eingestuft und deren leiblicher Elternteil und die gemeinsamen Kinder werden präferiert. Dort, wo die biologischen Mütter und Väter ihre Zweierbeziehungen verstetigt haben und gemeinsame Kinder hinzugekommen sind, fällt die Positionierung im Vergleich zumeist zu Ungunsten der multilokal lebenden Mädchen und Jungen aus. Zwar werden diese zweifelsohne als zur Familien gehörend und *sehr wichtig* eingeschätzt⁶, jedoch mit graduellen Abstufungen zu den monolokal lebenden Familienmitgliedern. Nun lassen die hier zugrundeliegenden Daten keine Generalisierungen für multilokal verfasste Fortsetzungsfamilien per se zu, erkennbar wird jedoch ein Muster, dass über die hier untersuchten Fälle hinaus Geltung beanspruchen dürfte: innerhalb der Familien existieren mehr oder minder stark variierende Präferenzhierarchien, die In- und Exklusion von Mitgliedern in eigene und kollektive Vorstellungen der Familie befördern. Die erwachsenen

⁶Der Namensgenerator für die egozentrierten Netzwerkkarten der erwachsenen Befragten wie der Kinder folgte folgender Formulierung: Zunächst möchte ich Sie/Dich bitten, eine Liste mit Namen bzw. Initialen zu erstellen. Leitend für Ihre/Deine Zusammenstellung sollte die Frage sein: *Wenn Sie/Du an Ihre/Deine Familie denken/denkst, an wen denken Sie/denkst Du dabei? Bitte notieren Sie/notiere die Namen dieser Personen auf einer Liste!* Die Verortung der relevanten Alteri in den Netzwerkkarten erfolgte mittels einer 7-stufigen Skala mit den Endpunkten *sehr wichtig* bis *nicht wichtig*, angelegt als sieben konzentrische Kreise, mittels derer eine entsprechende Nähe resp. Distanz zum befragten Ego abgebildet werden kann (vgl. u.a. Straus 2002, Kahn/Antonucci 1980).

Interviewten – insbesondere die leiblichen Mütter und Väter – sind sich des Verstoßes gegen ein durch gesellschaftliche Norm eingefordertes Gebot bedingungsloser Liebe und das selbst auferlegte Egalitätsgebot gegenüber den eigenen (monolokalen und multilokalen) Kindern bewusst und erkennen diese Diskrepanz als Abweichung. Auch Mütter und Väter in „Normalfamilien“ favorisieren – durchaus mit zeitlicher Veränderung – das eine oder andere Kind. In den hier untersuchten Familien jedoch scheinen die Präferenzen auch im Zusammenhang mit der räumlichen Konfiguration des Familienensembles zu stehen. Der aus der mehrörtigen Lebensführung der Kinder resultierende zeitlich nur partiell geteilte gemeinsame Alltag und die regelmäßigen An- bzw. Abwesenheiten der Kinder nähren augenscheinlich die obige Deutung des Arrangements als *Doppelstruktur*.

Zirkuläre Elternschaft und zwei Normalitäten im Dualismus von An- und Abwesenheit

Ein weiterer Aspekt des Familienalltags, der in der Lebensführung der monokal lebenden Eltern als Besonderung hervortritt, ist in den unterschiedlichen Tempi und Abstufungen von Verpflichtungen im Zuge der An- und Abwesenheit der Kinder im eigenen Haushalt zu finden (vgl. auch Kap. 11.6, S. 260ff.). Insbesondere die leiblichen Väter und Mütter beschreiben ein an den Präsenzzeiten der Kinder und damit an einem An- und Abschwelen der Personenzahl im Haushalt orientiertes Bild von Elternschaft. Unisono werden mit dem Wechselrhythmus der Kinder einhergehende erhöhte Freiheitsgrade, eine Entlastung von Verantwortung und damit zweierlei Normalitäten herausgearbeitet – eine in Abwesenheit der Mädchen und Jungen sowie eine in vollständiger personeller Besetzung des Familienkerns geltende. Auf der Ebene alltagspraktischer Verrichtungen ruht die Elternschaft an den Abwesenheitstagen der Kinder für diese Väter und Mütter bzw. reduziert sich der Aufwand elterlicher Sorge. Die Anwesenheit der Kinder wiederum geht mit einer Konzentration elterlicher Aufmerksamkeit und hoher Interaktionsdichte zwischen Eltern und Kindern einher. Damit verwoben ist auch die Wahrnehmung einer sich ändernden personellen Zusammensetzung und der weiter oben besprochenen *familialen Doppelstruktur*, wie folgender Auszug aus dem Interview mit der Mutter Kirsten aus Familie BFF3 noch einmal exemplarisch veranschaulichen soll. Nicht nur dass insbesondere der Alltag der leiblichen Eltern einem anderen Rhythmus bei Anwesenheit der Kinder folgt, die Abwesenheit der in diesem Fall Tochter minimiert das Ensemble auf eine Familie von vier Personen:

„ich bemühe mich SCHON dass ich auch da bin; (.) also insofern äh (2) hat sie es da vielleicht sogar ein bisschen besser als ihre geschwister weil das berücksichtige ich so ein bisschen MEHR in meinem kopf; dass sie dann halt da ist ((...)) das heißt jetzt nicht dass ich die ganze zeit zuhause sitze aber das ist äh (1) ist als überlegung schon immer DA; und wenn sie nicht da ist ist es dann (3) tja dann sind wir halt ne familie von VIER personen ((...)) das ist (3) fast so ein bisschen so als (-) sie ist dann halt nicht da ne? (.) das ist dann so ein Elgenes leben was wir dann zu viert haben;“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z257-268)

Die Anwesenheit der aktiv multilokalen Kinder fordert offenbar eine erhöhte Konzentration auf deren Bedarfe und besonders diese in gewisser Weise. Das monolokal lebende „Stamm-personal“ empfängt in dieser Zeit eine reduziertere Aufmerksamkeit, die bei Abwesenheiten der Kinder wieder kompensiert wird, wie die Mütter und Väter in den Interviews andeuten. Das „eigene Leben zu Viert“ spiegelt eine Beobachtung unterschiedlicher Gemeinschaftskonstruktionen und eines *Wir-Gefühls* entlang der Anwesenheits- und Abwesenheitszeiten der aktiv multilokal lebenden Kinder wieder. In den Interviews der Eltern deutet sich eine nur schwer aufzulösende Ambivalenz in der Bewertung der Abwesenheitszeiten an. Zum einen erfahren die erhöhten Freiheitsgrade in den Schilderungen eine positive Konnotation und gleichzeitig wird das um die physisch nicht kopräsenten Töchter und Söhne minimierte Ensemble als unvollständig erfahren, da sie als integraler Bestandteil eines „runden Ganzen“ (Marlena, BFF2, Z947) begriffen werden. Gedanklich geschlossen ist der Kreis der (Haushalts-)Gemeinschaften erst mit personeller Vollständigkeit. Auf einer argumentativen Ebene wird sich geweigert, die gefühlte Gemeinschaft aufzugliedern und zwei Teilkollektive zu betrachten. Das rhythmisch wiederkehrende An- und Abswellen des Ensembles scheint daher für die Bestimmung des Kollektivs nachrangig gestellt zu werden. Anders als in der Familienforschung mitunter diskutiert, werden multilokale Familien nicht per se durch ihre Mitglieder als unvollständig wahrgenommen. Nicht die diskursiv einmassierte Rhetorik einer unvollständigen Familie ist von Relevanz, sondern vielmehr Unvollständigkeit des Arrangements bei An- und Abwesenheiten der multilokal lebenden Kinder – das An- und Abswellen der personellen Besetzung des monolokalen Haushaltes repräsentiert etwas Fragmentiertes. Neben der erhöhten Interaktionsdichte bei Anwesenheit der multilokal lebenden Kindern bietet sich mit Abstufungen bei Eltern in neuen Paarbeziehungen mit gemeinsamen Kindern und denen ohne gleichermaßen auch Entlastungspotenziale. Berichtet wird von anderen Tempi sowie Ordnungs- und *Selbstverständnissen*. Den interaktiven Verdichtungen und Konzentrationen von Elter-Kind-Beziehungen in der Zeit der Anwesenheit der aktiv multilokalen Kinder

stehen regelmäßig wiederkehrende höhere Autonomiegrade der Eltern bei deren Abwesenheiten gegenüber. Im Sinne einer *zirkulären Elternschaft* kommt den Abwesenheiten der Kinder die nach Merton (1995) *latente Funktion* einer Entlastung von elterlicher Verantwortung und von Erfordernissen der Synchronisation individueller zu einer familialen Lebensführung zu. Die per se für Eltern virulente Frage einer Balancierung von Elternpflichten und eigenen Bedarfen sowie Selbstachtsamkeit wird in den Interviews als Vorzug herausgearbeitet. Die Zeit der Abwesenheit bietet Freiheitsgrade, die insbesondere die interviewten leiblichen Eltern erfahren und die sich in unterschiedlichen zeitlich-räumlichen Alltagsstrukturen niederschlagen bzw. als Gegenentwürfe in *eigenen Normalitäten* münden.

„also wenn die NICHT da sind (.) ich glaub das kann ich relativ EINFACH beantworten weil dann kann ich oder muss ich ZWANGSsläufig erst mal nur an den freitag morgen denken ((...)) ne? die jungs stehen relativ ZEITIG auf dreiviertel sechs so, (.) dann geht Samuel viertel sieben aus dem haus, und da hab ich geFÜHLT, oder ne (.) ich glaub das ist nicht nur gefühlt, (.) das ist tatsächlich so; (.) hab ich NICHT die aufgabe innerhalb von einer viertelstunde (.) BROTE zu schmieren, (-) taschen um- und auszuräumen oder zu gucken haben die mir alles hingelegt? und zu denken was brauchen die heute? (.) ((...)) das fällt alles weg da bin ich einfach nur hier morgens da und SCHAFFE, es sogar, (.) mit den jungs noch was zu spielen UND denen noch was vorzulesen; was ich SONST früh morgens gar nicht hinbekomme; (-) das GEHT gar nicht und manchmal sitzen wir dann so um sieben (-) da denk ich (.) ei, (.) du musst jetzt noch gar nicht los,“

(Marlena, Mutter, Familie BFF2, Interview, Z718-730.)

Deutlich stellt Marlena, Mutter in Familie BFF2, heraus, dass bei Abwesenheit der Töchter faktisch Sorgeleistungen entfallen und der Morgen damit zeitlich entzerrt wird. In ihrer Beschreibung dieser Abläufe verdichtet die Interviewte zeitlich eine Reihe von Tätigkeiten wie das Fertigen von Schulbrot und das Kontrollieren der Schultaschen derart, dass erkennbar wird, welche Anforderungen an sie gestellt werden, wenn alle vier Kinder zu versorgen sind. Anders bei Abwesenheit der beiden Mädchen. Die dadurch entstehenden zeitlichen Freiräume erlauben gar das Spielen oder Vorlesen früh am Morgen. Der andere zeitlich-räumliche Modus der Entschleunigung bietet gar die Möglichkeit zur Muße und markiert eine deutliche Differenz zur alltäglichen Lebensführung in Anwesenheit der beiden Töchter. Wenngleich beide dargestellten Rhythmen für sich als Normalität innerhalb des Wechselarrangements eingeführt werden, zeigt die daran anschließende Bewertung Marlenas eine gewisse Brisanz und berührt ein Tabu.

„Das macht einen HIMMELweiten unterschied wenn die nicht da sind; (.) also ich glaub es ist dann hier AUCH ein stück ruhiger; und diese auseinANDERsetzungen die die mädels ja aufgrund ihres ALTERS mitbringen hast du dann eben nicht; ((...)) (.) und das kann ich AUCH (.) also da hab ich jetzt so GAR kein (.) schlechtes gewissen zu sagen jetzt (.) DAS kann ich auch mal die drei tage geNIESSEN (.) das ist auch mal OKAY, (.)“

(Marlena, Mutter, Familie BFF2, Interview, Z774-779)

Die gewonnenen Freiheitsgrade zu „genießen“ könnte für sich genommen unproblematisch sein. Immer wieder taucht in den Interviews ein Narrativ auf, welches diese Freiheitsgrade als *wünschenswert* – im Rahmen einer „intakten Familie“ – durch Dritte positiv rahmt und als Entlastung anerkennt. Dennoch ist die Interviewte darum bemüht zu verdeutlichen, dass ihr dieser Genuss „kein schlechtes Gewissen“ bereitet und „auch mal okay“ sei. Neben der offen zu Tage tretenden Besonderheit der periodisch wiederkehrenden personellen Veränderungen schwingt hier der Verdacht mit, gegen (moralische) Grundsätze von Mutter- oder – weiter gefasst – Elternschaft zu verstoßen, die eine allumfassende Sorge von vor allem Müttern zum normativen Standard haben und mit mehr oder minder deutlichen Verhaltenserwartung konnotiert sind. Wenngleich die Kinder in Teilen de facto physisch nicht kopräsent sind und Sorgeleistungen insofern nicht anfallen, sind sie doch *mental* anwesend bzw. werden präsent gehalten. Dies zumindest wird von den interviewten Vätern und Müttern – den leiblichen wie sozialen – wider das antizipierte Verdachtsmoment des Vergessens oder schlimmer noch der Vernachlässigung – betont. Hier wird sich positioniert zu einer Fremdpositionierung durch Dritte. Die affektive Bindung und Sorge (im einen wie im anderen Sinn), so wird in den Gesprächen mit den Vätern und Müttern deutlich, bleibt von der Entlastung unberührt. Insofern sind passiv multilokale Eltern in Abwesenheit ihrer Kinder *aktive* Eltern, wie diese betonen, und treten damit diesen vielfach geäußerten Verdachtsmomenten entgegen.

12.3.3 Re-Integrationsbedarfe zwischen Normalität und Desintegrationsverdacht

Es wurde bereits darauf eingegangen, dass das hier untersuchte Familienmodell mit paritätischem Wohnstandortwechsel, das gängigen Imperativen und einer Normalität der Sesshaftigkeit und monolokalen Bindung von Kindern widerspricht, offenbar einer gesteigerten Legitimation bedarf. Der Wohnstandortwechsel der mehrörtig lebenden Kinder ist ein Aspekt

familialer Lebensführung in den multilokal verfassten Arrangements, der ungebrochen ein enormes Irritationspotenzial gegenüber Dritten aufwirft. Die im vorherigen Kapitel 12.3.1 „Binnendiskurs und Fremdattribuierungen zwischen Normalitätsbehauptung und Devianzvermutung“ beschriebenen Devianzanzeigen durch Dritte greifen in den Darstellungen der Interviewten zuvorderst die wiederkehrende Mobilität der Kinder auf. Das Arrangement eines regelmäßigen Wohnstandortwechsels bietet Anhaltspunkte, die Lebensführung der Kinder als Abweichung zu markieren. Vermutungen über fehlende Verankerungen oder einem Verlust von *Zuhause* werden angestellt, wie es Miriam, die Mutter aus Familie NTF7, aus Gesprächen mit Eltern aus der Kindertagesstätte der Söhne rekonstruiert:

„Ich hab, wir haben auch am, also ich vor allen Dingen auch ähm, von einigen bekannten Eltern dann aus dem Kindergarten halt Kritik gehört, die finden diese Regelung nicht gut, sie hätt// die Kinder hätten kein Zuhause, die wüssten nicht, wo sie hingehören. Und hab mich natürlich dann auch ein bisschen schlaue gemacht, weil man natürlich denkt, hm ja, vielleicht haben die ja Recht“

(Miriam, Mutter, Familie NTF7, Interview, Z383-388)

Das personelle An- und Abschwellen der monolokalen Familie markiert eine strukturelle Besonderheit, die gleichsam durch die Akteurinnen und Akteure selbst ausgedeutet werden muss. So lassen sich in den Interviews und Gruppendiskussionen zwei Orientierungen der (sozialen) Eltern mit recht unterschiedlichen Konnotationen rekonstruieren, die sich gegenseitig ausschließend den Blick auf den Rhythmus aus An- und Abwesenheit der multilokalen Kinder prägen: das monolokale Familienensemble erfährt entweder eine *Erweiterung* oder *Minderung* auf Zeit. Der Wechsel des Wohnstandorts führt den Familienmitgliedern dabei eine fortlaufende Re-Konfiguration des personellen Ensembles vor Augen. Hierzu folgender Auszug aus dem Interview mit Kirsten, Mutter aus Familie BFF3:

„wir sind das ja alle geWÖHNT dass sie halt DA ist; und auch mal NICHT da ist (.) aber (-) ähm; (1) ja (.) sie ist halt (.) wir sind dann MEHR so eine familie von vier plus EINS; wenn sie dann da ist; (-) weil sie dann auch wie sie das gestALTET, (-) wie das halt alles so IST (.) ist sie nicht gerade eine tragende SÄULE der familie; (.) was ja ein KIND auch sein könnte; (.)“

(Kirsten, Mutter BFF3, Netzwerkinterview, Z59-63)

Ungeachtet des Irritationspotenzials der rückkehrenden Kinder auch für die lokalen sozialen Ordnungen der Familienkerne, markieren die wiederkehrenden An- und Abwesenheiten der mobilen Mädchen und Jungen für die passiv multilokalen Familienmitglieder eine Normalität

insofern, als sie eine *gewohnheitsmäßige Praxis* darstellen. Die Teilhabe am Familienleben in beiden Haushalten der Eltern stellt sich nachvollziehbar nicht von selbst ein, wird aber durch die Interviewten als eine *routinierte* Gestaltungsaufgabe skizziert – eine Herausforderung zunächst für das rhythmisch pendelnde Kind selbst. Diese (gemeinschaftsbildende) Einpassungsleistung wird im Interviewauszug mit Verweis auf die Tochter individualisiert. Die Beschreibung zeigt im Kern ein Phänomen, dass die hier untersuchten Familien in ihren Erfahrungen teilen – der wiederkehrende Wohnstandortwechsel erzwingt regelmäßig mit der Rückkehr der aktiv multilokal lebenden Kinder in die lokalen Haushalte deren Re-Integration in die ortsgebundene Gemeinschaft (vgl. Kap. 11.2 „Lokal gebundene soziale Ordnungen“, S. 176ff.). Dieser Prozess scheint in den Orientierungen der interviewten Eltern und Kindern jedoch nicht als *Krise* auf, sondern vielmehr werden die Bemühungen um eine Re-Integration *als* Normalität begriffen. Die Erzählungen und Beschreibung lassen darüber hinaus erkennen, dass es sich bei der Rückkehr der aktiv Multilokalen in den Haushalt um eine Re-Integration *in* (ortstypische) Normalitäten handelt. Das Ensemble erfährt hierbei eine Differenzierung in *konstant Wohnhafte*, die den Kern der monolokalen Gemeinschaft ausmachen und *Mobile*, die hinzukommen und wieder fortgehen – im obigen Gesprächsauszug durch die Interviewte auf die Formel der „Familie von vier plus eins“ gebracht. Vor dem Hintergrund einer dominanten gesellschaftlichen Lesart von Familie als sesshafte und monolokale Einheit kann eine solche Differenzierung von Teilkollektiven innerhalb einer (Kern-)Familie zusammen mit den rhythmisch wiederkehrenden An- und Abwesenheiten und den daraus hervorgehenden Integrationsbedarfen als Abweichung erkannt werden. Und in der Tat können sich die Akteurinnen und Akteure in den multilokalen Arrangements nicht gänzlich von derlei Verdachtsmomenten emanzipieren. Die Bewertung des Lebens in zwei als *Zuhause* begriffenen Orten oszilliert bei den Eltern der Kinder zwischen Normalitätsbehauptungen und eigenen (latenten) Vermutungen über die möglicherweise problematisierungswürdige Wirkweise eines solchen Arrangements. So werden mit Blick auf die mobilen Kinder wiederholt auch Befürchtungen einer *Desintegration* artikuliert. Zacharias etwa, Vater aus Familie BFF3, betont, dass Sorge dafür zu tragen sei, dass seine Tochter nicht

„das DRITTE rad am wagen wird (.) sondern WIRKLICH zu unserer familie gehört und zu unserem kreis gehört (-) obWOHL sie halt ne schnittmenge ist aber eben (-) ((...)) dass sie ähm: (—) wirklich VOLL mit daBEI ist ((...)) (.) ja (-) klar (.) gar keine FRAGE ist uns da allen dran geLEGEN;“

(Zacharias, Vater, Familie BFF3, Interview, Z509-511)

Offenbar finden sich im Alltag der Familie, in der herangetragenen Skepsis Dritter oder im Bedarf einer Re-Integration in die lokale Gemeinschaft selbst Anhaltspunkte für Befürchtungen, die Tochter könnte nicht hinreichend in das monolokale Familienensemble integriert sein, was in dem Bild des für die Bewegung eines Fahrzeuges zunächst nicht notwendigen dritten Rads am Wagen – gemeint ist das fünfte – zum Ausdruck kommt. Der (geschlossene) *Kreis* der (Teil-)Familie, bestehend aus Vater, Partnerin und gemeinsamer Tochter, existiert augenscheinlich autonom, d.h. ohne das multilokale Kind. Sein Fortbestand hängt nicht vom diesem ab, was den Bedarf wiederholter Einbindungsarbeit ebenso nachvollziehbar erscheinen lässt wie die Skizze des hybriden Schnittmengencharakters der Kinder.

12.3.4 „Ich frage mich immer noch irgendwie, was man eigentlich ist.“ – Rollenambiguität und lexikalische Desiderata

Das Zitat der Überschrift aus dem Interview mit Silvia, der sozialen Mutter aus Familie BFF3 (Z113f.) bringt pointiert zum Ausdruck, womit sich insbesondere die *sozialen* Eltern in den hier untersuchten multilokalen Familienarrangements konfrontiert sehen – mit einer offenbar kontinuierlich fragilen und in Teilen schwach konturierten Rollenbestimmung.

Wenngleich auch die Gewissheit bröckelt, sich widersprüchliche und mitunter diffuse Erwartungen und weitreichende Aushandlungsprozesse beobachten lassen, kann wohl für den Großteil der Mitglieder in traditionellen Kernfamilien – ob nun ehelich oder als nicht-eheliche Lebensgemeinschaft – von einem gewissen Set an stabilen Verhaltenserwartungen ausgegangen werden. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Sicherheiten in unkonventionellen Familienarrangements noch stärker erschüttert werden bzw. es je kaum auf die spezifischen Konfigurationen zugeschnittene Rollen insbesondere der sozialen Eltern gibt, sieht man einmal von den diskursiv nach wie vor wirksamen Stereotypen beispielsweise der böshafte und lieblosen Stiefmutter ab (vgl. Claxton/Oldfield 2008). Die fehlenden und/oder unzureichenden Terminologien für die Mitglieder in Nachtrennungsfamilien kann als Beleg für das diffuse Gemengelage an Rollen(sets) und einen Mangel an gesellschaftlichen Vorgaben gedeutet werden. Augenscheinlich treten zu der in Kapitel 4.1 „Trennung und Scheidung: Zwischen Desorganisation und Transition von Familie“ (S. 33ff.) beschriebenen Reorganisation resp. Redefinition der Elternrollen grundlegende und komplexe Bestimmungsprobleme in (erweiterten) Fortsetzungsfamilien. Diese Arrangements erzwingen neue Regeln und Rollen. Das Zusammenleben, die Routinen und Verhaltenserwartungen sind mit einem erhöhten Aushandlungsbedarf belegt. Die verfügbaren Rollen müssen auf der Ebene des familialen Kollektivs

gleichermaßen wie auf der des Individuums erarbeitet, zugewiesen, angeeignet und anerkannt werden. Es wird sich positioniert und es wird positioniert. Für die hier untersuchten Familien lässt sich diesbezüglich ein gewisser Innovationszwang und gegebenenfalls Mangel an entsprechenden Lösungen konstatieren. Sicherheit über die eigene Position der Individuen im Gesamtarrangement und über die Identitätsentwürfe der Teilfamilien zu erlangen, scheint vor dem Hintergrund fehlender oder unpassender Orientierungsfolien ein diffiziles Unterfangen zu sein, wie exemplarisch die Darstellungen eines sozialen Vaters verdeutlichen sollen:

„Es gibt auch diesen teil wo sich mir die Jasmin gegenüber viel distanzierter verhält als ihren eltern gegenüber und ich das auch erwidere in gleicher münze (.) dann wiederum interessiere ich mich aber schon sehr für sie (-) und mit der Kirsten [Partnerin und Mutter des Kindes] tausche ich mich auch sehr aus (.) mehr als mit dem Zacharias [dem leiblichen Vater] (2) und da wiederum hab ich ganz punktuell eine ganz wesentliche funktion die auch ein vater hat also das ist so ein komisches (3) da gibts aber auch kein wort dafür (.) ich bin nicht der vater (.) ich bin nicht der stiefvater (.) ich bin auch kein freund ich bin nicht der onkel (.) da gibts überhaupt gar kein wort dafür ((...)) genauso umgekehrt Jasmin ist nicht meine tochter ist auch nicht meine stieftochter und (3) ich hab mit der richtig zu tun aber auch wieder nicht das lässt sich gar nicht so ganz (.) man muss schon viel erklären um das abzubilden“

(Jan, sozialer Vater, Familie BFF3, Interview Z883-893)

Die Beziehung zur Tochter der Partnerin wird durch den interviewten (Stief-)Vater als ambivalent beschrieben. Sie ist in jedem Fall durch ein höheres Maß an emotionaler und sozialer Distanz geprägt als die der leiblichen Eltern zu ihr. Diese Distanzierung zwischen Erwachsenem und Kind ist wechselseitig, sie wird vom ihm „mit gleicher Münze erwidert“. Punktuell jedoch nimmt der Interviewte eine wesentliche Funktion ein, die der eines Vaters gleicht – die Sorgearbeit wird von Jan quasi als virtuell skizziert. Er sieht sich als Berater der Mutter im Hintergrund. Um diese Rolle und der der Tochter der Partnerin jedoch begrifflich zu fassen, fehlt es an einem adäquaten Vokabular. Konventionelle Termini verfehlen es, den Kern der Beziehung zu beschreiben. Die persönliche Beziehung zu einem Kind kann emotional und/oder geistig fundiert sein. Deutlich wird, dass das Ideal in einer Verbindung aus beidem gesehen wird. Einhergehend mit der fehlenden oder stark reduzierten Vaterschaftspraxis, erarbeitet der Interviewte eine Art *intellektuell begleitende und interessierte elternähnliche Rolle im Hintergrund*, die vor allem im Austausch mit der leiblichen Mutter ihren Ausdruck findet und dort zur Praxis wird⁷. In Abgrenzung zu den eigenen Kindern wird sich dem Kind

⁷Aktuelle Forschungsergebnisse quantitativer und qualitativer Studien zu Stieffamilien wie der von Heintz-

vermittelt genähert. Offenbar ist diese Form der Vaterschaft weniger an den Bedürfnissen des Kindes orientiert, als vielmehr an denen der Mutter. Diese *mittelbare Nähe* im Hintergrund wird im Abgleich zu der des leiblichen Vaters durch den Interviewten aufgewertet. Die Fürsorge ist hiernach nicht als alltagspraktische Sorge zu begreifen, sondern als wohlwollende Begleitung im Hintergrund. Jan deutet hiernach einen *alternativen Fürsorgebegriff* an, der das von ihm mit dem Hilfsbegriff der *Spezialfamilie* (Z779) umschriebene Arrangement zu fassen hilft, neben (1) der personellen Zusammensetzung und (2) dem Rollengefüge.

Dieser exemplarische Interviewauszug belegt anschaulich, wie sich die untersuchten Familien nur bedingt auf geronnene Handlungsmuster und entsprechende Begrifflichkeiten stützen können. Beispielhaft kann die hier angeführte Beschreibung als Suchbewegung nach einer Rollenbestimmung gefasst werden. Diese *Rollenambiguität* scheint für Fortsetzungsfamilien nicht unüblich zu sein wie etwa Walper/Wild (2002) zeigen konnten. Anders als es etwa Berman (2015) in ihrer qualitativen Studie beobachtet, zeigt das empirische Material der vorliegenden Arbeit, dass die Alleinverantwortung der leiblichen Eltern in einer lokal gebundenen und zeitlich alternierenden Elter-Kind-Dyade nicht durch das durch Wiederheirat neu konstituierte (Stief-)Elternpaar geschwächt wird. Die regelmäßige Abwesenheit des mehrörtig lebenden Kindes und die vollumfängliche Übernahme der Sorgeverantwortung durch den leiblichen Vater resp. die Mutter scheint eher noch eine Potenz Unsicherheit hinsichtlich der Verhaltenserwartungen an soziale Eltern und mit Blick auf die Zuweisung von Kompetenzen durch die leiblichen Mütter und Väter hinzuzufügen. Dass der Umstand geteilter paritätischer Sorge der getrennt lebenden Eltern gleichwohl als Vorzug gedeutet werden kann, zeigen die Subjektstrategien zur Normalisierung des Arrangements resp. zur Devianzattribuierung der Normalfamilie durch die Interviewten (vgl. Kap. 12.4, S. 302). Versuche der Selbst- und Fremdpositionierung in den Teil-Kollektiven resp. im Gesamtensemble bieten in ähnlicher Weise Anhaltspunkte für eine Rekonstruktion dieser Suchbewegung für die multilokal lebenden Kinder.

Einer Rollbestimmung – dieses Argument wird hier in den Interviews verschiedenenorts erneuert – fehlt es an geronnenen Orientierungsmustern und damit gesellschaftlich objektivierten Wissensbeständen. Dieses Desideratum tritt auch in dem Mangel an lexikalischen Bezeich-

Martin et al. (2015) und Gagné et al. (2015) konnten zeigen, dass Männer und Frauen Lücken der nicht im Haushalt wohnhaften biologischen Eltern füllen und den Partner/die Partnerin resp. den leiblichen Elter in der Sorge um die Kinder unterstützen. Das *Familienklima*, so schreiben Heintz-Martin et al. (2015), fällt in Stiefmutterfamilien im Vergleich mit einer klassischen Kernfamilie und einer Stieffamilie mit gemeinsamen Kindern, der sog. *blended family*, jedoch schlechter aus. Mit Blick auf Stiefvaterfamilien hingegen wurden keine Unterschiede beobachtet.

nungen von Teilen der Familienmitglieder zutage. Die eigene Position und Rolle wird als *komisch* und/oder als Verschnitt von Vater- resp. Mutterrolle beschrieben. Vermittels der im Begriff *Teilfunktion* aufscheinenden Unvollständigkeit mit Blick auf seine Position im Familiengefüge vermag es der soziale Vater Jan aus dem obigen Interviewauszug das beschriebene Konstrukt der Spezialfamilie narrativ zu konsolidieren und markiert gleichsam Erläuterungsbedarf. Auch die Kinder in den durch die neue Paarbeziehung der leiblichen Eltern erweiterten Familiennetzwerken bedürfen eines *Namens*, der sie in diesen Kreisen und persönlichen Beziehungen funktional verortet. Die regelmäßigen Abwesenheiten im Haushalt und etwa bei rituellen Zusammenkünften manifestieren den Arbeitscharakter des Begriffs sowie des Status. Deutlich wird, dass die Position der PartnerInnen innerhalb einer der Teilfamilien und damit die Übernahme der sozialen Rolle des Vaters/der Mutter zum einen durch die leiblichen Eltern des multilokal lebenden Kindes zugewiesen bzw. gewährt und zum anderen ihre Legitimation aus dem Bedarf des Kindes/der Kinder abgeleitet wird. Hier zeigen die untersuchten Familien unterschiedliche Ausprägungen von praktiziertem und gewährtem Engagement.

„auf JEDEN fall immer wieder ein thema ist auch meine eigene (.) ich muss auch sagen dass meine eigene position in dem ganzen gefüge (.) ähm (-) hab ich auch ganz viel immer wieder hinterfragt und besprochen auch mit unterschiedlichen leuten so also wer bin ich jetzt da eigentlich in diesem ganzen? (.) in dieser konstellation oder wie funktioniert das eigentlich?“

(Silvia, soziale Mutter, Familie BFF3, Interview, Z1145-1149)

Die eigene Position und Funktion in diesem Arrangement ist wiederkehrend erörterungs- und reflexionsbedürftig, da nicht qua geronnener Orientierungsmuster definiert. Zentrale Frage ist, wer man in dieser Konstellation ist und wie man dieses Beziehungsgeflecht bewerkstelligt. Die eigene Position in dem „Gefüge“, so beschreibt es die Interviewte, ist ebenfalls wiederkehrend und eingehend Gegenstand von Reflexion und Austausch auch mit Dritten. Die Frage „Wer bin ich da eigentlich in dieser ganzen Konstellation?“ deutet darauf hin, dass die Rolle der Interviewten mindestens vage umrissen sowie in zeitlicher Perspektive wenig gesichert und daher fluide ist. Der in der Familiensoziologie viel beschriebene *Herstellungscharakter von Familie* wird hier lebensweltlich evident (vgl. zur *Familie als Herstellungsleistung* Kap. 6.1.5, S. 90ff.). Die erarbeitete institutionelle Absicherung des Rollengefüges scheint für das Selbstverständnis der Familien und eine abgestimmte Lebensführung grundlegend und wird als Handlungsziel eines zeitlich gestreckten (und tendenziell unvollständigen) Prozesses formuliert:

„was SD und meine rolle betrifft (.) war glaube ich (.) war das eben auch son etwas LÄNGERER proZESS (.) so (.) zu dieser gemEINSchaft und bis hin zu dem kind und so (-) und äh (-) wirklich zu so nem (-) geschlossenem kreis und so“

(Zacharias, Vater, Familie BFF3, Interview, Z492-495)

Rollen als definiertes Set von Verhaltenserwartungen im Sinne Goffmans (1969) stellen sich in einer Paarbeziehung nicht schlichtweg ein, sondern müssen über einen, wie Zacharias, Vater aus Familie BFF3, es in seiner Erzählung darlegt, längeren Prozess gefunden, zugeordnet und eingeübt werden. Ziel scheint es zu sein, diesen Rollensatz der Akteurinnen und Akteure hin zu einem geschlossenen Kreis als Sinnbild einer in sich kohärenten Gemeinschaft zu entwickeln. Die Metapher des Kreises verweist zum einen auf ein in sich stimmiges Ensemble und damit auf die Schlüssigkeit der Zugehörigkeit der Mitglieder, und zum anderen schwingt hier auch ein exklusives Moment mit. Das Personal ist nicht beliebig erweiterbar, sondern besteht eben aus einem Set genau dieser Mitglieder. In den verschiedensten sozialen Situationen besteht dabei offenbar der Bedarf seitens der Familien selbst, die Rollen und den Status der Mitglieder offenzulegen und hierüber das Ensemble in seiner Konfiguration zu bestätigen, wie folgendes Zitat aus dem Interview mit einem sozialen Vater beispielhaft zeigt:

„es kommt schon vor wenn wir jetzt sagen wir treffen jetzt äh fremde ((...)) und wir schlagen jetzt mit der familie so auf wie wir jetzt sind dann wird gesagt guck mal dein vater hat das und das gesagt aber dann wird schon von den mädels gleich gesagt «imitierend›ne: (.) das ist nicht mein vater (.) das ist bloß der Samuel›oder was heißt bloß (.) aber «imitierend›das ist der Samuel; (.) und das ist unser freund›oder so was“

(Samuel, sozialer Vater, Familie BFF2, Interview, Z87-91)

Das empirische Material beschreibt Praktiken, die an die von Galvin (2006) anschlussfähig sind. Sie unterscheidet anschaulich zwischen *external boundary management* im Sinne von Benennungs-, Erläuterungs- und Legitimationspraktiken und dem *internal boundary management*, mit dem Ritualisierungen und Erzählungen im Binnendiskurs der Familie gefasst werden. Auch die hier angeführten Zitate verweisen auf derlei individuell und kollektiv ausgeführte Handlungsweisen. Zur eigenen Suchbewegung nach einer Selbst-Bestimmung als Mitglied einer Familie und Familienensemble gesellen sich in der Interaktion zu Dritten Bedarfe, das Arrangement und die personelle Konfiguration nachvollziehbar zu machen, sich selbst gegenüber anzuzeigen und gegenüber Verdachtsmomenten einer Abweichung zu legitimieren.

12.4 Strategien der Normalisierung zwischen Selbstbehauptung und Diskreditierung

Zusammenfassend kann für die bisherigen Betrachtungen knapp festgehalten werden, dass die Beschreibungen der personellen, zeitlichen und räumlichen Strukturen in den Interviews und Gruppengesprächen ambivalent ausfallen. Sie bewegen sich zwischen einer Entproblematierung auf der einen Seite und Verdachtsmomenten abweichender familialer Praktiken andererseits. Letzteres wird deutlicher, wenn der Blick im Folgenden gerichtet wird auf die Normalisierungsstrategien und (impliziten) Gegenreden zu *Fremdattribuierungen* der Familienarrangements als *abweichend* und damit Antizipation eines faktensetzenden Konsenses gesellschaftlicher (Familien-)Normalität, wie es mit Link (1992: 61) aus normalismustheoretischer Perspektive dieses Kapitel einleitend hieß.

12.4.1 Normalisierung in Anlehnung

In Kapitel 12.3.1, S. 280ff., wurde zwischen dem *Binnendiskurs* innerhalb der Familien und *Fremdattribuierungen* zwischen Normalität und Abweichung unterschieden. Beobachten lässt sich hierzu ferner, dass unterschiedliche Referenzmodelle zum Ausgangspunkt der Argumentation genommen werden. Rekurrenzen Devianzfeststellungen durch Dritte in den Schilderungen der Familien vorzugsweise auf das *monolokale „Normal“-Familienarrangement*, lässt das empirische Material für den Binnendiskurs der multilokalen Familien erkennen, dass sich in ein Verhältnis zum (Leitbild) der traditionellen bürgerlichen Kernfamilie sowie zu anderen Lösungen von Nachtrennungsarrangements – dem *Residenzmodell* sowie dem Ideal der *Patchworkfamilie* – gesetzt wird bzw. gesetzt werden muss. Die Erzählungen und Beschreibungen der Interviewten liefern Anhaltspunkte für die Wirkmacht insbesondere des „Normalfamilienmodell“ in den Orientierungen von Eltern und Kindern in multilokalen Familien nach Trennung und Scheidung.

„ich finde schon dieses thema (.) wie gehts dem kind mit dieser situation oder uns als familie, (.) verSTEHEN wir uns überhaupt als familie? dass das im privaten umfeld immer wieder ein thema ist. ((...)) aber du [der Interviewer] meinst sozusagen dieses infragestellen, (.) ob das wirklich ne familie ist; (.) also auch im negativen sinn. (—) ch glaub dass die frage immer irgendwie unterschwellig mitschwingt; (.) dass man sich

das immer irgendwie fragt und ich selber mich das sogar manchmal frage. (.) ich frag mich allerdings auch immer wieder inwieweit dieses tradierte familienbild da überHAUPT seine berechtigung noch hat oder inwieweit das wichtig, ist oder nicht und gleich das auch immer wieder AB,“

(Silvia, soziale Mutter, Familie BFF3, Interview, Z1139-1159)

Die Interviewte bezieht die Eingangsfrage des Interviewers auf wiederkehrende Erläuterungen innerhalb der Eigenfamilie. Dort erlangt sie Relevanz. Im Vordergrund stehen dabei Erörterungen zu Auswirkungen des Arrangements auf individueller Ebene, sprich auf das Kind, und auf der Ebene des Kollektives. Die hier nicht näher beschriebene Konfiguration der Familie bleibt, so wird deutlich, nicht folgenlos für das familiäre Selbstbild, d.h. die Wir- oder Familienidentität. Die Andersartigkeit und vielleicht auch die damit einhergehenden Mühen und Konflikte provozieren die Frage danach, ob sich die Mitglieder des Ensembles als Familie bestimmen und wenn, wie ein solcher Entwurf aussehen kann.

„ich glaube dass (3) es nen UNTERSchied ausmacht wenn man (-) in einer verBINDlichen art und weise (.) also ne verbindliche struktur entwickelt (3) und sozusagen durch die höhen und tiefen des alltags miteinander geht (.) also dass es einen unterschied ausmacht ob man in der lage ist das zu LEBEN sozusagen mit allem für und wider irgendwie; (2) und allen schwankungen die damit einhergehen; (2) ich glaube dass DAS den unterschied ausmacht (.) also das andere ist sozusagen die trennung (.) also irgendwie diese patchworkfamiliensituation ist halt die frage was dann DANACH kommt ne also wenn jetzt so wie das hier bei uns ist ne? (.) wenn danach auf beiden seiten diese engen tradierten familienstrukturen dazu irgendwie wieder entstehen (3) WEISS ich nicht genau was das mit der [multilokale Tochter des Partners] macht- (.) trotzdem ist dieser bruch“

(Silvia, soziale Mutter, Familie BFF3, Interview, Z1177-1190)

Die hier aufgeworfene Frage ist, was Familie in der Gegenwart leisten kann und muss, also diejenige nach Aufgaben und Leistungen von Familie wie etwa die Koordination und Organisation des Familienalltags, die emotionale Stabilisierung ihrer Mitglieder, ihre Funktion als primäre Sozialisationsinstanz und Ort der Erziehung, der biografischen und habituellen Positionierung der Kinder sowie der Betreuung und Pflege (vgl. Kaufmann 1990). Wenn keiner mehr in traditionellen Familienformen lebt, stellt sich ferner die Frage nach deren Legitimation. Verbindliche Strukturen werden einer Trennung und der *Patchworkfamiliensituation* gegenübergestellt. Die traditionelle Familie stellt in den Orientierungen der Interviewten Stabilität dar, eine verbindliche Struktur, die Höhen und Tiefen ausgesetzt ist, diese aber zu

überstehen vermag. Das Gegenstück hierzu bildet eine Trennung des Elternpaares, aus der möglicherweise eine Patchworkfamilie hervorgeht, die hier als unübersichtlich in der Orientierung aufscheint. Die Nachtrennungsphase ist in ihrer Gestaltung ergebnisoffen und durch Kontingenz gekennzeichnet, die Reorganisation in Fortsetzungsfamilien wird als eine Option formuliert, die Einrichtung zweier tradiertter Familienstrukturen als eine andere. Auch wenn es sich bei jeder der beiden Teilfamilien um das mit Stabilität, Kontinuität und Verbindlichkeit assoziierte Familienmodell handelt, stellt das Gesamtarrangement eine Zäsur zu der vormals „intakten“ Familie dar. Im eigenen Fall des multilokalen Arrangements deutet die Interviewte die *Doppelstruktur* beider Teilfamilien als zwei tradierte Familienstrukturen und lässt deren – positiven wie negativen – Einfluss auf die Tochter des Partners offen. Diese Offenheit scheint als eine Ungewissheit in der Bewertung des eigenen Arrangements auf. Insofern ist die für die Kinder in Nachtrennungsfamilien gefundene Lösung einer zweiörtigen Lebensführung ein Experimentierfeld, in dem Verhaltensweisen beobachtet und gegebenenfalls normalisiert werden.

Die zu Beginn dieses Kapitel eingeführte Differenzierung zwischen *Normalisierung als ob* und *eigener Art* von Hoffman-Riem (1984) findet sich auch in den Darstellungen der hier untersuchten Familienmitglieder wieder. Gleichwohl treffen beide Konzepte nur bedingt ein Phänomen, das hier als *Normalisierung in Anlehnung* gefasst werden soll und das Changieren meint zwischen einer konstatierten Eigennormalität und der Suche nach Referenzpunkten zu einer Normalität des traditionellen Kernfamilienmodells und/oder hiermit in Zusammenhang stehenden typischen und erwartbaren Handlungsweisen und Entwicklungstypiken, wie sie etwa in Hinblick auf die psychosoziale Reifung der multilokal lebenden Kinder als Vergleichsfolie angehalten wird. Insofern ist dem zustimmen, wenn vom Bedeutungsverlust des bürgerlichen Familienmodells mit Blick auf seine gelebte Häufigkeit gesprochen wird. Als normatives Orientierungsmuster, so zeigen die empirischen Materialien der vorliegenden Untersuchung, wird dieses Modell weiterhin bemüht – von den Familien selbst wie von deren sozialer Umwelt.

„ja ich glaub das sagt schon sehr viel darüber dass Jasmin auch sehr stOLZ ist große schwester zu sein, und ihre geschwister auch gleichermaßen gern hat und liebt (3) und sich auch immer wieder freut hier oder bei ihrer mutter zu sein und dann auch ihre geschwister wiederzusehen und so: ((...)) allerdings muss man auch sagen sie ist (-) halt schon ZEHN jetzt, und sie hat ja auch eine menge anderer bedürfnisse, (3) und (3) hat nicht mehr so: viele schnittmengen zu diesem alter ihrer schwester die jetzt jetzt zwei wird und ((...)) ich glaub das ist ganz norma:l wie das halt so ist (1) also ist dann halt für sie:, (2) wollte ich damit sagen (1) insgesamt ein=n ganz normaler zustand und sie

fühlt sich hier wirklich zu hAUse; (.) es ist nichts außergewöhnliches irgendwie für sie:
(.) hierher zu kommen““

(Zacharias, Vater, Familie BFF3, Interview, Z84-97)

Anhaltspunkte für einen Verdacht einer möglicherweise abträglichen Wirkweise des Familienmodells für die Entwicklung und das Wohlbefinden der Kinder bieten für die Eltern Verhaltensauffälligkeiten. So können die Interviews mit den Eltern zeigen, dass sie eine feine Sensorik für mögliche Probleme des Modells haben und eine grundsätzliche Revisionsbereitschaft anzeigen. Diese Beobachtungen werden vor dem Hintergrund möglicher Gefährdung des Kindeswohls geführt. Gleichsam lassen sich Versuche einer *Normalisierung* des möglicherweise als problematisch erachteten Modells festhalten: wie hier beispielhaft anhand des Interviewauszugs gezeigt werden soll, *stellen* die Eltern Normalität *fest* qua ihre Beobachtungen, dass ihre Kinder keine „abnormalen“, sondern vielmehr ihrem Entwicklungsstand entsprechende Verhaltensweisen zeigen. Die kindliche Genese wird als entwicklungstypisch und allenfalls in Differenz zwischen den Erwartungshaltungen der Eltern und dem realiter beobachtbaren Verhalten der Kinder gerahmt und damit nicht auf Defizite des Wohnmodells zurückgeführt. Diese Strategie der Normalisierung des Arrangements resp. die Anbindung an die monolokale Normalität erfolgt hierbei unter Rekurs auf normalistische Annahmen zu *Abweichungen in der Normalität* entlang eines bekannten Kontinuums der psycho-sexuellen Entwicklung von Mädchen und Jungen. Die Bestätigung von Normalität mit Verweis auf die Entwicklung der Tochter gegenüber dem Interviewer als Repräsentanten eines öffentlichen Diskurses zur Familie verweist auf die erfahrene oder antizipierte Lesart des Familienarrangements im öffentlichen und professionellen Diskurs als tendenziell defizitär und pathologisch mit Blick auf die Genese der Kinder.

Ganz im Sinne des Bildes einer *Normalität in Anlehnung* lassen sich auch die Fotoarbeiten der Kinder lesen, die dieser Konstruktion einer Eigenrealität und Bestimmung familialer Identität folgen. Die Fotografien und hierüber rekonstruierbaren Bildpraktiken zeigen die abbildende und abgebildete Bildproduktion als eigenen differentiellen Wirklichkeitsausschnitt des multilokalen resp. monolokalen Familienalltags und können somit selbst als Normalisierungsstrategien gedeutet werden. Das Darstellen und Konservieren eines Sozialzusammenhangs als *Familie* mit unterschiedlichen habituellen Dispositionen durch die Mitglieder der monolokalen Familiengemeinschaften als abgebildete und die multilokalen Kinder als abbildende BildproduzentInnen erfolgt dabei in recht unterschiedlichen Modi, wie anhand der beiden Fotografien aus Familie BFF2 in Kap. 11.3.3 „Personelle Schließung: Inklusion und Exklu-

sion“, S. 223, gezeigt werden konnte. Insbesondere die in diesen Bildern dokumentierten szenischen Choreographien, d.h. die räumliche Positionierung der Akteurinnen und Akteure zueinander sowie der Bezug ihrer Gebärden und Blicke aufeinander (Bohnsack 2007a: 81), sprechen für den Versuch, die eigenen Darstellungspraktiken an die von *Normalfamilien anzulehnen* und/oder eigenständige Darstellungsformen darzubieten und damit eine – um noch einmal Hoffmann-Riems (1984) Konzept aufzugreifen – *Normalität eigener Art* zu behaupten.

Die in Kapitel 12.3 (S. 277ff.) vorgestellten ambivalenten Darstellungen struktureller Besonderheiten bieten insbesondere für die Eltern in diesen Familien Anhaltspunkte für Vermutungen zur Abweichung ihres Arrangements. Diese befördern im Weiteren eine Normalisierung, die sich entgegen der soeben dargestellten Anlehnung an die „Normalfamilie“ mit folgenden drei diskursiven Strategien beschreiben lässt:

1. Dekonstruktion der Normalfamilie und des „Wochenendpapas“ nach Trennung und Scheidung
2. Normensetzung eigener Art: Paritätsimperativ und Egalitätsnorm
3. Positivrahmung: Kompetenzzuwachs und Wissensvorsprung multilokaler Kinder

12.4.2 Dekonstruktion der Normalfamilie und Gegenhorizonte „Wochenendpapa“ und Patchworkfamilie

„Aber als allererstes will ich sagen, andere Kinder machen es so, die sehen ihren Vater einmal pro Jahr, kriegen Geschenke, und dann geht er wieder.“

(August, aktiv multilokales Kind,
Familie NTF6, Fotointerview,
Z719f.)

Wie gezeigt wurde, changieren die „Verarbeitung der Andersartigkeit“ (Peuckert 2012: 389) und Darstellungen der Interviewten zur Normalität ihres Familienmodells zwischen einer Anlehnung und Zurückweisung des gemeinhin als „Normalfamilie“ identifizierten Modells. Um diese Ambivalenz aufzulösen und der „De-Normalisierungsangst“ zum eigenen, unter Pathologieverdacht gestellten Familienarrangement zu entgehen, führen Eltern wie Kinder eine Narrativ ein, das das traditionelle Kernfamilienmodell in seiner Harmonie und Beziehungsdichte als reine Rhetorik oder bloße Schimäre skizziert. Dieser gemeinhin als Ort bester Bedingungen für Erziehung und Sozialisation von Kindern geglaubte, wird holzschnittartig und stereotyp als die eigentliche Gefährdung von Kindern versucht zu entzaubern.

Wie das von Marlena, Mutter aus BFF2, in Kapitel 10, S. 166, bereits mit Blick auf die Dynamiken des Modells analysierte Zitat zeigt, wird das traditionelle Modell der bürgerlichen Kleinfamilie – „die schöne klassische Familie“ – überzeichnet, als negativer Gegenhorizont zum janusköpfigen Harmoniemythos und Rahmen des eigenen Arrangements als Normalität. Sie stellt hierbei das Ideal der harmonischen aus biologisch-sozialen Eltern und Kindern bestehenden Familie dem ihren gegenüber. Weniger als auf einen positiven Gegenhorizont zum Modell der eigenen Familie deutet die Überhöhung darauf hin, dass sie die Harmonie des Gegenmodells als hypothetisch markiert und damit in Zweifel zieht. Diese fehlende Eindeutigkeit und Bestimmbarkeit des mehrörtigen Familienarrangements ist Teil eines Devianzverdachts, der in Abarbeitung an dem gemeinhin als *Normalfamilie* geltenden Modell normalisiert wird, in dem Letzteres als den Bedarfen der Kinder in Teilen zuwiderlaufend quasi markiert wird. Die zwischen normativer Argumentation und erfahrungsgesättigten Beschreibungen changierende Darstellungen der interviewten Kinder und Eltern begründen eine eigene Normalität

resp. Normativität, die das Gewohnheitliche, Stabilität und Kontinuität zum Ausgangspunkt nimmt. Das Modell wird aus eigener Anschauung generalisiert und seine Deutungen normativ gesetzt (vgl. auch Nixon et al. 2015 mit Blick auf Kinder in Ein-Elter-Familien).

„naja das ich finde also die Kirsten ist eine normale mutter für die Jasmin ne? (.) und der Zacharias sicherlich ein normaler vater, (.) also mit NORMAL meine ich halt die sieht die halt ganz normal im ALLtag; (.) die sind da fester bestandteil davon und die sind BEIDE gleich wichtig und ähm (.) sind beide gefragt und nehmen aktiv an ihrem leben teil und macht mit beiden was (.) und das also so normal wie das halt so sein kann ne? (.) da sind sicherlich viele normale eltern die nicht getrennt sind ähm (.) füllen diesen part weniger aus ne? (.) wahrscheinlich die väter hier und da ne? (.) wo halt ein vater ganz normal mit seiner frau und seinen kindern zusammenlebt aber da ist er NIE da und ist immer bei der arbeit und WENN er da ist guckt er fernsehen und ähm (.) und so also da gibt es sicherlich manch einen der viel weniger vater ist obwohl er nach außen betrachtet eigentlich ein ganz normaler vater ist, (.) ist er aber in der praxis gar nicht ne? (.) ähm (.) und das ist glaub ich (.) bei allen beiden eltern (.) die hat sehr gut ähm von denen hat sie echt viel“

(Jan, sozialer Vater, Familie BFF3, Interview, Z863-874)

Diese Passage einleitend stellt der Interviewte seine Familie mit ihren Besonderheiten als eine „spezielle“ Konstruktion dar. Betont wird deren Konstruktionsleistung, Erarbeitung und Herstellungscharakter. *Speziell* kann hier wiederum als eine den besonderen Anforderungen gerecht werdende Konfiguration der Familie gelesen werden. Gleichsam ist er darum bemüht, diese in einem Normalitätskontinuum zu verorten und nimmt Bezug auf die Normalität der Normalfamilie und ihre Wirkmacht als Orientierungsfolie. Die Normalität leiblicher Elternschaft über räumliche Grenzen hinweg ist eine unter den gegebenen Bedingungen bestmögliche, wohl aber mit Abstrichen. Es ist eine begrenzte Normalität im Vergleich zu der einer permanent physischen Kopräsenz in monolokalen Familien. Hierbei allerdings scheint die Vermutung einer Diskrepanz zwischen der *idealisierten Orientierungsfolie Normalfamilie* und der tatsächlichen *sozialen Praxis von Vätern* in diesen Arrangements auf, die als Negativfolie zum *aktiven* Engagement der beiden leiblichen Eltern im eigenen Arrangement herangezogen wird. Die Normalfamilie mit traditioneller geschlechterkonnotierter Arbeitsteilung und nicht präsenten Vätern wird dem eigenen, durch soziale und affektive Bindung fundierten sowie durch Sorge *erarbeiteten* Familienarrangement gegenübergestellt. Das Auseinanderfallen von Rhetorik und Praxis wird zum Kernargument der (offenbar gesteigert notwendigen) Legitimation des mehrörtigen paritätischen Wohnmodells. An dieser Stelle hat die Beobach-

tung einer Devianzmarkierung durch Dritte etwas Vergemeinschaftendes. Die Interviewten argumentieren im Sinne des Gesamtarrangements und die an anderer Stelle eingeführten Differenzierungen zwischen beiden Kernen werden obsolet.

Das Modell, so kann festgehalten werden, kann über die argumentative Schmälerung von Defiziten und möglichen latenten Folgen normalisiert werden. Dies kann umso besser gelingen, wenn die gemeinhin als Normalfamilie geltende Kernfamilie diskreditiert wird. Die Normalisierung des eigenen Modells wird qua Devianzverdacht der Normalfamilie eingeholt. Die aktive Praxis der Elternschaft und der geteilten Alltag werden zum normativen Anspruch und zur Normalitätsbehauptung, die anschlussfähig sind an den aktuellen Diskurs insbesondere zum Wandel von Vaterschaft (vgl. hierzu exemplarisch die Beiträge in DJI Impulse, 1/2016, „Neue Väter: Legende oder Realität?“). Mehr noch werden die strukturellen Bedingungen des Modells, die Trennung des Elternpaares, als Voraussetzung individueller und verantwortungsvoller Elternschaft eingeführt und die umfassende Aufmerksamkeit während der physisch-kopräsenten Zeiten der Kinder als Qualität gerahmt.

Eine weitere Option eines Nachtrennungsarrangements stellt das sogenannte Residenzmodell dar (vgl. hierzu Kap. 5.2.3, S. 56ff. sowie Abb. 5.2, S. 63): die Kinder getrennter Eltern leben in einem Primärhaushalt und haben zum externen Elternteil – allermeist handelt es sich um die Väter – jedes zweite Wochenende und die Hälfte der Ferien Kontakt. Wenn gleich auch diesem Modell das Stigma des auf eine Trennung folgenden Modells anhaftet, kann es mit Blick auf ein gesellschaftliches Verständnis von einer „gesunden“ Umgebung für das Aufwachsen von Kindern Anerkennung finden. Dies begründet sich zuvorderst in der Interpretation der monolokalen Wohnlösung als Verankerung und Orientierungssicherheit und damit weniger Kontrastierungsfläche zum traditionellen Kernfamilienmodell bietend. Hierzu positionieren sich die interviewten Eltern und Kinder der untersuchten multilokalen Familienarrangements. Exemplarisch soll wiederum ein Auszug aus dem Interview mit Jan, dem sozialen Vater aus Familie BFF3, herangezogen werden:

„das ist halt ähm (.) nicht das normativ normale vater mutter kind alle ähm (.) die kinder sind von den eltern (.) sondern es ist halt ein bisschen anders und ((...)) (.) ich bin ja auch nicht der STIEFvater ne? (.) ich bin ja irgendwas anderes äh (.) wie gesagt ich bin da nicht an die stelle von dem vater getreten (.) den den gibts ja noch ne? (.) ähm da bin ich mir auch darüber im klaren dass das ähm (.) wenn es schon eine trennung gibt, (.) aber viel anders läuft (.) also dass dann wenn die Elgentlichen väter oft ziemlich in den hintergrund treten und der ganze ALLtag eigentlich dieses ganze alltägliche VATERhandwerk eigentlich von dem stiefvater dann übernommen wird

so läuft das glaub ich (2) meist dann eher ab nach so einer trennung und dann sieht das kind seinen richtigen vater so (2) ja: weiß ich nicht (.) ausnahmsweise mal am wochenende irgendwie so ein bisschen oder mal alle zwei wochen ein wochenende oder irgend sowas in der art und das ist ja kein alltagsleben (2) das ist ja mehr so urlaub ne? (.) das zählt eigentlich nicht find ich (2)“

(Jan, sozialer Vater BFF3, Interview, Z787-810)

Der Interviewte konstatiert eine grundlegende Irritationsfähigkeit des Arrangements, die sich ergibt aus (1) deren Widerläufigkeit zu normalen Vorstellungen der personellen Zusammensetzung einer Familie und zu traditionellen Familienbildern. Das eigene Familienmodell ist nicht das *normativ Normale*. Hier werden die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen mit der gelebten Normalität der meisten Familien zu einem Normalismuskomplex zusammengefasst. (2) Ist das Rollengefüge der Mitglieder anders strukturiert – nicht nur zu einer monolokalen Kernfamilie, sondern auch zur konventionellen Form der Stieffamilie. Das eigene Familienarrangement, so wird deutlich, stellt eine Besonderung zu *beiden* Formen dar. Stieffamilien im herkömmlichen Sinn werden als ein negativer Gegenhorizont eingeführt: der leibliche Vater tritt in den Hintergrund – die Begegnungen zwischen Vätern und Kindern beschränken sich auf Wochenenden und sind in ihrem Charakter urlaubsähnlich und damit als Vaterschaft in der Orientierung des Interviewten nicht anzuerkennen. Der Stiefvater füllt die soziale Rolle des Vaters im Alltag des Kindes aus, er übernimmt das alltägliche *Vaterhandwerk*. Diese Beschreibung tritt jedoch auf das eigene Arrangement des Interviewten nur bedingt zu, es stellt neben der monolokalen Kern- und Stieffamilie vielmehr eine *dritte Normalität eigener Art* dar. Die Distinktion von der Kernfamilie und der konventionell gedachten Stieffamilie kann als eine *Emanzipation* von der Norm der Normalfamilie und eine Integration/Positionierung des eigenen Arrangements/der Spezialfamilie in ein erweitertes Normalitätskontinuum des Familialen gedeutet werden, als eine Strategie flexiblen Normalismus, die das protonormalistische Dispositiv der Normalfamilie aufzuweichen sucht. Das negativ konnotierte Residenzmodell der Stiefelternfamilie wird umgangen, indem deren Rollenbesetzung nicht übernommen wird. Der leibliche Vater übernimmt aktiv seine Rolle und bildet einen positiven Gegenhorizont zu den abwesenden Vätern des Residenzmodells. Diese Ausführungen stehen beispielhaft für das Ringen um Deutungshoheit über eine *best practice* eines Nachtrennungsarrangements. Wenn das gelebte paritätische Wohnmodell im Vergleich mit dem „Normalfamilienmodell“ bestehen kann, dann in der Positionierung als *best practice* in Abgrenzung zum Residenzmodell. Der für dieses Modell als üblich erachtete und statistisch betrachtet häufigere *Wochenendpapa*

wird von Kindern wie Erwachsenen zur Negativfolie stilisiert und als dem Wohl der Kinder wie der Väter entgegenstehend verhandelt, wie folgendes Zitat aus dem Gespräch mit Miriam, der Mutter aus Familie NTF7, beispielhaft zu verdeutlichen vermag (S. 311):

„also wir mussten da nicht großartig verhandeln in dem Sinne. Also es war klar, dass wir uns beide zu gleichen Teilen kümmern. Ich hab da auch nie drauf bestanden, dass die Kinder bei mir leben, und er sie nur ab und zu haben kann. Der Hintergrund ist der, dass er [der Vater] aus seiner ersten Ehe einen Sohn hat, den er ähm, nicht aufwachsen sehen durfte. Den hat er das letzte Mal gesehen gehabt, da war der glaub ich drei, und ähm, hat inzwischen wieder Kontakt, aber jetzt ist er schon über 20. ((...)) ich wusste auch, dass er das auch wollen würde, dass er die beiden [Kinder] aufwachsen sieht, und dass er eben nicht sagt, 'die Kinder wohnen bei dir und ich hab sie nur am Wochenende oder jedes zweite Wochenende', so wie man's ja oft hört, dass es so gemacht wird. Und ich hab da auch nicht drauf bestanden, weil äh, ((...)) er das Recht hat, sich mit zu kümmern und eben auch den Alltag mit den Kindern zu haben, und nicht immer nur ein kurzes Wochenende, ((...)) Und ähm, dass es für die Kinder vielleicht auch besser ist, beide Eltern zu haben, als bei dem andern immer nur zu Besuch zu sein oder so.“

(Miriam, Mutter, Familie NTF7, Interview, Z359-383)

Wie auch bereits im obigen Interview mit Jan, dem sozialen Vater aus Familie BFF3, klingt hier an, dass die paritätische Teilhabe von Kindern und Erwachsenen an einem gemeinsamen Alltag zur Richtschnur für die Bewertung eines Nachtrennungsarrangements als *gelingen* erhoben wird. Dem gemeinhin mit Routine und Tristesse gleichgesetzten *Alltag* wird hierbei eine besondere Qualität zugeschrieben, die das multilokale Wohnarrangement in einen positiven Licht zu rücken hilft. Diesen gemeinsam zu erleben, ermöglicht dichte und gleichsam beiläufige Interaktionen, die gerade in ihrem Vollzug keine Besonderung erfahren. Er erlaubt Eltern die Beobachtung sowie erzieherische und sozialisatorische Begleitung der Kinder. Kinder erfahren ihre Väter und Mütter *authentisch*, im Gegensatz zur herausgehobenen Situation weniger Kontakte, wie die interviewten Kinder und Erwachsenen der vorliegenden Studie herauszustellen versuchen. Die Bestätigung des Modells erfolgt über dessen Bewährung in der Praxis. Es erlaubt den aktiv multilokalen Kindern ein Leben an beiden elterlichen Orten in einem machbaren, akzeptablen und legitimen Rahmen, so die Argumentation. Ohne Perfektionismusanspruch.

Eine für die Selbstbeschreibung und -verortung im Normalitätskontinuum der Familienmodelle maßgebliche weitere Orientierungsgröße ist in der Figur der *Patchworkfamilie* zu finden, die als positiver Gegenhorizont einer Vereinigung der Familienkerne eingeführt wird, die eine

Idealisierung erfährt und der gleichsam im Abgleich mit dem eigenen gelebten Modell kaum Realisierungschancen zugesprochen werden:

„ZA: ich hab da für mich hab da für mich äh=äh nen SCHNITT, gemacht in meinem leben, und (-) irgendwie (-) kann ich das nicht mit aufnehmen (.) und hab was NEUES angefangen ((...)) das sind so die kreise die ich meinte und ähm: (—) deswegen gibts da (-) außer eben diesen familären sachen keine (-) BERÜHRUNGSpunkte mehr; (.) zwischen uns;

I: was kannst du dann nicht mehr aufnehmen?

ZA: so ne FREUNDSchaft oder ja:: (.) so ne FREUNDSchaftliche beziehung wo man sagt (.) äh (2.75) ja: deswegen=wegen ist das glaube ich auch so ne ECHTE- REIN-PATCHworkfamilie wo dann wirklich (.) also ich verstehe darunter immer so: dass ALLE so auch die mal zusammen waren und alles (.) dass das alles so (—) ein schöner FLICKENTeppich schlechthin; (.) also wir haben freunde wo das SUPER funktioniert; (.) so (—) das (—) muss ich auch immer (-) m=mit NEID feststellen dass das toTAL schön ist; (.) ne? (—) aber (—) ja bei uns es ist halt nicht so;

T: und was funktioniert da super? (-) worauf du neidvoll blicken könntest?

ZA: ((...)) es ist schon sehr sehr lange her dass sich dieses befreundete paar getrennt, hatte ((...)) vater und mutter (.) TROTZdem:=ne SEHR enge freundschaftliche beziehung immer noch pflegen und ähm (1) ((...)) die mutter hat dann einen NEUEN, mann kennengelernt und dann kamen auch noch mal neue kinder dazu: (-) und so: und äh; (-) DA ist es wirklich äh: (—) schon ein RICHTIGER kreis; (.) der sich der (.) da ist irgendwie nichts: unterbrochen; worden“

(Zacharias, Vater, Familie BFF3, Interview, Z174-192)

Die für das Gesamtarrangement konstatierte Trennung zweier familialer Welten mit je eigener habitueller und materieller Ausstattung sowie differenziellen Ordnungs- und Interaktionslogiken wird hier Gegenstand kritischer Reflexion. Die für beide monolokale Gemeinschaften und Identitätsbehauptungen konstitutiven Schließungspraktiken stehen dem positiven Gegenhorizont der Verschmelzung der zwei Familienorte gegenüber: „Dass die Lebenswelten gemischt sind, die Personen gemischt sind und dass ganz ganz viel Mobilität drin ist, also räumliche, aber eben auch mental“, wie es Sören, Vater aus Familie BFF2, zusammenfasst (Z428-431) und später pointiert im Bild des *großen Patchworkfamilientisches* zum Ausdruck bringt: „dass sich das vielleicht mal so entspannt und dahingehend ändert dass man da (.) zusammen (-) an einem großen PATCHworkfamilientisch sitzt ((...)) weil man wieder so gut miteinander kann dass das auch einfach was SCHÖNES wieder ist“ (Z1410-1413). Den interviewten Eltern der Studie schwebt im Gegensatz zum Trennungscharakter des status quo eine auf gegenseitig-

ger Kooperation und emotionaler wie räumlicher Nähe fußende Familiengemeinschaft vor, die ihre Grenzen jedoch in ihrer Machbarkeit findet. Die Sicht auf das eigene Arrangement und die Positionierung desselben im Normalfeld der Familie bewegt sich im Spannungsfeld einer Normalität der „richtigen Patchworkfamilie“ und der der „Normalfamilie“. Die „reine und echte Patchworkfamilie“ erlangt als eine Größe, die zumindest *hypothetisch* für das Gesamtarrangement realisiert werden könnte, eine herausgestellte Bedeutung. Zusammengelesen mit der Dekonstruktion des traditionellen Kernfamilienmodells als eine doppelbödige Überhöhung, erlangt das Arrangement der Patchworkfamilie eine ehrliche und authentische, weil im Konsens und in Eintracht der Mitglieder erarbeitete Aura.

12.4.3 Positivrahmung: Kompetenzzuwachs und Wissensvorsprung multilokaler Kinder

Eine Subjektstrategie zur Positionierung im Normalismusfeld des Familialen, mit der das Arrangement im Diskurs um die *best practice* und damit Gelingensbedingungen für das Aufwachsen von Kindern in Nachtrennungsarrangements aus Sicht ihrer ProtagonistInnen gewinnen kann, lässt sich in der vergleichenden Markierung von *Zugewinnen* der Kinder erkennen. So wird die *Normalität der zwei Zuhause* der Kinder als ein Mehrwert des Arrangements betont:

„Und wenn man sie auch fragt, wo sie wohnen, dann wohnen sie bei Mama und bei Papa. Das, also ich glaub, das ist denen schon klar, dass sie zwei Zuhause haben, und eben nicht gar kein Zuhause haben.“

(Miriam, Mutter, Familie NTF7, Interview, Z398-400)

In Gegenrede zur Normativität der Einhaushaltslösung mit ihrem Deutungshof besonderer Kontinuität und Verankerung der Kinder betont die interviewte Mutter die Normalität der zwei Zuhause der Kinder. Weniger der Verlust von Zuhause als vielmehr die Verdoppelung wird als Zugewinn akzentuiert. Mögliche Defizite als Vorzüge zu dekonstruieren bzw. reinterpretieren kann als konstruktiver Umgang mit dem an das multilokale Familienarrangement herangetragenen – und in Teilen internalisierten – Devianzverdacht gedeutet werden, wie sich anhand des folgenden Auszugs aus dem Interview mit Sören, Vater aus Familie BFF2, illustrieren lässt:

„naja also wie gesagt (.) die die die äh wenn du eben mit noch unbekanntem da sprichst (.) in dem thema dann kommen ja teilweise eben schon die vorurteile ganz klar (.) oder

diese diese sag ich mal mit vorurteilen belasteten so einstellungen (.) fragen da und äh ja da ist es schon (1) äh (2) einfach so dass man sagt okay also ich sag dann immer das was gut ist- (.) das was die da davon haben weil die dann ja meistens das schlechte sehen ne? (.) oder das was nega ähm nach nachteilig daran ist und so «imitierend» dieses ständige hin und her» und so «imitierend» da können die doch gar nicht» weißt du so ((lacht)) das ist also dieses typische so «imitierend» kann doch nicht gut gehen» und so und (2)“

(Sören, Vater BFF2, Interview, Z1038-1078)

So werden die in den empirischen Materialien aufscheinenden Differenzen zwischen den sozialen Praktiken und Ordnungen der beiden Familienkerne und das Lernen am konstruktiven Umgang der Eltern mit der Nachtrennungssituation durch die Gewährspersonen als ein Wissensvorsprung von Eltern, aber vor allem der Kinder, herausgestellt. Anknüpfend an die in den vorherigen Ausführungen diskutierte Wendung der Folgefamilie als positiver Gegenhorizont in Abgrenzung zur insbesondere Normal- und Stieffamilie mit einem primären Haushalt für die Kinder, wird die mehrörtige Lebensführung mit einem Kompetenzzuwachs und -vorsprung der Kinder in Verbindung gebracht, wie sich an den Erläuterungen von Marlena, Mutter aus Familie BFF2, anschaulich zeigen lässt:

„ein vorteil davon ist dass die sehr flexibel mit äh (.) so WECHseln umgehen können; (.) weil ich glaube, das macht die schon ganz schön FIT sich auf unterschiedliche gegebenheiten einzustellen; (.) die MÜSSEN sich ja auf unterschiedliche wohnungen einstellen; (.) die müssen sich auf ne UNTERSchiedliche wohnqualität lebensmittelqualität auf ALLES müssen die sich anders einstellen; auf andere klamotten und was weiß ich was also das ist ja einfach (2) KOMPLETT unterschiedlich also für MEIN empfinden ((...)) und ich hoffe das macht die in irgendeiner form widerstandsfähiger oder anpassungsfähiger dass die flexibler einfach werden zu gucken wie ist das? was hab ich da für möglichkeiten? auch dass die vielleicht so problemlösungen anders angehen ne? (.) zu sagen och; (.) hier tut sich mir DER weg auf da DER weg und dort ist noch ne möglichkeit könnte ich das vielleicht so machen dass die auch LERNEN daraus mit unterschiedlichen personen umzugehen und dass die trotzdem auch merken es gibt einfach dinge die müssen gelöst WERDEN und die müssen GEMEINSAM gelöst werden und da kann ich nicht wegrennen“

(Marlena, Mutter BFF2, Interview, Z1668-1683)

Der durch die Eltern und ihre PartnerInnen angeführte planerische und interkulturelle Kompetenzzuwachs – so die Argumentation – wappnet die aktiv multilokalen Mädchen und Jungen für die zukünftigen Dynamiken in Paarbeziehung sowie Familie und schult diese in der Analyse

und Lösung komplexer Probleme. Die eigenen Verdachtsmomente zu möglichen abträglichen Folgen des rhythmischen Wechsels zwischen zwei Familienorten – etwa ein „oberflächlicher Beziehungsaufbau“, wie Marlena ihre Überlegung in Zeile 1719 ihres Interviews fasst – sowie die Auseinandersetzung mit dem normativen Leitbild der Sesshaftigkeit als einzig zuträgliche Umgebung für die Genese von Kindern kann hierüber rationalisiert werden. Die in den hier untersuchten Arrangements lebenden Kinder werden zudem als besonders resilient erachtet, gar noch besser für die Herausforderungen pluraler Gegenwartsgesellschaften vorbereitet, indem sie etwa weitreichende Organisationskompetenz und Verantwortung für die raumübergreifende Koordination ihrer Lebensführung durch die Eltern zugesprochen bekommen (vgl. etwa Kirsten, Mutter BFF3, Z121-127). Die durch Dritte pathologisierte regelmäßige Mobilität der Kinder als Kontrast zur Sicherheit einer monolokalen Verankerung erfährt hier eine Neuauslegung, die es ermöglicht, dass mehrörtige Leben der Kinder als den gesteigerten Mobilitätsanforderungen von Gesellschaften der zweiten Moderne am Besten entsprechend zu reinterpretieren und somit *Devianz* mit Innovation und Vorsprung zu überschreiben.

12.4.4 „Gerecht und praktisch“ – Paritätsimperativ und Egalitätsnorm als Normensetzungen eigener Art

Haben die bisherigen Suchbewegungen einer Bestimmung des familialen Ensembles als Normalität durch die aktiv wie passiv multilokalen Akteurinnen und Akteure die außerhalb des Referenzrahmens des mehrörtigen Arrangements liegenden Orientierungsschemata zum Ausgangspunkt genommen, sollen in Folgendem knapp zwei Normensetzungen Gegenstand der Darstellungen sein, die als eine exklusiv für die mehrörtige Gemeinschaft des paritätischen Wohnarrangements geltende Ordnungsklammer gelesen werden können: das *Paritätsprinzip* und die *Egalitätsnorm*. Beide lassen sich quer zum Material rekonstruieren und liefern die Hintergrundfolie für die Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen der interviewten Kinder und Eltern. Darüber hinaus empfehlen diese Narrationen die Annahme, dass dieser Normensatz das Handeln der Akteurinnen und Akteure im Alltag sowie in den Bezugnahmen der beiden Familienkerne aufeinander anleitet und damit einen konjunktiven Erfahrungsraum der Familienmitglieder über die Grenzen der Haushalte hinweg beschreibt.

Das Wohnen von Kindern am Ort der Mütter wie der Väter zu gleichen Teilen tritt an, die Asymmetrie des Residenzmodells zwischen einem primären Haushalt und einem gelegentlichen Besuchsort der Eltern auszugleichen. Wie weiter oben bereits dargestellt, wird die paritätische Teilhabe der Eltern am Leben der Kinder und vice versa als Schlüsselstelle in

der Argumentation für eine solche familiäre Nachtrennungslösung gehandelt. Der Anspruch auf *Parität*, d.h., Balancierung bezog sich dabei nicht nur auf eine ausgewogene Aufteilung der An- und Abwesenheitszeiten der Kinder im Alltag der Familien sowie zu Urlauben und Feierlichkeiten. Hier bietet die Organisation der mehrörtigen Lebensführungen über (Online-)Kalendarien neben dem Vorzug der vermittelten Kommunikation zwischen den Eltern den, die Zeitaufteilung zu belegen und Parität zu verifizieren (vgl. Kap. 11.3.1, S. 181ff.). Ferner findet dieser Grundsatz Anwendung auf die Emotions- und Sorgearbeit der Eltern um die aktiv und passiv multilokalen Kinder, die finanziellen Aufwendungen sowie die materielle Begüterung der Mädchen und Jungen und nicht zuletzt die zu überwindenden Raumdistanzen für Kinder und Eltern – etwa mit Blick auf die Entfernung der beiden Wohnstandorte zur Schule, wie folgender Auszug aus dem Interview mit Kirsten, der Mutter als BFF3, veranschaulicht:

„wir haben jetzt nicht ALLE gymnasien angeguckt sondern wir fanden halt dass was der [Schuldirektor] da erzählt hat klang GUT, (.) und dann machen wir das halt mal so ja ((lacht)) (1) ((...)) wir haben auch schon bei der grundschule überlegt äh (.) ob das nicht gut wäre wenn sie zum beispiel in die [Name] Schule geht die da ja so auf halbem weg liegt; (.) so quasi zwischen uns beiden oder auch jetzt äh (.) wär ja auch die [Name] Schule zum beispiel in frage gekommen ne? (.) und das wäre ja auch ein guter kompromiss gewesen und (2) das war glaub ich beide male so dass ich dann gesagt hab, (.) ja das wäre ja irgendwie auch FAIR ne? (.) das hat irgendwie so einen gleichen abstand und der Zacharias hat eher gesagt nee (1) wir nehmen mal das (.) also in dem fall ist es jetzt glaub ich auch das bessere gymnasium soweit ich das überblicken kann“

(Kirsten, Mutter, Familie BFF3, Interview, Z431-441)

Erkennbar wird an dieser Passage auch, dass das *Paritätsprinzip* eine offenbar übergeordnete Richtschnur für die Ausgestaltung des Arrangements darstellt. Hinsichtlich der Wahl der Schule für die aktiv multilokale Tochter wäre eine Ausrichtung der Entscheidung an der Güte und dem Angebot der Schulen ein nicht von der Hand zu weisendes Argument. Allerdings wird es hier aus Gründen der Fairness zugunsten paritätischer Raumdistanz der Haushalte zum Schulort zunächst nachrangig gestellt und erlangte erst dann Gewicht, als der mit gleicher Kompetenz ausgestattete Elternteil auf eine Balancierung verzichtete. Dieser Aspekt verweist auf die unter den Familienmitgliedern kollektiv geteilte Orientierung an einer *Egalitätsnorm*, die soziale Gleichheit, gleiche Rechte und die Freiheit von Hierarchien zwischen den beiden Wohnstandorten formuliert – und dies sowohl mit Blick auf die grundlegend gleiche Verteilung von Kompetenzen und Befugnissen – gleichwohl diese auch in Zweifel gezogen werden – als auch auf die Ortspräferenzen und -wahlen der Kinder sowie deren Loyalität zu beiden Eltern resp. zu beiden monolokalen Familiengemeinschaften.

Teil IV

Schlussbetrachtungen

Im abschließenden Teil dieser Arbeit werden die in Abbildung 10.1, S. 169, grafisch reduziert und im Weiteren ausführlich dargelegten zentralen Ergebnisse der empirischen Untersuchung zusammengefasst, mit Blick auf ihren Beitrag für die Familiensoziologie diskutiert sowie die methodische Anlage der Studie und ihre Instrumente einer Reflexion unterzogen. Die Darstellungen schließen mit Verweisen auf weiterführende Forschungsfragen und einigen wenigen Bemerkungen zu möglichen Handlungsempfehlungen für die politische und beratende Praxis.

Zusammenfassung und Einordnung der Befunde

Ihren Ausgang haben die Überlegungen der vorliegenden Studie in einem modernisierungstheoretischen Argument genommen. Hiernach haben persönliche Beziehungen in Gesellschaften der zweiten Moderne ihre Selbstverständlichkeit verloren. Sie sind vielmehr Gegenstand von Aushandlungsprozessen zwischen den AkteurInnen geworden (vgl. Giddens 1995, Beck 1987). *Die Familie* kann hierbei als ein Beispiel par excellence studiert und eine Reihe von Wandlungstendenzen beobachtet werden: eine Zunahme struktureller und distributiver Vielfalt familialer Lebensformen, eine Aufweichung traditioneller Geschlechterrollen, der Verbindung von Familie, Ehe und Heterosexualität sowie der monolokalen Haushaltsbindung von Familien u.v.m. (vgl. Jurczyk 2014, Peuckert 2012, Beck/Beck-Gernsheim 2004, Maihofer 2004, Wagner et al. 2001). Entsprechend lassen sich eine Reihe statistischer Indikatoren anführen: Heirats- und Scheidungsziffern, Zahlen zur Verbreitung verschiedener, auch unkonventioneller Familienformen und der Anstieg der abgegebenen Sorgeerklärung, um nur einige wenige zu benennen. Familie wird zur Option und voraussetzungsvollen Gestaltungsaufgabe (Jurczyk (2014). Ähnlich verhält es sich mit *Identität*, die als eine „Patchworkarbeit“ mit Bezügen zu unterschiedlichen sozialen Erfahrungsräumen fortwährend bestätigt und situativ aktualisiert werden will (vgl. u.a. Behringer 1998, Keupp 1997) – sowohl auf der Ebene von Individuen als auch auf der von Gruppen und (Groß-)Kollektiven (vgl. Kap. 6.3, S. 101ff.). Beide Beobachtungen zu Familie und Identität provozieren die Frage nach der Ausgestaltung des mit dem Terminus *Doing Family* im Rahmen einer praxistheoretischen Wende innerhalb der soziologischen Familienforschung trefflich zum Ausdruck gebrachten (Aus-)Handelns von Gemeinschaft und familialer Identität. Für einen Nachvollzug dieser Handlungspraktiken empfiehlt es sich, den Blick auf Familien zu richten, die – wie es Galvin (2006) beschreibt – nach innen und außen besonders *diskursabhängig* sind. International vergleichend lässt sich ein wachsender Zuspruch zu sogenannten *shared care* resp. *shared residence* oder *paritätischen Wohnarrangements* in Familien nach Trennung und Scheidung beobachten (vgl. Kap 5.3,

S. 62ff.). Für diese ist ein gesteigerter Bedarf zu vermuten, fehlende oder nicht passende gesellschaftliche Deutungsvorlagen zu reinterpretieren und diese in (Alltags-)Praktiken zu überführen. Die Annahme ist daher naheliegend, dass empirische Forschungen zu multilokalen Familien dichte Einblicke in die Praktiken zur Herstellung familialer Identität und Zugehörigkeit liefern können.

Die Überlegungen der vorliegenden Arbeit wurden mit einem differenzierten Blick auf ihren Kerngegenstand eröffnet – der *Familie*. Der Schweizer Familiensoziologe Kurt Lüscher (2003: 539) sieht Familie als „Ort gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen“, deren (variable) Bedeutung sich daraus ergäbe, „auf welche Sachverhalte (1) das Wort Familie (2) in welcher Absicht der Erkenntnis (3) in bestimmten 'Gesellschaften' und 'Zeiten' angewandt wird“. Entsprechend dynamisch fallen die Gegenstandsbestimmungen innerhalb der Familiensoziologie aus. Zentral für diese Debatten ist die Frage danach, was aus soziologischer Perspektive gegenwärtig konstitutiv für Familie ist. Festgehalten wurde, dass Konsens darüber besteht, dass die *Elter-Kind-Dyade* – und damit eine oder mehrere in besonderer persönlicher Beziehung zueinander stehende *Generationenfolge* – als maßgeblich erachtet werden kann. Vor dem Hintergrund der beschriebenen zahlreichen Wandlungstendenzen in Hinblick auf seine Form, Phasen und institutionelle Absicherung sieht sich das bürgerliche Kernfamilienmodell in (westlichen) Gegenwartsgesellschaften zunehmend soziokulturell legitimierten Alternativen gegenüber. So erfährt Familie eine Reihe von Entgrenzungen, wie mit Schier/Jurczyk (2007) argumentiert wurde, etwa hinsichtlich eines Bedeutungsverlustes biologischer Abstammung, der Ehe und klassisch geschlechterkonnotierter Arbeitsteilung, erhöhter (räumlicher) Mobilität und ihrer grundsätzlichen biografischen Optionalität (vgl. Kap. 2, S. 16ff.). Diese Entwicklungen können nicht folgenlos für das wissenschaftliche Verständnis dieser Lebensform bleiben. Dennoch problematisiert Lenz (2013, 2003) die nach wie vor mit Biologismen und historischen Bindungen eingefärbten soziologischen Bestimmungsversuche bzw. Verwendungsweisen des Familienbegriffs (vgl. Kap. 3, S. 20ff.). Besonders kritikwürdig mit Blick auf die in der vorliegenden Untersuchung fokussierten mehrörtig situierten Familien nach Trennung und Scheidung ist der Verweisungszusammenhang von *Familie und Haushalt* und damit die Festschreibung auf eine Haushaltsgemeinschaft. Der innerhalb der Familienforschung breit diskutierte Topos von der *Familie in der Krise* lässt sich auch vor diesem Hintergrund verstehen. So ging lange Zeit auch die Trennungs- und Scheidungsforschung davon aus, dass die Trennung des Elternpaares mit einer Desorganisation und *Auflösung* der Familie einhergeht (vgl. Kap. 4, S. 32ff.). Verknüpft waren damit Devianzvorstellungen

von Nachtrennungsfamilien und eine daraus resultierende defizitäre Ausstattung der in diesen Arrangements aufwachsenden Kindern. Die naheliegende Auffassung von Trennung und Scheidung als Reorganisationsprozess oder *Transition* markiert hierbei eine Wende. Hiernach bleibt Familie auch nach der Auflösung der elterlichen Paarbeziehung über das gemeinsame Leben an einem Ort hinaus als soziales Netzwerk mit engen Bindungen solidarisch, emotional und identifikatorisch bestehen. Für Eltern wie Kinder stellen sich im Zuge der Reorganisation der zumeist mehrörtig situierten Familien – und damit einer *Multilokalisierung von Familie* – eine Reihe von Herausforderungen für die Neustrukturierung, Aktualisierung und Verstetigung von Eltern- und Eltern-Kind-Beziehungen sowie der familialen wie individuellen alltäglichen Lebensführungen (vgl. Schier 2013a, Schier et al. 2011, Hater 2003, Ahrons 1979). Anders als mit den Vorstellungen einer Desorganisation verbunden, konnte mit diesen Arbeiten gezeigt werden, dass die familialen Beziehungen auch bei einer räumlichen Trennung des Elternpaares aufrechterhalten werden. Voraussetzung für eine solche Perspektive auf familiäre Nachtrennungsarrangements ist freilich, den gedanklichen Nexus zwischen Familie und Haushalt als monolokale Einheit für die Bestimmung von Familie zu lösen und die *Relationen* und *Praktiken* der nicht dauerhaft koresidenten Eltern und Kindern zum Gegenstand der Untersuchungen zu machen. Damit folgt diese Arbeit der Empfehlung Trosts (1990), sich auf einen phänomenologischen bzw. empirischen Familienbegriff zu stützen, der die *wahrgenommene* Familie und deren *erfahrene Bedeutung* in den Blick nimmt und sich mit dem Handeln der Familienmitglieder, deren Erwartungshaltungen und personellen Bestimmungen befasst. Das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit zielt auf die Rekonstruktion der Dynamiken und Herstellungsleistungen familialer Identität und Gemeinschaft, die in räumlich und zeitlich paritätisch verfassten Nachtrennungsfamilien in Ermangelung an geronnenen handlungsleitenden Orientierungsmustern beobachtbar werden. Sie empfiehlt einen differenzierteren Blick auf die *Praktiken* der Akteurinnen und Akteure in diesen Arrangements und die diese ermöglichenden und beschränkenden Strukturen und Diskurse. Hierin scheinen zwei weitere, für die Soziologie grundlegende Kategorien auf: Identität und Raum. Die Diskussion beider Begriffe für sich genommen füllt bereits Bände. Und dies umso mehr, als dass beide nicht nur oder sogar nicht primär von der Soziologie bedient werden, sondern vielmehr in anderen disziplinären Diskursen eine Heimat haben. Zudem erzwingen die verschieden vorfindlichen Theoriegebäude und Paradigmen einen umfassenden theoretischen Vorlauf und eine Systematisierung der vorliegenden Erkenntnisse. So erwies sich vor allem im Fall von *Raum* der Rückgriff auf den Stand der Debatten in der Sozialgeografie als ausgesprochen

gewinnbringend (vgl. Kap. 6.2, S. 95ff.). Das dort vor allem anhand der Darlegungen von Weichhart (2008) vorgestellte elaborierte Inventar von Gebrauchsweisen und Bedeutungen des Raumbegriffs kennt sowohl die *physisch-materielle* Dimension von materiellen Artefakten, Körpern und *Raum* als auch die der *Kognitionen* und *sozialen/ kulturell gebundenen Konstruktionen*. Der dort vorgeschlagene „sozialwissenschaftlich verträgliche“ (ebd.: 74) Begriff des $Raum_{65}$ vermag die ontologische Differenz zwischen Poppers drei Welten – der physikalisch-materiellen Welt, der Welt der geistigen Erlebnisse und des Bewusstseins und schließlich der Welt der Ideen und Theorie im objektiven Sinne – zu überbrücken, indem er, ohne deterministisch zu sein, die räumliche Struktur sozialer Phänomene ebenso abbildet wie den Umstand berücksichtigt, dass die physische Welt über subjektive und objektive Sinnzuschreibungen gedeutet sowie durch soziale Praktiken erarbeitet wird (vgl. ebd.: 329). Ein Gedanke, den Löw/Sturm (2005) bzw. Löw (2001) in ihrem Konzept der *Syntheseleistung* und des *Spacings* aufgreifen. Räume entstehen hiernach im Wechselspiel aus Wahrnehmung und Erinnerung sozialer Güter und Menschen resp. Lebewesen, deren relationaler Platzierung sowie symbolische Markierung als Ensembles (vgl. Löw/Sturm 2005: 43f.). Eine Überlegung, die auch in den Forschungen zur (residenziellen) Multilokalität Relevanz erlangt (vgl. Kap. 6.2.2, S. 98ff.) und dort im Zusammenhang mit mehrfachen sozialen Ortsbindungen, der „vita activa an mehreren Orten“ (Rolshoven 2006: 181) und raumübergreifenden Vergemeinschaftungsprozessen diskutiert wird. Für die Familienforschung – insbesondere hinsichtlich der in der vorliegenden Studie fokussierten mehrörtigen Familienarrangements – bietet diese Perspektive eine Öffnung der verengten Optik auf Einzelorte resp. Haushalte als Orte familialer Gemeinschaft. Mit Blick auf die Herstellung von *Identität*, die mit Bezug auf Kollektive unterschiedlicher geografischer Maßstabsebenen raumbunden gedacht werden kann – vom Quartier bis zum supranationalen Staatenbund wie die Europäische Union als Referenzraum – wurde dieser Gedanke aus praxistheoretischer resp. praxeologisch-wissenssoziologischer Sicht mit Rekurs auf das Konzept der alltäglichen resp. familialen Lebensführung (vgl. Kap. 6.1, S. 83ff.) für die hier untersuchten multilokalen Nachtrennungsfamilien in paritätischen Wohnarrangements weitergedacht.

Die Scheidung oder Trennung eines Elternpaares bedeutet für die Beziehungspartner wie für deren Kinder zweifelsohne eine Zäsur, da sie in den allermeisten Fällen mit einer räumlich-zeitlichen Trennung der Lebensführung einhergeht und deren individuelle Reorganisation eine gleichzeitige gemeinsame Kooperation erforderlich macht, um die Organisation des Lebensalltags der Kinder sicherzustellen. Hierauf bezogen interessierten insbesondere zwei Frage-

stellungen, die die empirische Arbeit der Untersuchung anleiteten: (1) Vermittels welcher Praktiken und Strategien stellen Eltern und Kinder in multilokalen Fortsetzungsfamilien *Gemeinschaft* und *Identität* als Familie her? Auf welche (kollektiven) Wissensbestände wird sich hierbei bezogen? und (2) Wie werden Differenzerfahrungen durch erwachsene Akteure und Kinder in diesen Familienarrangements bearbeitet – im Binnendiskurs der Familie wie im Austausch mit ihrer sozialen Umwelt?

In den empirischen Materialien scheint durchgängig ein Narrativ auf, dass in der Arbeit als *Zwei-Welten-These* begrifflich gefasst wurde. Diese von Kindern wie Eltern geteilte Differenzthese bildet eines der zentralen Ankerpunkte für die Identitätskonstruktionen der Familien. Zwei Familienkerne stehen sich nach der Relokalisierung eines Elternpaares im Zuge der Auflösung ihrer Zweierbeziehung und der eventuellen Gründung neuer Paarbeziehungen mit ggf. gemeinsamen Kindern als zwei Familienwirklichkeiten gegenüber. Die aktiv multilokal lebenden Kinder wohnen als Mitglieder zweier monokal verfasster Kernfamilien abwechselnd an zwei Orten. In der (Selbst-)Beobachtung wird diese Doppelung durch die interviewten Familienmitglieder im Sinne einer 'Zwei-Welten-These' als Gegensätzlichkeit herausgearbeitet und gleichsam als ein zwei Orte fassender Bezugsrahmen dargestellt. Kaum in gemeinsamer Kopräsenz erfahrbar, ist dieser in Abwesenheit durch die Vermittlung der multilokal lebenden Kinder anwesend und konstituiert ein raumübergreifendes Ensemble bei gleichzeitig deutlich konturierten und dennoch interdependenten familialen Identitätskernen. Das für soziale Praktiken charakteristische Wechselspiel aus ordnungsbegründenden Handeln und Praktiken, die ihrerseits diese Ordnungen erarbeiten und verstetigen, lässt sich in Verschränkung mit den räumlichen Grenzziehungen der Haushalte in den untersuchten mehrörtigen Familienarrangements beobachten. Beide familialen Haushaltsgemeinschaften bilden in der Perspektive der aktiv multilokal lebenden Kinder unterschiedliche monokale Ordnungsklammern. Sie stellen zum einen den Kontext für die mehrörtige Lebensführung dar, in denen sich die Kinder aktiv einpassen bzw. regelmäßig re-integriert werden müssen, und gleichsam bietet der regelmäßige Ortswechsel Spielräume für die Vermessung dieser Ordnungsrahmen. So differenzieren die interviewten Mädchen und Jungen im Sinne einer „dual orientation“ (Vertovec 2009: 68) zwischen lokalen Ordnungen und alltäglichen wie rituellen Praktiken der beiden Familienkerne. Zudem werden auf der Ebene von Zugehörigkeit und Identität Bezüge zu beiden Orten hergestellt sowie das Gesamtensemble als Familie fusioniert. Auf die leiblichen Eltern der Kinder entfällt in diesem Zuge ein *doppeltes Mandat*: Väter und Mütter differenzieren im Sinne der monokalen Familiengemeinschaften zwischen beiden Orten familialen Lebens und

gleichsam stellen sie im Interesse der Kinder Bezüge zum anderen Lebensort und der dortigen Gemeinschaft her. Die Behauptung und Stabilisierung der sozialen Praktiken als Grundlage und Ergebnis der lokalen Ordnungen wird über fünf, im empirischem Material erkennbare, Formen physischer und symbolischer Territorialisierung und Schließung abgesichert: der (1) kommunikativen, (2) räumlichen, (3) personellen, (4) materiellen und (5) habituellen. (1) In *kommunikativer* Hinsicht betreiben Eltern wie Kinder ein wohl balanciertes Informationsmanagement, das den beiden Familiengemeinschaften eine notwendige Diskretion zusichert und gleichsam Bedarfe und Notwendigkeiten einer Minimierung von Informationsasymmetrien zwischen Kindern und Eltern in An- und Abwesenheit bedient. Die Binnendiskurse der Familienkerne wie der haushaltsübergreifende Austausch kennen dabei thematisch Engführungen und moralisch begründete Diskursivierungsverbote. So ist die offene Diskreditierung der Lebensart des anderen Wohnortes zur Vermeidung von Loyalitätskonflikten der Kinder tabuisiert. Gleichsam stellen die Kinder selbst eine Gefährdung der informationellen Integrität der Haushaltsgemeinschaften dar, insofern Informationen nicht autorisiert weitergetragen werden. (2) Die *räumliche* Feststellung des eigenen Zuhauses in Abgrenzung zum anderen Haushalt und Wohnstandort der aktiv multilokal lebenden Kinder durch die monolokalen Haushaltsgemeinschaften stellt eine *Territorialisierungspraxis* dar, über die Mitgliedschaft zur Familie oder eben Ausschluss angezeigt und durchgesetzt ist (vgl. Kap. 11.3.2, S. 195ff.). Sie positioniert und platziert Personen räumlich, markiert Zugangs- und Aufenthaltsrechte, die ihrerseits eine Feststellung von Mitgliedschaft zu den Familien leisten. Die physische Qualität der Wohnung, ihre räumliche Konturierung, wird hierüber zum Medium für die Behauptung und die Verweigerung von Mitgliedschaft zu einem Familienverbund. Die räumliche Schließung ist zudem konfundiert mit der bereits dargelegten kommunikativen Schließung. Zugangsrechte sind verwoben mit Informationsrechten zum Leben am anderen Ort. Die Behauptung, Anerkennung und Verletzung territorialer Integrität scheint jedoch nicht in jedem Fall für alle Beteiligten gleichermaßen verbindlich. Die Feststellung und Durchsetzung eigener räumlicher Grenzen geht nicht damit einher, dass die des anderen Orts mit der gleichen Sorgfalt anerkannt werden. Der andere Wohnstandort stellt darüber hinaus für die familiäre Identitätsarbeit der passiv multilokal lebenden Eltern kein bedeutsames Bauteil dar bzw. wird identitätspolitisch marginalisiert oder findet als negative Kontrastfolie Verwendung. Eltern beanspruchen hierbei gegenüber ihren Kindern einen Machtvorsprung und Deutungshoheit. Anders als in anderen Lebensbereichen der Familien, sind diese „Territoriumsmarkierungen“ (Goffman 1974: 71) offenbar nicht Gegenstand von Aushandlungsprozessen zwischen Erwach-

senen und Kindern. Hinsichtlich der *personellen* Zusammensetzungen und Zugehörigkeitspolitiken als ein Element von Identitätskonstruktionen kommen den Analysen der Fotografien, ego-zentrierten Netzwerkkarten, der Rekonstruktion der Diskursorganisationen sowie der (Selbst-)Positionierungen der Teilnehmenden in den Diskussionsrunden eine Schlüsselposition zu (vgl. Kap. 11.3.3, S. 201ff.). So bietet der Blick auf die formalen Gemeinsamkeiten oder Unterschiede in den Kommunikationsprozessen der Gruppendiskussionen, die selektiven diskursiven Bezugnahmen der GesprächsteilnehmerInnen über die eigentlichen Gesprächsinhalte hinaus, die räumlichen Positionierungen der Familienmitglieder zu Tisch sowie Körperhaltungen Indizien für die Lagerung der sozialen Gefüge und Vergemeinschaftungspraktiken. Im Falle der Kinder wird Zugehörigkeit, und damit das Selbstverständnis von Familie stark mit der ursprünglichen Konfiguration aus leiblichen Eltern und Kindern in einem gemeinsamen monolokalen Haushalt vor der Trennung gedacht. Wenngleich diese faktisch nicht mehr existent ist und zugunsten eines multilokalen Wohnarrangements mit getrennt lebenden Vätern und Müttern reorganisiert wurde, bildet das Ursprungsensemble mit dem einstigen 'Personal' den maßgeblichen Bezugspunkt für die Bestimmung familialer Gemeinschaft. Mit dem in den Interviews für die aktiv multilokalen Kinder aufscheinenden Terminus der *Haushaltsmitgliedschaft in Teilzeit* offenbart sich, dass die regelmäßige Halbierung der gemeinsam geteilten physisch kopräsenten Zeit und hiernach eine soziale Differenzierung zwischen Voll- und Teilzeitmitgliedschaft als Grundlage für die familiäre Verortung der pendelnden Mädchen und Jungen durch die monolokalen Haushaltsmitglieder herangezogen wird. Große Bedeutung kommt ferner den Platzierungen *materieller Dinge* in und deren Verknüpfung mit räumlichen Arrangements sowie deren Beschaffenheit für die Herstellung und das *Displaying* eines Familienzusammenhangs und damit für familiäre Identitätskonstruktionen zu (vgl. Kap. 11.3.4, S. 218ff.). Territorialisierungen der (Teil-)Familien und ihre Bestimmungen als Orte des Familialen eigener Art umfassen eine materielle Dimension und gehen einher mit entsprechenden Schließungspraktiken, die Ausdruck finden in einer jeweils für die Wohnstandorte typischen Ausstattung mit Gütern sowie deren räumliche Verortung. Zweifelsohne dienen die unterschiedlichen Konsumpraktiken und -kulturen der familialen Identifikation mit einem bestimmten sozialen Feld. Gleichsam fungieren sie jedoch auch als Marker zur Differenzbehauptung zum anderen Ort, werden entsprechend im Binnendiskurs der Familien thematisiert und bieten den pendelnden Kindern Deutungshintergründe für beide Wohnstandorte. Die empirischen Daten können zeigen, dass die Dingwelt als Medium zur Selbst- und Fremdwahrnehmung fungiert und damit zur Distinktion sozialer Gruppen beiträgt, Objekte der Überbrückung ge-

trennter Lebenswelten und damit der Herstellung von Anwesenheiten in Abwesenheit dienen und schließlich die mehrörtigen Wohnarrangements eine Neubestimmung von Besitz- und Eigentumsverhältnissen an Objekten und Gütern erzwingen. In engem Zusammenhang mit den Praktiken *materieller Schließung* der Familienkerne stehend und querliegend zu allen Ausprägungen lässt sich auch in den empirischen Materialien der vorliegenden Arbeit das Phänomen der Herstellung *habituellder Übereinstimmung* zwischen den Familienangehörigen eines Kerns beobachten (vgl. Kap. 11.3.5, S. 234ff.). Unterschiedliche Handlungslogiken – in zeitlicher, räumlicher und sinnlich-ästhetischer Hinsicht – bringen familialen Habitus hervor, der sich auf spezifische Einstellungen, Werte- und Verhaltensmuster sowie Sozialisationsweisen stützt. Dies scheint für die Ausbildung und Verstetigung einer familialen Identität von zentraler Bedeutung. Die Interviewdaten und Gruppengespräche stützen diesbezüglich die Annahme eines *arbeitsteiligen Konstruktionsprozesses familialer Identität*. Je nach Stellung in der Generationenfolge und sozialer Platzierung im familialen Gefüge werden verschiedene Ankerpunkte solcher Selbstbeschreibungen referenziert. Ist es im Falle der Eltern nicht selten die (selektive) Kontinuierung oder Kontrastierung familialer Tradition der Herkunftsfamilie, finden Kinder ihre Ankerpunkte stärker im gegenwärtigen alltäglichen Tun und/oder greifen auf die im *familialen Gedächtnis* (vgl. u.a. Keppler 1994, Halbwachs 1966) der eigenen Herkunftsfamilie sedimentierten Selbstbehauptungen zurück, die ihre Aktualisierung rituell beispielsweise bei Geburtstagsgesellschaften, Sonntagsfrühstücken oder wiederkehrenden Handlungsweisen finden. Zwischen materieller und habitueller Schließung in gewisser Weise vermittelnd wurde das *Olfaktorische* als Medium der Vergemeinschaftung diskutiert. So fungiert die je spezifische geruchliche Prägung der Wohnräume – bzw. *Boxen* mit Goffman (1974: 59) – als Identifikationsmedium des Familialen. Derlei *odor settings*, wie Largey/Watson (1977: 1026) es nennen, vermögen Zugehörigkeit herzustellen oder exkludierend wirksam zu werden und hierüber das *Wir-Gefühl* einer Gruppe über einen bestimmten, im übertragenen Sinn, *Stallgeruch* hervorzubringen und/oder zu stärken. Gleichsam wird der andere Wohnort der Kinder über Dufteinträge, beispielsweise durch Kleidung, erfahrbar und damit präsent, was wiederum *Praktiken der Re-Odorisierung* provoziert – etwa das Waschen der Kleidung unmittelbar nach Ankunft der Kinder. Gleichsam kann über die Wahrnehmung geruchlicher Imprägnierung von Objekten Anwesenheit in Abwesenheit hergestellt und somit raumübergreifend Bindung gesichert werden (vgl. Kap 11.3.6, S. 238ff.).

Die für die Behauptung familialer Identitäten bedeutsamen Schließungs-, Distinktions- und Territorialisierungspraktiken der Familienmitglieder begründen lokale soziale Ordnungen, in

welche die abwechselnd an beiden Orten lebenden Kinder nach ihrer Abwesenheit regelmäßig re-integriert werden müssen (vgl. Kap. 11.4, S. 248ff.). Sowohl den monolokal lebenden Familienmitgliedern wie auch den aktiv multilokal lebenden Kindern werden hierbei wiederkehrend Anpassungsleistungen abgefordert. Die Praxis des *Einspurens*, wie es eine der interviewten Mütter begrifflich fasst, wird notwendig, da die pendelnden Kinder ortsübliche Regeln, Autoritäten und Weisungsbefugnisse, Handlungsweisen, Ge- und Verbote wiederholt ausloten und damit die lokale Ordnung – den territorial gebundenen Regel-, Normen- und Toleranzraum – irritieren (vgl. Kap. 11.5, S. 257ff.). Die für die Selbstbeschreibung einer Gruppe als Familie bedeutsamen lokalen Praktiken erfahren durch die pendelnden Kinder Einträge aus dem anderen Familienort, der hierüber präsent wird. Das heißt, das für einen Ort *eigenartige* Muster an alltäglichen und rituellen Praktiken und das damit verknüpfte Know-how lassen sich als durchlässig beschreiben. Die behaupteten Ordnungen – bezogen auf Rollen und Hierarchien, Weisungskompetenzen, Entscheidungsautonomien, Praktiken der Alltagsorganisation und habituelle Lagerungen – spannen quasi eine beide Sphären trennende Schicht auf, die durch Einträge der Kinder in Form von für den anderen Ort typischen Handlungsweisen *perforiert* und damit regelmäßig verletzt wird. Die ortsgebundenen Ordnungen sind hiernach fragil und entsprechen in ihrem Charakter einem Arbeitskonsens der Mitglieder eines Haushaltes, der immer wieder Gegenstand von Aushandlungsprozessen ist und – wie mit Blick auf die Re-Integrationsbemühungen von Eltern wie Kindern erkennbar wurde – erneuert werden muss. Wie eingangs bereits festgehalten wurde, stellt *Familie* eine normative Orientierungsfolie dar, die ein Kontinuum verschiedener Grade an Normalität von Familie und damit ein Normalitätsfeld eröffnet. Dies lässt den Blick auf die in dem empirischen Material aufscheinenden (diskursiven) Normalisierungspraktiken der untersuchten AkteurInnen richten. Zentral war hierbei die Frage, wie die Mitglieder der hier untersuchten Familienarrangements extern herangezogene Markierungen von Andersartigkeit und die Normalisierungsmacht des im politischen, rechtlichen und medialen Diskurs ungebrochen hegemonial gestellten Modells der bürgerlichen Kernfamilie bearbeiten. Strukturelle Anhaltspunkte für Abweichungsvermutungen im Binnendiskurs der Familien sowie von Dritten lassen sich in der räumlich-zeitlichen Doppelstruktur des Familienarrangements finden, im zyklischen An- und Abschwellen der Haushaltsgemeinschaften und damit einhergehenden wechselnden Rhythmen und Mustern familialer Lebensführungen. Auch die personelle Zusammensetzung, der rhythmisch wiederkehrende Wechsel der Wohnstandorte der Kinder selbst und das Rollengefüge resp. Unsicherheiten in der Bestimmung von Verhaltenserwartungen werden hierfür als Ankerpunkte gele-

sen. Die funktionale Positionierung und die in Teilen fehlenden lexikalischen Beschreibungen der Akteure im Arrangement treten ergänzend hinzu. Eigene Normsetzungen – das *Paritätsprinzip* und die *Egalitätsnorm* – können als eine exklusiv für die mehrörtige Gemeinschaft des paritätischen Wohnarrangements geltende Ordnungsklammer gelesen werden und dienen als Hintergrundfolie für die Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen der interviewten Kinder und Eltern. Daneben lassen sich für die Bestimmung von Gemeinschaft und Familie in diesen Arrangements vor dem Hintergrund faktischer und antizipierter Stigmatisierungen durch Dritte Strategien und *Politiken der Normalisierung* des eigenen Familienmodells im Vergleich zu einem (oder mehreren) Referenzmodell(en) von Familie beobachten: zur traditionellen Kernfamilie, zum Residenzmodell als eine weitere Lösung für Nachtrennungsfamilien und zum Modell der 'Patchworkfamilie'. Die „Verarbeitung von Andersartigkeit“ (Peuckert 2012: 389) changiert in den Darstellungen der Interviewten zwischen einer Anlehnung an das gemeinhin als 'Normalfamilie' identifizierte Modell und dessen Zurückweisung. Diese Ambivalenz aufzulösen und der „De-Normalisierungsangst“ (Waldschmidt 1998) zum eigenen, unter Pathologieverdacht gestellten, Familienarrangement zu entgehen, führen Eltern wie Kinder ein Narrativ ein, das das traditionelle Kernfamilienmodell in seiner attribuierten Harmonie und Beziehungsdichte als reine Rhetorik oder bloße Schimäre skizziert (vgl. Kap. 12.4.2, S. 307ff.). Ferner nehmen Eltern wie Kinder Abgrenzungsbewegungen zum Modell einer monolokalen Wohnlösung für Kinder nach Trennung und Scheidung der Eltern, dem sogenannten Residenzmodell vor. Wenn das gelebte paritätische Wohnmodell im Vergleich zu dem ‚Normalfamilienmodell‘ bestehen kann, dann in der Positionierung als *best practice* in Abgrenzung zum Residenzmodell, das zur Negativfolie stilisiert und dem Wohl der Kinder wie der Väter – der *Wochenendpapas* – entgegenstehend verhandelt wird. Eine für die Selbstbeschreibung und -verortung im Normalitätskontinuum der Familienmodelle maßgebliche weitere Orientierungsgröße ist in der Figur der *Patchworkfamilie* zu finden, die als positiver Gegenhorizont im Sinne einer Vereinigung der Familienkerne eingeführt wird, die eine Idealisierung erfährt und der gleichsam im Abgleich mit dem eigenen gelebten Modell kaum Realisierungschancen eingeräumt werden, weswegen sie verworfen wird. Eine Subjektstrategie zur Positionierung im Normalismusfeld des Familialen, mit der das Arrangement im Diskurs um die *best practice* und damit Gelingensbedingungen für das Aufwachsen von Kindern in Nachtrennungsarrangements aus Sicht ihrer ProtagonistInnen gewinnen kann, lässt sich abschließend in der vergleichenden Markierung von *Zugewinnen* der Kinder erkennen (vgl. Kap. 12.4.3, S. 313ff.). Anknüpfend an die Wendung der Folgefamilie als positiver Ge-

genhorizont, insbesondere in Abgrenzung zur Normal- und Stieffamilie mit einem primären Haushalt für die Kinder, wird die mehrörtige Lebensführung mit einem Kompetenzzuwachs resp. -vorsprung der Kinder in Verbindung gebracht. Der durch die Eltern und ihre PartnerInnen angeführte planerische und interkulturelle Kompetenzzuwachs – so die Argumentation – wappnet die aktiv multilokalen Mädchen und Jungen für die zukünftigen Dynamiken in Paarbeziehung sowie Familie und schult diese in der Analyse und Lösung komplexer Problemstellungen.

Methodenreflexion

Den Befunden der vorliegenden Studie liegt ein qualitatives, mehrere analytische Ebenen ansprechendes Untersuchungsdesign zugrunde. Der reichhaltige Materialkorpus speist sich aus problemzentriert-narrativen Interviews, Gruppendiskussionen, ego-zentrierten Netzwerkkarten sowie den fotografischen Alltagsdokumentationen multilokal lebender Kinder und ihrer (sozialen) Eltern aus insgesamt drei Familienensembles mit jeweils zwei Teilfamilien (vgl. Kap. 8.2, 126ff., Abb. 8.1, S. 128). Diese Zugänge haben sich als besonders geeignet herausgestellt, da sie sowohl den Ansprüchen und Fähigkeiten der Kinder wie denen der Erwachsenen Rechnung tragen. Dennoch finden sich die Beiträge von Eltern und Kindern nicht gleichgewichtet in den Darstellungen wieder. Dies ist zum einen auf die unterschiedlichen Verbalisierungsfähigkeiten und den Umfang der Erzählungen von Eltern und Kindern zurückzuführen. Die elterlichen Narrationen sind als beschreibende Kategorien metaphorisch dichter. Die fotografischen Alltagsdokumentationen der Kinder können hier kompensatorisch wirksam sein. Das bildliche Zeigen scheint ihren Fähigkeiten und Neigungen ganz offensichtlich entgegen zu kommen. In der Verschränkung mit dem Erzählen über das visuell dokumentierte kann die Fotografie als Zugang zu den Sichtweisen der Kinder gewinnbringend eingesetzt werden. Zum anderen liegt das Ungleichgewicht der Darstellungen in den Sinnsetzungen und Praktiken der Eltern und Kinder selbst begründet. So dokumentiert sich in den empirischen Materialien die Deutungshoheit der (leiblichen) Väter und Mütter über die lokalen Identitätspolitiken der Familien. Um den Perspektiven der Kinder mehr Geltung zu verschaffen, scheint es lohnenswert, in weiteren Forschungsarbeiten Zugängen wie dem der fotografischen (oder in Erweiterung videografischen) Alltagsdokumentation mehr Raum zu geben und diese als eigenständige Instrumente gegenüber dem Gesprochenen zu stärken.

Entsprechend des Forschungsinteresses und der grundlegenden praxistheoretisch bzw. praxeologisch-wissenssoziologischen Rahmung der Arbeit wurde sich für eine rekonstruktive Metho-

dologie entschieden. So wurden die Text- und Bildmaterialien auf Grundlage der dokumentarischen Methode nach Bohnsack und KollegInnen analysiert und Konzepte resp. Hypothesen entwickelt, die den Charakter gegenstandsbezogener Theorien haben (vgl. Bohnsack 2008, Nohl 2006, Loos/Schäffer 2001). Die Befunde der zum Teil parallel, teilweise seriell verlaufenden Datenerhebungen wurden fallintern und -übergreifend sukzessive aufeinander rückgebunden, um im Weiteren die gebrauchten Instrumente zu modifizieren und mit Blick auf die Fragestellungen zu schärfen. Wie die Diskussion der Ergebnisse gezeigt hat, können sich die vermittels der verschiedenen methodischen Zugänge generierten Daten gegenseitig stützen, aber darüber hinaus je eigene und spezifische Erkenntnisse hervorbringen. So war es beispielsweise möglich, über die Sitzordnung und kommunikativen Bezugnahmen in den Gruppendiskussionen zwischen Eltern und Kindern Strukturen persönlicher Beziehungen, visualisiert in den Netzwerkkarten sowie über die erzählten und dargebotenen Alltags- und Diskurspraktiken und Selbstbeschreibungen im Sinne familialer Identitäten zu rekonstruieren. Eine solche in der Betrachtung des eigenen Vorgehens auch kritisch zu bewertende Datenfülle bringt andererseits unweigerlich die Herausforderung mit sich, die Analysen zu konzentrieren und der Verlockung zu widerstehen, das Material in seiner Breite in den Blick zu nehmen. So mussten forschungspragmatische Einschränkungen vorgenommen und sich auf exemplarische Analysen beschränkt werden. Der Datenkorpus birgt daher eine Reihe nicht gehobener „Schätze“ in sich, die in weiterführenden Analysen geborgen werden wollen.

Neben dem Versuch, sich den Forschungsgegenstand mittels eines qualitativen *Mixed-Method*-Ansatzes zu erschließen, weist das Untersuchungsdesign der vorliegenden qualitativen Studie ein weitere Besonderheit auf. So wurden über die Eigenerhebungen hinaus Sekundäranalysen qualitativer Daten verwendet – ein Vorgehen, dass innerhalb der qualitativen Sozialforschung und Familiensoziologie nach wie vor eine randständige Stellung hat (vgl. Beckmann et al. 2013). Wenngleich sich den Interview- und Fotomaterialien des Deutschen Jugendinstituts e.V. (DJI) nicht mit gleicher Intensität wie den Primärdaten gewidmet werden konnte, kann die Arbeit mit diesen Daten Anhaltspunkte für die Diskussion um Begrenzungen und Chancen einer solchen Vorgehensweise bieten. Die Analyse von Sekundärdaten bietet sich zweifelsohne aus forschungsökonomischen Erwägungen heraus an. Der ohnehin bereits hohe Erhebungs- und Transkriptionsaufwand konnte hierüber auch in der vorliegenden Studie erheblich minimiert werden. Neben diesem nicht unwesentlichen, aber schlussendlich nicht bestimmenden Argument, tritt ein weiteres hinzu⁸. Die Zuwendung zu den DJI-Daten war jedoch zuvorderst

⁸Beckmann et al. (2013) nennen neben einer wiederholten Analyse qualitativer Daten zum Zweck ihrer Validierung weitere Möglichkeiten einer Anwendung qualitativer Sekundäranalysen, darunter als Hinzunahme

von dem Motiv geleitet, die empirische Basis für die Befunde der vorliegenden Studie zu erweitern. Mit der Erweiterung des Datenkorpus um strukturell gleiche bzw. ähnlich gelagerte Fälle lässt sich eine größere Reichweite der entwickelten Thesen und Konzepte begründen. Die insbesondere aus Sicht der *quantifizierenden* Sozialforschung leidenschaftlich geführte Diskussion zur Güte (oder: zum Mangel an Güte) und zu entsprechenden Kriterien für qualitative Daten soll an dieser Stelle nicht nachgezeichnet werden. Auch die Versuche einiger Autorinnen und Autoren, die aus der quantitativen Forschung bekannten klassischen Testgütekriterien der *Objektivität*, *Reliabilität* und *Validität* für qualitative Forschungsarbeiten zu übernehmen oder zu adaptieren, sollen hier nicht diskutiert werden (vgl. hierzu Mruck/Mey 2000). Weniger als eine Erweiterung der Vergleichsgruppen – hinsichtlich der soziodemografischen Charakteristika decken sich die Interviewten der Sekundärdaten im Wesentlichen mit denen der Primärerhebung – wurde in der Erweiterung der *Datengrundlage* die Chance zur Gewinnung gehaltvoller Thesen und damit in gewisser Weise die Sicherung der Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung gesehen. Diese Hoffnung wurde nicht enttäuscht. Mit Blick auf die offene Form der Interviewführung sind beide Zugänge vergleichbar, sodass die Relevanzsysteme beider Untersuchungsgruppen zum Tragen kommen konnten. Die Vergleichbarkeit ergab sich infolge nicht über die Standardisierung der Instrumentarien – etwa der Topic Guides – sondern über die dichten Beschreibungen der Kinder und Erwachsenen. In der komparativen Analyse der Materialien ließen sich homologe Narrationen, Praktiken und Orientierungsmuster rekonstruieren, die die Befunde der vorliegenden Studie im Sinne *theoretisch gesättigter* Deutungen fundieren können. Die von Beckmann et al. (2013: 140ff.) diskutierten Problemkreise des *Data Fit* und des *Verlusts von Kontextwissen* können in diesem Zusammenhang *ent*problematisiert werden. Für Ersteres kann festgehalten werden, dass die digitalen anonymisierten Interviewtranskripte und Fotoarbeiten aus den Forschungen des DJI für die Fragestellung der vorliegenden Studie beste Ausgangsbedingungen boten, da – ohne dass dies im Voraus eingehend abgestimmt wurde – der Kern der Interviews thematisch ähnliche Phänomenbereiche beinhaltete, die Instrumente methodisch ähnlich angelegt waren und gleiche erkenntnistheoretische Prämissen zugrunde gelegt wurden. Mit Blick auf das Kontextwissen zu den Sekundärforschungen lagen Dokumentationen vor bzw. konnten weiterführende Informationen zur Interviewsituation und methodischen Problemstellungen im Austausch mit den Forschenden erfragt werden, die eine Kontextualisierung problemlos ermöglichten.

sozialstrukturell anders gelagerte Vergleichsgruppen oder aber zur Reanalyse der Daten unter einer neuen inhaltlichen Fragestellung.

Das der vorgelegten Untersuchung zugrunde liegende Sample weist zudem eine Fokussierung auf multilokale Nachtrennungsfamilien in paritätischen Wohnarrangements mit im Wesentlichen konflikthaltigen resp. vermeidenden Beziehungen der einstigen PartnerInnen und Eltern auf, wenngleich diese in Teilen auch kooperativ gestaltet sind. Die Zusammenstellung der StudienteilnehmerInnen deckt sich jedoch in dieser Hinsicht, trotz der in Kap. 8.3 zur Samplingstrategie aufgeworfenen Problematik der Selbstselektion mit weiterführenden Befunden, wonach insbesondere *parallele* und *konfliktreiche Elternschaftsmodelle* in Nachtrennungsfamilien eher die Norm denn die Ausnahme darstellen (Walper/Krey 2009: 723f.) Auch die soziodemografischen Charakteristika der Eltern und Kinder fügen sich in die Beobachtungen anderer Studien ein (vgl. Kap. 5.4, S. 74). Eine über den fokussierten Kreis der beforschten Familienkonstellation hinausgehende Generalisierung wäre dennoch verfehlt. Plausibel ist anzunehmen, dass sich bei stärker auf Kooperation setzende Elternbeziehungen mindestens graduelle Unterschiede zu den oben beschriebenen Praktiken beobachten lassen. Mit Blick auf die begrenzten zeitlichen und finanziellen Ressourcen musste von einer Erweiterung der Fälle um theoretische – und sicherlich auch mit Blick auf die zu erwartenden Befunde sinnvolle – Familienkonstellationen abgesehen werden.

Weiterführende Forschungsarbeit und interdisziplinäre Anschlussfähigkeit

Neben dem Umstand, dass die Empirie weit mehr Potenzial für weitere inhaltliche Erkenntnisse bereithält und eine stärkere Vertiefung der Analysearbeit wünschenswert gewesen wäre, bietet sich eine Erweiterung des Samples an, um insbesondere Familien in sozial prekären Lebenslagen mit niedrigerer formaler Bildung und ggf. anderen sozial-ökologischen Kontexten als einem großstädtischen mit zu erforschen. Diese Gruppen wären besonders von Interesse, da die unterschiedliche Verfügbarkeit an finanziellen, kulturellen und sozialen Kapital unterschiedliche Umgangsweisen mit der mehrrötigen Lebensführung der Kinder sowie weitere Formen der Bezugnahme auf bzw. Abgrenzungsbewegungen zwischen den Familienkernen vermuten lassen. Auch ließen sich hierüber möglicherweise andere Identitätswürfe beschreiben, die innerhalb dieser Arrangements erarbeitet und präsentiert werden. Ferner verspricht eine Zuwendung zu Familien in Nachtrennungsarrangements mit einem durchweg kooperativen Elternschaftsmodell wertvolle Ergänzungen. Mit Blick auf die in der vorliegenden Arbeit identifizierten Identitätspolitik, insbesondere im Umgang mit den normativen

Leitbildern von Familie, wäre es zudem aufschlussreich, sich im direkten Vergleich genau in monolokale Familienarrangements – etwa dem Residenzmodell – zuzuwenden, die weit weniger unter Legitimations- und Erläuterungsdruck stehen als die hier fokussierten. Das Thema bietet zudem grundsätzlich eine Anschlussfähigkeit an Überlegungen und Forschungen weiterer Soziologien und Disziplinen, so etwa der soziologischen Mobilitätsforschung zu Fragen der Raumkonstruktion von Kindern und Erwachsenen, des Mobilitätsverhaltens und der Wahl des Wohnstandorts, der Rechtssoziologie resp. Rechtswissenschaften mit Blick auf die rechtlichen Rahmenbedingungen, der Psychologie und Sozialpädagogik hinsichtlich des Bindungsverhaltens von Kindern und Erwachsenen dieser Arrangements sowie der Kommunikation und Interaktion mit Professionen und Gruppen wie der Familienberatung oder etwa PädagogInnen an Schulen und in der Kinderbetreuung, der Verkehrswissenschaften mit Blick auf die Wahl und Nutzungsgewohnheiten der Verkehrsinfrastrukturen bzw. möglichen Bedarfen. Auch lassen sich Schnittstellen, beispielsweise zur Elektro- und Informationstechnik in Verbindung mit dem Industriedesign zur Erforschung und Entwicklung mobiler Kommunikationstechnologien für die Überbrückung von Raumdistanzen und für die Herstellung von Kopräsenz über audio-visuelle Kanäle finden, die über eine Fokussierung auf zentrierte Interaktionen hinausgehen und auf ein für Familien typisches Erleben in Beiläufigkeit ausgerichtet sind.

Bemerkungen zu den Implikationen für die politische und beratende Praxis

Die vorgelegte Arbeit verfolgt nicht den Anspruch, beratend für politische Entscheidungsträger und/oder die Sozialarbeit wirksam zu werden und in diesem Sinne *Handlungsempfehlungen* zu unterbreiten. Ableitungen in Form von konkreten Handlungsweisen etwa für die Familienberatung oder -politik, obliegen den dafür kundigen Professionen, allem voran der sozialpädagogischen Familienberatung und in Teilen der Familientherapie. Im Rahmen dieser Arbeit ‚beschränkt‘ sich die soziologische Analyse darauf, im Begründungszusammenhang der Forschungsarbeit ein dichtes Portrait von Prozessen und Praktiken der Vergemeinschaftung und Herstellung von familialen Identitätsentwürfen in multilokal verfassten Fortsetzungsfamilien nach Trennung und Scheidung zu skizzieren und für deren Lebenswelt und die damit verbundenen Herausforderungen zu sensibilisieren. Gleichsam soll sich nicht auf eine reine Beschreibung dieses sozialen Phänomens zurückgezogen, sondern durchaus problematisierungswürdige Facetten angeschnitten werden.

Die Befunde der Arbeit widersprechen einseitigen Fürsprachen des gemeinhin als *Wechselmodell* bekannten Familienarrangements ebenso wie der Ablehnung und Pathologisierung der darin gelebten sozialen Beziehungen. Das in der Untersuchung aufgegriffene räumlich-zeitlich paritätisch strukturierte Wohnarrangement von Kindern in Nachtrennungsfamilien kann mit Blick auf die Abstimmungsleistungen der Lebensführungen seiner Mitglieder, die Entwicklung biografischer Perspektiven und die Herstellung von Gemeinschaft(en) ohne Zweifel als herausfordernd beschrieben werden. Das wissen auch die ProtagonistInnen der Untersuchung selbst. Statt pauschaler Für- oder Widerrede empfiehlt sich für eine Bewertung des Modells die viel beschworene Betrachtung am Einzelfall. Die im Rahmen dieser Studie konsultierten Eltern haben über die Jahre hinweg in diesem Arrangement eine feine Sensorik für die Problemlagen ihrer Kinder und der monolokalen Haushaltsmitglieder entwickelt. Die Erzählungen und Beschreibungen von Kindern wie Eltern lassen deren verantwortungsvolles Engagement und – erfolgreiches – Bemühen um ein für alle Beteiligten gelungenes Zusammenleben in einer familialen Gemeinschaft erkennen, die den veränderlichen Anforderungen und Bedürfnissen ihrer Akteure gerecht werden sollen und können. Die empirischen Materialien konnten zeigen, dass das familiäre Tun und die Meisterung der erhöhten Ansprüche weitere Lasten trägt, die nicht zwingend ‚hausgemacht‘ sind. Vielmehr wird deutlich, dass der Alltagsdiskurs des näheren und weiteren sozialen Umfeldes, der vermittelnde Diskurs der Massenmedien – trotz Ausnahmen – und nicht zuletzt die Spezialdiskurse, insbesondere der Politik, des Rechts, aber auch der Familienforschung selbst, mit ihren mitunter holzschnittartigen Familienbildern und normativen Rhetoriken der *richtigen, gesunden, förderungswürdigen* und *schützenswerten* Familie diesen Familien keine Last abnehmen. Mehr noch wird die Last erhöht, etwa durch rechtliche Regelungslücken zum Kindergeld im Zusammenhang mit der Meldepraxis der Wohnstandorte der Kinder und die monolokal ausgerichtete Kommunikation familienrelevanter Organisationen wie Kindertagesstätten, Schulen und Behörden, die eine Reihe von Reibungseffekten für Eltern wie Kinder in diesen Familien nach sich ziehen. In diesem Sinne sollen die Erkenntnisse dieser Studie auch einen Beitrag zur Anerkennung von mehrörtig verfassten Fortsetzungsfamilien nach Trennung und Scheidung leisten, und zwar als Orte, an denen Kinder unter der Sorge und dem größtmöglichen Bemühen ihrer leiblichen und sozialen Eltern um *Normalität* aufwachsen, und das Wissen um die damit verknüpften Problemstellungen, die potenzielle Unabgeschlossenheit und Dynamiken der darin gelebten sozialen Beziehungen erweitern.

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz (2010):** Identität. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden.
- Ahrons, Constance R. (1979):** The Binuclear Family. In: *Alternative Lifestyles*, Vol. 2, No. 4, pp. 499-515.
- Amato, Paul R. (2010):** Research on Divorce: Continuing Trends and New Developments. In: *Journal of Marriage and Family*, Vol. 72, No. 3, pp. 650-666.
- Anderson, Benedict (1991):** *Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism.* London.
- Arendt, Hannah (1998):** Arbeit, Herstellen, Handeln. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Jg. 46., H. 6, S. 997-1009.
- Arx, Martina von; Duchêne-Lacroix, Cédric (2013):** Reproducing, budgeting, coexisting, caring, networking, "culturing", positioning, identifying, displaying, ... Familienherstellungsleistung im multilokalen transnationalen Kontext. In: Hamman, Philippe et al. (Hrsg.): *Questionner les mobilités résidentielles à l'aune de la multilocalité.* Strasbourg, S. 289-322.
- Assman, Aleida (1993):** Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: *Leviathan*, Jg. 21, H. 2, S. 238-253.
- Assmann, Aleida; Friese, Heidrun (Hrsg.)(1998):** *Identitäten.* Frankfurt a.M.
- Audehm, Kathrin; Zirfas, Jörg (2005):** Grenzziehungen und Übergänge. Der Umgang mit der Generationendifferenz im Familienritual. In: *Zeitschrift für qualitative Sozialforschung (vormals Zeitschrift für Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung)*, Jg. 6, H. 1, S. 145-162.

-
- Baldassar, Loretta (2008):** Missing Kin and Longing to be Together: Emotions and the Construction of Co-presence in Transnational Relationships. In: *Journal of Intercultural Studies*, Vol. 29, No. 3, pp. 247-266.
- Bauserman, Robert (2002):** Child Adjustment in Joint-Custody Versus Sole-Custody Arrangements: A Meta-Analytic Review. In: *Journal of Family Psychology*, Vol. 16, No. 1, pp. 91 - 102.
- Beck, Ulrich (1986):** Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.
- Beck, Ulrich (1987):** Die Zukunft der Familie. In: *Psychologie heute*, Jg. 14, H. 11, S. 44-49.
- Beck, Ulrich (1997):** Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus - Antworten auf Globalisierung. Frankfurt a.M.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (2004):** Families in a Runaway World. In: Scott, Jacqueline; Treas, Judith; Richards, Martin (Eds.): *The Blackwell Companion to the Sociology of Families*. Oxford, pp. 499-514.
- Becker, Howard S. (2007):** Telling about Society. Chicago.
- Beckh, Katharina; Walper, Sabine (2002):** Stiefkinder und ihre Beziehungen zu den Eltern: Ein Fokus auf die Rolle von leiblichem und Stiefvater. In: Bien, W. (Hrsg.): *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. Opladen, S. 201-228.
- Beckmann, Sabine et al. (2013):** Qualitative Sekundäranalyse: ein Praxisbericht. In: Huschka, Denis et al. (Hrsg.): *Forschungsinfrastrukturen für die qualitative Sozialforschung*. Berlin, S. 137-151.
- Beelmann, Wolfgang; Schmidt-Denter, Ulrich (2003):** Auswirkungen auf Scheidung. In: Grau, Ina; Bierhoff, Hans-Werner (Hrsg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin, Heidelberg, S. 505-530.
- Behringer, Luise (1998):** Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt a.M., New York.

-
- Berger, Peter L.; Kellner, Hansfried (1965):** Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. In: Soziale Welt, Jg. 16, H. 3, S. 220-235.
- Berger, Peter A. (1995):** Anwesenheit und Abwesenheit. Raumbezüge sozialen Handelns. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 5, H.1, S. 99-111.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1987):** Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.
- Bergmann, Jörg (1987):** Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin, New York.
- Bergström, Malin (2012):** Barn med växelvis boende. In: Hjern, A., Berlin, M., Modin, B., Gustavsson, P.A., Bergström, M. (Eds.) Skolans betydelse för barns och ungas psykiska hälsa – en studie baserad på den nationella totalundersökningen i årskurs 6 och 9 hösten 2009. Rapport från Socialstyrelsen och Centre for Health Equity studies [Report: National Board on Health and Welfare and CHESS], pp. 71-83.
- Berman, Rakel (2015):** (Re)Doing parent-child relationships in dual residence arrangements: Swedish children's narratives about changing relations post-separation. In: Zartler, Ulrike et al. (Eds.): Family Dynamics after Separation. A Life Course Perspective on Post-Divorce Families, Special Issue Journal of Family Research, Vol. 10, pp. 123-140.
- Bernardi Laura; Keim, Sylvia; Lippe, Holger von der (2006):** Freunde, Familie und das eigene Leben. Zum Einfluss sozialer Netzwerke auf die Lebens- und Familienplanung junger Erwachsener in Lübeck und Rostock. In: Hollstein, B.; Straus F. (Hrsg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden und Anwendungen. Wiesbaden, S. 359-390.
- Bernstein, Mary (2000):** Identity Politics. In: Annual Review of Sociology, Vol. 31, pp. 47-74.
- Berry, John W. (1997):** Immigration, acculturation, and adaptation. In: Applied Psychology, Vol. 46, No. 1, pp. 5-34.
- Bertram, Hans (2002):** Die Multilokale Mehrgenerationenfamilie. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 12, H. 4, S. 517-529.

-
- Bertram, Hans (2003):** Familie, Geschichte und Biologie. In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE, vormals EuS), Jg. 14, H. 3, S. 502-504.
- Bianchi, Suzanne M. (2006):** Mothers and Daughters "Do," Fathers "Don't Do" Family: Gender and Generational Bonds. In: Journal of Marriage and Family, Vol. 68, No. 4, pp. 812-816.
- Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner Markus (Hrsg.)(2002):** Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Opladen.
- Bien, Walter (2003):** Familie: "Begriff"versus "Netzwerk-System-Lebensraum". In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE, vormals EuS), Jg. 14, H. 3, S. 504-506.
- Bindschedler, Ida (1985a):** Die Turnachkinder im Sommer. Solothurn.
- Bindschedler, Ida (1985b):** Die Turnachkinder im Winter. Solothurn.
- Bjarnason; Thoroddur; Arnarsson, Arsaell M. (2011):** Joint Physical Custody and Communication with Parents: A Cross-National Study of Children in 36 Western Countries. In: Journal of Comparative Family Studies, Vol. 42, No. 6, pp. 871-890.
- Blumer, Herbert (1969):** Symbolic Interactionism: Perspective and Method. Berkeley, Los Angeles.
- BMFSFJ (2006):** Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht. Berlin.
- BMFSFJ (2012):** Monitor Familieleben 2012. Einstellungen und Lebensverhältnisse von Familien. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag des Bundesministeriums für Familie (BMFSFJ). Berichtsband.
- BMFSFJ (2013):** Stief- und Patchworkfamilien in Deutschland. Monitor Familienforschung. Ausgabe 31. Berlin.
- BMFSFJ (2014):** Familienreport 2014. Berlin.
- Boehm, Gottfried (1995):** Die Wiederkehr der Bilder. In: ders. (Hrsg.): Was ist ein Bild? München, S. 11-38.
- Bohnsack, Ralf (1989):** Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen.

-
- Bohnsack, Ralf (1998):** Rekonstruktive Sozialforschung und der Grundbegriff des Orientierungsmusters". In: Siefkes, Dirk; Eulenhöfer, Peter; Stach, Heike; Städtler, Klaus (Hrsg.): Sozialgeschichte der Informatik - Kulturelle Praktiken und Orientierungen, Deutscher Universitätsverlag, Studien zur Wissenschafts- und Technikforschung. Wiesbaden, S. 105-121.
- Bohnsack, Ralf (2003a):** Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaften, Jg. 6, H. 4, S. 550-570.
- Bohnsack, Ralf (2003b):** Qualitative Methoden der Bildinterpretation. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaften, Jg. 6, H. 2, S. 239-256.
- Bohnsack, Ralf (2005):** Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (ZfE), Jg. 8, Beiheft 4: Standards und Standardisierung in der Erziehungswissenschaft, S. 65-83.
- Bohnsack, Ralf (2007a):** Dokumentarische Bildinterpretation. Am exemplarischen Fall eines Werbefotos. In: Buber, R.; Holzmüller, H. H. (Hrsg.): Qualitative Marktforschung Konzepte – Methoden – Analysen. Wiesbaden, S. 951-978.
- Bohnsack, Ralf (2007b):** Gruppendiskussion. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Kap. 5.4. Reinbek, S. 369-384.
- Bohnsack, Ralf (2008):** Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen, Farmington Hills.
- Bohnsack, Ralf (2009):** Qualitative Bild- und Videointerpretation. Opladen, Farmington Hills.
- Bohnsack, Ralf (2011):** Praxeologische Wissenssoziologie. In: Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried; Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Opladen, Farmington Hills, S. 137-138.
- Bohnsack, Ralf (2013):** Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. Ebd. et al. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden.
- Bohnsack, Ralf (2014):** Habitus, Norm und Identität. In: Werner, H. et al. (Hrsg.): Schülerhabitus. Theoretische und empirische Analysen zum bourdieuischen Theorem der kulturellen Passung. Wiesbaden, S. 33-55.

-
- Bonß, Wolfgang; Kesslering, Sven (2005):** Mobilität vom Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne. In: Beck, Ulrich; Bonß, Wolfgang (Hrsg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a.M., S. 147-159.
- Bosch, Aida (2011):** Konsum und Exklusion. Eine Kulturosoziologie der Dinge. Bielefeld.
- Bosch, Aida (2014):** Identität und Dinge. In: Samida, S. et al. (Hrsg.): Handbuch Materielle Kultur. Stuttgart, S. 70-77.
- Bösel, Monika (1980):** Lebenswelt Familie. Ein Beitrag zur interpretativen Familiensoziologie. Frankfurt a.M., New York.
- Bourdieu, Pierre (1976):** Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1983):** Kult der Einheit und kultivierte Unterschiede. In: Bourdieu, Pierre et al.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt a.M., S. 25-84.
- Bourdieu, Pierre (1993):** Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (2006):** Habitus, Illusio und Rationalität. In: Ders.; Wacquant, Loïc J. D.: Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M., S. 147-175.
- Breckner, Roswitha (2010):** Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien. Bielefeld.
- Breckner, Roswitha (2012):** Bildwahrnehmung – Bildinterpretation. Segmentanalyse als methodischer Zugang zur Erschließung bildlichen Sinns. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 37, H. 2, S. 143-164.
- Bremer, Helmut; Teiwes-Kügler, Christel (2003):** Die Gruppenwerkstatt. Ein mehrstufiges Verfahren zur vertiefenden Exploration von Mentalitäten und Milieus. In: Geiling, Heiko (Hrsg.): Probleme sozialer Integration. Münster, S. 207-236.
- Brüderl, Josef (2006):** Was kann familiensoziologische Theorie? Ein Korreferat zum Beitrag von Güter Burkart. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 18, H. 2, S. 206-211.
- Buchholz, Wolfgang; Gmür, Wolfgang; Höfer, Renate (1982):** Lebenswelt und Familienwirklichkeit. Studien zur Praxis der Familienberatung. Frankfurt a.M., New York.

-
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) (2014):** Erst-Ehen und Wiederverheiratung in Deutschland, 1951 bis 2012. <http://www.bib-demografie.de/> (Zugriff: 10.10.2014).
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) (Hrsg.)(2015):** Familienleitbilder. Wiesbaden.
- Burgess, Ernest W. (1926):** The Family as a Unity of Interacting Personalities. In: The Family, Vol. 27, No. 1, pp. 3-9.
- Burkart, Günter (2003):** Sisyphos oder der Kampf um die Familie. In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE, vormals EuS), Jg. 14, H. 3, S. 506-508.
- Burkart, Günter (2006):** Positionen und Perspektiven. Zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 18, H. 2, S. 175-205.
- Burkart, Günter (2008):** Familiensoziologie. Konstanz.
- Burri, Regula Valérie (2008):** Bilder als soziale Praxis: Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 37, H. 4, S. 342–358.
- Burzan, Nicole (2011):** Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in zentrale Theorien. Wiesbaden.
- Büscher, Monika; Urry, John (2009):** Mobile Methods and the Empirical. In: European Journal of Social Theory, Vol. 12, No. 1, pp. 99-116.
- Caruana, Catherine; Smyth, Bruce (2004):** Daytime-only contact. In: Smyth, Bruce (Ed.): Parent-Child Contact and Post-Separation Parenting Arrangements. Research Report No. 9, Australian Institute of Family Studies. Ch. 6, pp. 67-86.
- Cashmore, Judy et al. (2010):** Shared Care Parenting Arrangements since the 2006 Family Law Reforms. Report to the Australian Government Attorney-General's Department Sydney. Social Policy Research Centre, University of New South Wales.
- Christmann, Gabriela (2004):** Dresdens Glanz, Stolz der Dresdner. Lokale Kommunikation, Stadtkultur und städtische Identität. Wiesbaden.
- Churchill, Lindsey (1971):** Ethnomethodology and Measurement. In: Social Forces, Vol. 50, No. 2, pp. 182-191.

- Clark-Ibanez, Marisol (2004):** Framing the social world through photo-elicitation interviews. In: *American Behavioral Scientist*, Vol. 47, No. 12, pp. 1507-1527.
- Claxton-Oldfield, Stephen (2008):** Stereotypes of Stepfamilies and Stepfamily Members. In: Pryor, Jan (Eds.): *The International Handbook of Stepfamilies. Policy and Practice in Legal, Research, and Clinical Environments*. Hoboken, New Jersey, pp. 30-52.
- Cohen, Anthony P. (Ed.)(2000):** Signifying identities. Anthropological perspectives on boundaries and contested values. London, New York.
- Cornelißen, Waltraud (Hrsg.) im Auftrag des BMFSFJ (2005):** Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. München.
- Craig, Lyn; Powell, Abigail; Smyth Ciara (2014):** Towards intensive parenting? Changes in the composition and determinants of mothers' and fathers' time with children 1992–2006. In: *The British Journal of Sociology*, 2014 Mar 17, [Epub ahead of print].
- Dahinden, Janine (2010):** Wenn soziale Netzwerke transnational werden. In: Gamper, Markus; Reschke, Linda (Hrsg.): *Knoten und Kanten. Soziale Netzwerkanalyse in Wirtschafts- und Migrationsforschung*. Bielefeld, S. 393-420.
- De Maio, John (2012):** Survey of Recently Separated Parents. A study of parents who separated prior to the implementation of the Family Law Amendment (Family Violence and Other Matters) Act 2011. <http://apo.org.au/node/36498> (Zugriff: 22.02.2014).
- Dencik, Lars (2001):** Transformation of Identities in Rapidly Changing Societies. In: Carleheden, M.; Jacobsen, M. (Eds.): *The Transformation of Modernity. Aspects of the Past, Present and Future of an Era*. London, pp. 183-221.
- Diaz-Bone, Rainer (1997):** Ego-zentrierte Netzwerkanalyse und familiäre Beziehungssysteme. Wiesbaden.
- Dittrich, Karin A. (1985):** Familienalltag und Familienbeziehung. Eine Explorationsstudie. Frankfurt a.M., New York.
- Dittrich-Wesbuer, Andrea et al. (2015):** Multi-local Living Arrangements. Approaches to Quantification. In: *Tijdschrift voor economische en sociale geografie / Journal of Economic and Social Geography*, Special Issue 'Multi-locality studies - A residential perspective', Vol. 106, No. 4, pp. 409-424.

-
- Dittrich-Wesbuer, Andrea; Föbker, Stefanie (2013):** Multilokales Wohnen - Verbreitung und Formen in Deutschland. In: Scheiner, Joachim et al. (Hrsg.): Mobilitäten und Immobilitäten: Menschen – Ideen – Dinge – Kulturen – Kapital. Fakultät Raumplanung, TU Dortmund; Institut für Raumplanung, Essen, Blaue Reihe, Bd. 142, S. 391–402.
- Douglas, Mary (1984 [1966]):** Purity and Danger. An Analysis of the Concepts of Pollution and Taboo. London, New York.
- Douglas, Mary (1996 [1970]):** Natural Symbols. Explorations in Cosmology. London, New York.
- Duchêne-Lacroix, Cédric (2009):** Mit Abwesenheit umgehen. Kontinuität und Verankerung einer transnationalen Lebensführung jenseits territorialer Abgrenzungen. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 1./2., S. 87-98.
- Durkheim, Emile (1965 [1895]):** Die Regeln der soziologischen Methode. Neuwied, Berlin.
- Durkheim, Emile (1981 [1912]):** Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt a.M.
- Durkheim, Emile (1987 [1897]):** Der Selbstmord. 2. Auflage. Frankfurt a.M.
- Düvell, Franck (2006):** Europäische und internationale Migration. Einführung in historische, soziologische und politische Analysen. Hamburg.
- Ehalt, Hubert Christian (2002):** Familiäre Identität vom 'ganzen Haus' zum Single-Haushalt. In: Ders. (Hrsg): Formen familialer Identität. Wien.
- Eickelpasch, Rolf; Rademacher, Claudia (2013):** Identität. 4., unveränderte Auflage. Bielfeld.
- Elias, Norbert (1988):** Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a.M.
- Ellegård, Kajsa; Vilhelmson, Bertil (2004):** Home as a pocket of local order: everyday activities and the friction of distance. In: Geografiska Annaler, Vol. 86, No. 4, pp. 281-296.
- Ember, Carol R.; Ember, Melvin (1972):** The Conditions Favoring Multilocal Residence. In: Southwestern Journal of Anthropology, Vol. 28, No. 4, pp. 382-400.
- Engstler, Heribert; Menning, Sonja (2004):** Die Familie in der amtlichen Statistik. BMFSFJ.

-
- Erikson, Erik H. (1973):** Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M.
- Esser, Hartmut (1996):** Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt a.M., New York.
- Eysenck, Michael W.; Keane, Mark T. (2010):** Cognitive Psychology. A Student's Handbook. Hove, New York.
- Ezzy, Douglas (1998):** Theorizing Narrative Identity. Symbolic Interactionism and Hermeneutics. In: The Sociological Quarterly, Vol. 39, No. 2, pp. 239-252.
- Faist, Thomas (1999):** Developing transnational spaces. The Turkish-German example. In: Pries, Ludger (Ed.): Migration and transnational social spaces. Aldershot, pp. 36-72.
- Faist, Thomas (2004):** The Border-Crossing Expansion of Social Space. In: Faist, Thomas; Ösveren, Eyüp (Eds.): Transnational Social Spaces. Farnham, pp. 1-34.
- Fehlberg, Belinda; Smyth, Bruce; Maclean Mavis; Roberts Ceridwen (2011):** Caring for children after parental separation: Would legislation for shared parenting time help children? Family Policy Briefing 7. Oxford.
- Feldhaus, Michael., Huinink Johannes (2011):** Multiple Elternschaften in Deutschland - eine Analyse zur Vielfalt von Elternschaft in Folgepartnerschaften. In: Schwab, Dieter; Vaskovics, Lazlo A. (Hrsg.): Pluralisierung von Elternschaft und Kindschaft. Familienrecht, -soziologie und -psychologie im Dialog. Opladen, Farmington Hills, Michigan.
- Feldhaus, Michael; Schlegel, Monika (2009):** Vielfalt (mobiler) Lebensformen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 41, S. 37-38.
- Felski, Rita (1999/2000):** The Invention of Everyday Life. In: New Formations, Vol. 39, pp. 15-31.
- Ferro, Anna (2004):** Standard contact. In: Smyth, Bruce (Ed.): Parent-Child Contact and Post-Separation Parenting Arrangements. Research Report No. 9, Australian Institute of Family Studies, Ch. 7, pp. 87-100.
- Finch, Janet (2007):** Displaying Families. In: Sociology, Vol. 41, No. 1, pp. 65-81.
- Flick, Uwe (2009):** An Introduction to Qualitative Research. London.
- Foucault, Michel (1977):** Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. 1. Auflage. Frankfurt a.M.

-
- Foucault, Michel; Konersmann, Ralf (1993):** Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. Frankfurt a.M.
- Fthenakis, Wassilios E.; Niesel, Renate; Griebel Wilfried (1997):** Scheidung als Reorganisationsprozeß. In: Menne, Klaus; Schilling, Herbert; Weber, Matthias (Hrsg.): Kinder im Scheidungskonflikt. Beratung von Kindern und Eltern bei Trennung und Scheidung. Weinheim, München, S. 261-289.
- Galvin, Kathleen M. (2006):** Diversity's impact on defining the family: Discourse-dependence and identity. In: Turner, L. H.; West, R. (Eds.): The family communication sourcebook. Thousand Oaks, pp. 3-19.
- Gamper, Markus (Hrsg.)(2012):** Egozentrierte Netzwerkanalyse. Eine praxisorientierte Einführung. Wiesbaden.
- Garfinkel, Harold (1967):** Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, N.J.
- Gennep, Arnold van (2005 [1981]):** Übergangsriten (orig. Les rites de passage). 3., erweiterte Auflage. Frankfurt a.M., New York.
- Gertenbach, Lars; Laux, Henning; Rosa Hartmut; Strecker David (2010):** Theorien der Gemeinschaft zur Einführung. Hamburg.
- Gibbs, Graham R.; Friese, Susanne; Mangabeira, Wilma C. (2002):** Technikeinsatz im qualitativen Forschungsprozess. Einführung zu FQS, Vol. 3, No. 2, Art. 8, Forum Qualitative Sozialforschung, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs020287> (Zugriff: 17. März 2014).
- Giddens, Anthony (1995):** Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a.M.
- Giddens, Anthony (1997):** Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a.M.
- Giesen, Bernhard; Seyfert, Robert (2013):** Kollektive Identität. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 63, H. 13-14, S. 39-43.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998):** Grounded Theory: Strategien qualitativer Sozialforschung. Bern.
- Glaser, Barney G.; Holton, Judith (2004):** Remodeling Grounded Theory. Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 5 (2),

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/607> (Zugriff: 15.03.2017).

- Goffman, Erving (1969):** *The Presentation of Self in Everyday Life*. London.
- Goffman, Erving (1974):** *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1983):** *The Interaction Order*. In: *American Sociological Review*, Vol. 48, No. 1, pp. 1-17.
- Goffman, Erving (1988 [1967]):** *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identitäten*. 8. Auflage. Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (2009):** *Interaktion im öffentlichen Raum*. Frankfurt a.M.
- Golovnev, Andrei V.; Osherenko, Gail (1999):** *Siberian Survival. The Nenets and Their Story*. Ithaka, London.
- Göttsch, Silke (2002):** *Sommerfrische. Zur Etablierung einer Gegenwelt am Ende des 19. Jahrhunderts*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, Jg. 98, H. 1, S. 9-15.
- Greschke, Heike M. (2012):** *Is There a Home in Cyberspace?* New York.
- Gumperz, John J. (1982):** *Discourse strategies. Studies in interactional sociolinguistics*. Cambridge, London, New York.
- Habermas, Jürgen (1982):** *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 1: *Handlungsrationale und gesellschaftliche Rationalisierung*. Frankfurt a.M.
- Habermas, Tilmann (1996):** *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Berlin, New York.
- Hägerstrand, Torsten (1985):** *Time-geography: focus on the corporeality of man, society and environment*. In: Aida, Shūhei et al. (Eds.): *The science and praxis of complexity: contributions to the symposium held at Montpellier, France, 9–11 May, 1984*. Tokyo, pp. 193-216.
- Hahn, Alois (1983):** *Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel von jungen Ehen*. In: Neidhardt, F. (Hrsg.): *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*. Opladen, S. 210-232.

-
- Halbwachs, Maurice (1985):** Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt a.M.
- Haldar, Marit; Wærdahl, Randi (2009):** Teddy Diaries: A Method for Studying the Display of Family Life. In: *Sociology*, Vol. 43, No. 6, pp. 1141-1150.
- Hall, Stuart (1994):** Rassismus und kulturelle Identität. *Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg.
- Hard, Gerhard (2008):** Der Spatial Turn, von der Geographie her beobachtet. In: Döring, J.; Thielmann, T. (Hrsg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Münster, S. 263-315.
- Hater, Katrin (2003):** Heute hier morgen dort? Aspekte der räumlichen Neuordnung familiärer Beziehungen nach einer Trennung. In: *Diskurs*, Jg. 13, H. 2, München, S. 42-49.
- Haugen, Gry Mette (2010):** Children's Perspectives on Everyday Experiences of Shared Residence: Time, Emotions and Agency Dilemmas. In: *Children and Society*, Vol. 24, No. 2, pp. 112-122.
- Heintz-Martin, Valerie; Entleitner-Phleps, Christine; Langmeyer Alexandra N. (2015):** "Doing (step)family": Family life of (step)families in Germany. In: Zartler, Ulrike et al. (Eds.): *Family Dynamics after Separation. A Life Course Perspective on Post-Divorce Families*, Special Issue *Journal of Family Research*, Vol. 27, pp. 65-82.
- Heinzel, Friederike (1997):** Qualitative Interviews mit Kindern. In: Friebertshäuser, Barbara (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, München, S. 396-413.
- Heinzel, Friederike (2000):** Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim, München.
- Heller, Agnes (1984):** *Everyday Life*. London.
- Helsper, Werner; Hummrich, Merle; Kramer, Rolf-Torsten (2010):** Qualitative Mehrebenenanalyse. In: Friebertshäuser, Barbara (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, München, S. 119-135.
- Hepp, Andreas (2010):** *Cultural Studies und Medienanalyse*. 3. überarb. und erw. Aufl. Wiesbaden.

-
- Hepp, Andreas (2011):** Medienkultur. Die Kultur mediatisierter Welten. Wiesbaden.
- Hertz, Rosanna (2006):** Talking About "Doing" Family. *Journal of Marriage and Family*, Vol. 68, No. 4, pp. 796-799.
- Herzer, Manfred (1998):** Ehescheidung als sozialer Prozess. Wiesbaden.
- Hesse, Markus; Scheiner, Joachim (2007):** Räumliche Mobilität im Kontext des sozialen Wandels: Eine Typologie multilokalen Wohnens. In: *Geographische Zeitschrift*, Jg. 95, H. 3, S. 138–154.
- Hettlage, Robert (2000):** Identität im Umbruch. Selbstvergewisserungen auf alten und neuen Bühnen. In: Hettlage, Robert; Vogt, Ludgera (Hrsg.): *Identitäten in der modernen Welt*. Wiesbaden, S. 9-51.
- Hildenbrand, Bruno (2003):** Familie als Ort sozialisatorischer Interaktion – Plädoyer für einen offenen Familienbegriff. In: *Erwägen, Wissen, Ethik*, Jg. 14, H. 3, S. 519-521.
- Hildenbrand, Bruno (2006):** Dissensfiktionen bei Paaren. In: Burkart, Günter (Hrsg.): *Die Ausweitung der Bekenntniskultur - neue Formen der Selbstthematisierung?* Wiesbaden, S. 185-206.
- Hill, Paul B.; Kopp, Johannes (2013):** *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*, 5. Auflage. Wiesbaden.
- Hilti, Nicola (2009):** Multilokales Wohnen. Bewegungen und Verortungen. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, H. 1./2., S. 77-86.
- Hilti, Nicola (2013):** Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. Wiesbaden.
- Hirschauer, Stefan (1994):** Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 46, H. 4, S. 668–692.
- Höfer, Renate; Straus, Florian (1997):** Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In: Höfer, Renate; Keupp, Heiner (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a.M., S. 270-308.
- Höfer, Renate; Keupp, Heiner; Straus, Florian (2006):** Prozesse sozialer Verortung in Szenen und Organisationen - Ein netzwerkorientierter Blick auf traditionale und reflexiv moderne Engagementformen. In: Hollstein, Betina; Straus, Florian (Hrsg.): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*. Wiesbaden, S. 267-294.

-
- Hoffmann-Riem, Christa (1980):** Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, H. 2, S. 339-372.
- Hoffmann-Riem, Christa (1984):** Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft. München.
- Hollstein, Betina (2006):** Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse - ein Widerspruch? In: Hollstein, B.; Straus F. (Hrsg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden und Anwendungen. Wiesbaden, S. 11-35.
- Hollstein, Betina (2011):** Qualitative Approaches. In: Scott, John; Carrington, Peter J. (Eds.): Sage Handbook of Social Network Analysis. London, New Delhi, pp. 404-417.
- Hollstein, Betina; Pfeffer, Jürgen (2010):** Netzwerkkarten als Instrument zur Erhebung egozentrierter Netzwerke. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Unsichere Zeiten. Verhandlungen des 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 6.-10. Oktober, Jena. Frankfurt a.M.
- Holstein, James A.; Gubrium, Jay (1999):** What is family? Further thoughts on a social constructivist approach. In: Marriage and Family Review, Vol. 28, No. 3-4, pp. 3-20.
- Honneth, Axel (1993):** Posttraditionale Gemeinschaften. Ein konzeptueller Vorschlag. In: Brumlik, Micha; Brunkhorst, Hauke (Hrsg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit. Frankfurt a.M., S. 260-272.
- Huinink, Johannes; Konietzka, Dirk (2007):** Familiensoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a.M.
- Huinink, Johannes (2006):** Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie. Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 18, H. 2, S. 212-252.
- Husserl, Edmund (1973):** Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge. In: Strasser, Stephan (Hrsg.): Husserliana. Edmund Husserl. Gesammelte Werke, Bd. 1, 2. Auflage. Haag.
- Imdahl, Max (1995):** Ikonik. Bilder und ihre Anschauung. In: Boehm, Gottfried (Hrsg.): Was ist ein Bild? München, S. 300-324.
- James, Allison; Curtis, Penny (2010):** Family Displays and Personal Lives. In: Sociology, Vol. 44, No. 6, pp. 1163-1180.

-
- Jensen, An-Magritt (2009):** Mobile Children: Small Captives of Large Structures? In: Children and Society, Vol. 23, No. 2, pp. 123-135.
- Jorgenson, Jane; Sullivan, Tracy (2010):** Accessing Children's Perspectives Through Participatory Photo Interviews. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol. 11, No. 1, Art. 8, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/447/2890> (Zugriff: 06.01.2010).
- Juby, Heather; Billette, Jean-Michel; Laplante, Benoît; Le Bourdais, Céline (2007):** Nonresident fathers and children. Parents' new unions and frequency of contact. In: Journal of Family Issues, Vol. 28, No. 9, pp. 1220-1245.
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas (2009):** Vaterwerden und Vatersein heute. Gütersloh.
- Jurczyk, Karin (2014):** Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften. In: Steinbach, Anja; Hennig, Marina; Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden, S. 117-138.
- Jurczyk, Katrin; Keddi, Barbara; Lange, Andreas; Zerle, Claudia (2009):** Zur Herstellung von Familie. In: DJI Bulletin, Heft 88/4, Plus.
- Jürgens, Kerstin (2001):** Familiäre Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In: Voß, Günter G.; Wehrich, Margit (Hrsg.): Tagaus tagein. Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung. München, S. 33-60.
- Kahn, Robert L.; Antonucci, Toni C. (1980):** Convoys over the Life Course: Attachment, Roles and Social Support. In: Baltes, Paul B.; Brim, Orville G. (Eds.): Life Span Development and Behaviour. Vol. 3. New York, pp. 253-286.
- Kaspiew, Rae et al. (2009):** Evaluation of the 2006 Family Law Reforms. Australian Institute of Family Studies. Melbourne.
- Kaufmann, Franz-Xaver (1990):** Zukunft der Familie: Stabilität, Stabilitätskriterien und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihrer gesellschaftlichen und politischen Bedingungen. München.
- Keller, Reiner (2011):** Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, 3. Auflage. Wiesbaden.

-
- Keller, Matthias; Hausteil, Thomas (2012):** Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Ergebnisse des Mikrozensus 2010. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wirtschaft und Statistik, Januar 2012, S. 30-51.
- Kelly, Joan B. (2007):** Children's Living Arrangements Following Separation and Divorce: Insights From Empirical and Clinical Research. In: Family Process, Vol. 46, No. 1, pp. 35-52.
- Kennedy, Gregory E.; Kennedy, C. E. (1993):** Grandparents: A Special Ressource for Children in Stepfamilies. In: Journal of Divorce and Remarriage, Vol. 19, No. 3-4, pp. 45-68.
- Keppeler, Angela (1994):** Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a.M.
- Keupp, Heiner (1997):** Diskursarena Identität. Lernprozesse in der Identitätsforschung. In Keupp, H.; Höfer, R. (Hrsg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M., S. 11-39.
- Kitterød, Ragni H.; Lyngstad, Jan (2012):** Untraditional caring arrangements among parents living apart: The case of Norway. In: Demographic Research, Vol. 27, Article 5, pp. 121-152.
- Knoblauch, Hubert (1999):** Das kommunikative Gedächtnis. In: Honegger, Claudia et al. (Hrsg.): Grenzenlose Gesellschaft? Verhandlungen des 29. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, des 16. Kongresses der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie und des 11. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Freiburg im Breisgau. Teil 1, Opladen, S. 733-748.
- Kolb, Bettina (2008):** Involving, Sharing, Analysing - Potential of the Participatory Photo Interview [37 paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 9(3), Art. 12, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0803127> (Zugriff: 12.05.2012).
- Kopp, Johannes (2003):** Begriffe und Inhalte, oder: Macht es wirklich Sinn, sich über Begriffe zu streiten? In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE, vormals EuS), Jg. 14, H. 3, S. 530-531.
- Koppetsch, Cornelia (2013):** Wiederkehr des bürgerlichen Familienmodells? Die Zukunft der Geschlechter in der Klassengesellschaft von morgen. In: Krüger, Dorothea; Herma,

Holger; Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute - Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim, Basel, S. 360-377.

Koppetsch, Cornelia; Burkart, Günter (1997): Die Illusion der Emanzipation: Zur häuslichen Arbeitsteilung in Partnerschaften. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden. Bd. 2. Opladen, pp. 415-418.

Kramer, Caroline (2012): „Alles hat seine Zeit“ – die „Time Geography“ im Licht des „Material Turn“. In: Weixlbaumer, N. (Hrsg.): Anthologie zur Sozialgeographie. Wien, S. 83-105.

Krekula, Clary (2002): The Concept of Family from the Children's Perspective. Paper presented at the CFR session at the International Sociological Association XVth Congress Brisbane, July 7 - 13.

Kreyenfeld, Michaela; Martin, Valerie (2011): Economic Conditions of Stepfamilies from a Cross-National Perspective. MPIDR Working Paper WP 2011-010.

Kruse, Jan; Biesel, Kay; Schmieder, Christian (2011): Metaphernanalyse: Ein rekonstruktiver Ansatz. Wiesbaden.

Kuhn, Peter (2003): Thematische Zeichnung und fokussiertes, episodisches Interview am Bild – Ein qualitatives Verfahren zur Annäherung an die Kindersicht auf Bewegung, Spiel und Sport in der Schule. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 4 (1), <http://www.qualitative-research.net/fqstexte/1-03/1-03kuhn-d.htm> (Zugriff: 30.10.2007).

Largey, Gale Peter; Watson, David Rodney (1977): The Sociology of Odors. In: American Journal of Sociology, Vol. 77, No. 6, pp. 1021-1034.

Latour, Bruno (1996): On Actor-network Theory. A few Clarifications. In: Soziale Welt, Jg. 47, H. 4, S. 369–382.

Latour, Bruno (2005): Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory. Oxford.

Lauterbach, Wolfgang (2004): Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Zum Wandel der Familienstruktur in der zweiten Lebenshälfte. Würzburg.

-
- Lefebvre, Henri (1974):** La production de l'espace. In: L'Homme et la société, Vol. 31, No. 1, pp. 15-32.
- Lenntorp, Bo (2004):** Path, Prism, Project, Pocket and Population: An Introduction. In: Geografiska Annaler. Series B, Human Geography, Vol. 86, No. 4, Special Issue: Path, Prism, Project, Pocket and Population, pp. 223-226.
- Lenz, Karl; Nestmann, Frank (2009):** Persönliche Beziehungen. Eine Einleitung. In: ebd. (Hrsg.): Handbuch persönliche Beziehungen. Weinheim, München, S. 9-25.
- Lenz, Karl (2003):** Familie - Abschied von einem Begriff? In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE, vormals EuS), Jg. 14, H. 3, S. 485-497.
- Lenz, Karl (2005):** Familie als Ensemble persönlicher Beziehungen. In: Busch, F. W.; Nave-Herz, R. (Hrsg.): Familienwelten. Oldeburg. S. 9-31.
- Lenz, Karl (2009):** Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden.
- Lenz, Karl (2013):** Was ist eine Familie? Konturen eines universalen Familienbegriffs. In: Krüger, Dorothea; Herma, Holger; Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute: Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim, Basel, S. 104-125.
- Lenz, Karl; Schlinzig, Tino (Hrsg.)(2012):** Dritte Dresdner Kinderstudie. Lebenslagen Dresdner Mädchen und Jungen. Dresden. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-113455> (Zugriff: 22.02.2014).
- Levin, Irene (1993):** Family as Mapped Realities. In: Journal of family issues, Vol. 14, No. 1, pp. 82-91.
- Ley, Katharina (2005):** Wenn sich eine neue Familie findet - Ressourcen und Konflikte in Patchwork- und Fortsetzungsfamilien. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, Jg. 54, H. 10, S. 802-816.
- Liebsch, Katharina (2010):** Identität und Habitus. In: Korte, Hermann; Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Wiesbaden, S. 69-86.
- Link, Jürgen (1992):** Normalismus: Konturen eines Konzepts. In: kultuRRvolution, Jg. 27, S. 50-70.
- Link, Jürgen (1997):** Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen.

-
- Link, Jürgen (2006):** Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik. In: Keller, Reiner (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden, S. 407-430.
- Loos, Peter; Schäffer, Burkhard (2001):** Das Gruppendiskussionsverfahren. Opladen.
- Löw, Martina; Sturm, Gabriele (2005):** Raumsoziologie. In: Kessl, Fabian et al. (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden, S. 31-48.
- Löw, Martina (2001):** Raumsoziologie. Frankfurt a.M.
- Löw, Martina (2007):** Zwischen Handeln und Struktur. Grundlagen einer Soziologie des Raums. In: Kessel, Fabian; Otto, Hans-Uwe (Hrsg.): Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen, Farmington Hills, S. 81-100.
- Lück, Detlev (2010):** Walking the tightrope. Combining family life, carrer and job mobility. In: Schneider, Norbert F.; Lück, Detlev (Hrsg.): Mobility and Family. Schwerpunktheft der Zeitschrift für Familienforschung - Journal of Family Research, Jg. 22, H. 2, S. 216-241.
- Lück, Detlev; Schneider, Norbert F. (2010):** Increasing Job Mobility. Changing Family Lives. In: Schneider, Norbert F.; Lück, Detlev (Hrsg.): Mobility and Family. Schwerpunktheft der Zeitschrift für Familienforschung - Journal of Family Research, Jg. 22, H. 2, S. 135-148.
- Lucke, Doris Mathilde (2013):** Jenseits von Ehestand und Geschlechtsklasse. Familienrechtliche Reformen als Grundlage der Egalisierung und Pluralisierung privater Lebensformen. In: Krüger, Dorothea; Herma, Holger; Schierbaum, Anja (Hrsg.): Familie(n) heute: Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen. Weinheim, Basel, S. 146-174.
- Lüders, Christian (2011):** Gütekriterien. In: Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried; Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Opladen/Farmington Hills, S. 80-83.
- Luescher, Kurt (2012):** Ambivalence and Practive as Emerging Topics of Contemporary Family Studies. In: Scabini, Eugenia; Rossi, Giovanna (eds.): Family Transitions and Families in Transition. Milano, pp. 93-108.
- Lüscher, Kurt (2003):** Familie pragmatisch definieren. In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE, vormals EuS), Jg. 14, H. 3, S. 539-542.

-
- Lutz, Helma (2007):** Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Opladen.
- Maccoby, Eleanor E.; Mnookin, Robert H. (1992):** Deviding the Child. Social and Legal Dilemmas of Custody. Cambridge.
- Maihofer, Andrea (2004):** Was wandelt sich im aktuellen Wandel der Familie? In: Beerjorst, J; Demirovic, A.; Guggemos, Michael (Hrsg.): Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel. Frankfurt a.M., S. 384-409.
- Maihofer, Andrea (2014):** Familiäre Lebensformen zwischen Wandel und Persistenz. Eine zeitdiagnostische Zwischenbetrachtung. In: Behnke, Cornelia; Lengersdorf, Diana; Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen - Methode - Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden, S. 313-334.
- Mannheim, Karl (1969):** Ideologie und Utopie. Frankfurt a.M.
- Mannheim, Karl (1980):** Strukturen des Denkens. Frankfurt a.M.
- Manning, Linda A. (2006):** Presenting Opportunities: Communicatively Constructing a Shared Family Identity. In: International and Intercultural Communication Annual, Vol. 29, p. 43-67.
- Marotzki, Winfried; Stoetzer, Katja (2007):** Die Geschichten hinter den Bildern. Annäherung an eine Methode und Methodologie der Bildinterpretation in biographie- und bildungstheoretischer Absicht. In: Friebertshäuser, B.; v. Felden, H.; Schäffer, B. (Hrsg.): Bild und Text. Methoden und Methodologien visueller Sozialforschung in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden, S. 47-60.
- Mauss, Marcel (1968):** Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt a.M.
- Mead, George Herbert (1973):** Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M.
- Mehan, H.; Wood, H. (1975):** The reality of Ethnomethodology. New York.
- Melli, Marygold S; Bown, Patricia R. (2008):** Exploring A New Family Form - The Shared Time Family. In: International Journal of Laws, Policy and the Family, Vol. 22, No. 2, pp. 231-269.
- Merton, Robert K. (1995):** Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin.

-
- Meulders-Klein, Marie Thérèse; Thèry, Irène (1998):** Fortsetzungsfamilien. Neue familiäre Lebensformen in pluridisziplinärer Betrachtung. (im Orig.: Les Recompositions familiales aujourd'hui). Konstanz.
- Meuser, Michael (2011):** Die Entdeckung der "neuen Väter". In: Hahn, Kornelia; Koppetsch, Cornelia (Hrsg.): Soziologie des Privaten. Wiesbaden, S. 71-82.
- Miggelbrink, Judith (2002):** Der gezähmte Blick. Zum Wandel des Diskurses über 'Raum' und 'Region' in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Regionalen Geographie 55. Leipzig, Institut für Länderkunde.
- Mohn, Bina Elisabeth (2007):** Kamera-Ethnografie: Vom Blickentwurf zur Denkbewegung. In: Brandstetter, Gabriele; Klein, Gabriele (Hrsg.): Methoden der Tanzwissenschaft. Modellanalysen zu Pina Bauschs 'Sacre du Printemps'. Bielefeld, S. 173-194.
- Montanari, Giulia (2016):** Großeltern erzählen geographisch von ihrer Familie. Zur Bedeutung von Raumsemantiken für die Konstitution kommunikativer Sinnwelten. Karlsruhe, Karlsruher Institut für Technologie (KIT). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:swb:90-551334> (Zugriff: 04.03.2017).
- Montanari, Giulia; Schlinzig, Tino (2014):** Objekte als Raum-Ort-Synthesen. Zur materiellen Dimension von Vergemeinschaftungsprozessen in multilokalen Familien. Vortrag auf der Tagung 'Raum - Ort - Ding: Kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven' der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (DGV), Heidelberg, 21.11.2015 (unveröffentlichtes Paper).
- Moosbrugger, Jeanette (2008):** Subjektivierung von Arbeit: freiwillige Selbstaussbeutung. Ein Erklärungsmodell für die Verausgabungsbereitschaft von Hochqualifizierten. Wiesbaden.
- Morgan, David H. J. (2011):** Rethinking Family Practices. Basingstoke.
- Napp-Peters, Anneke (1988):** Scheidungsfamilien, Interaktionsmuster und kindliche Entwicklung. Frankfurt a.M.
- Nave-Herz, Rosemarie (2005):** Der Familienzyklus als empirischer Forschungsansatz. In: Busch, Friedrich W.; Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung. Oldenburg, S. 207-218.

-
- Nave-Herz, Rosemarie (2013):** Ehe- und Familiensoziologie: Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim, Basel.
- Neale, Bren; Flowerdew, Jennifer; Smart Carol (2003):** Drifting towards shared residence? In: Family Law, Vol. 12, No. 1, pp. 904 - 908.
- Neidhardt, Friedhelm (1999):** Innere Prozesse und Außenweltbedingungen sozialer Gruppen. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in die Gruppensoziologie. Heidelberg, S. 105-126.
- Nelson, Margaret K. (2006):** Single Mothers "Do" Family. In: Journal of Marriage and Family, Vol. 68, No. 4, pp. 781-795.
- Nentwig-Gesemann, Iris (2002):** Gruppendiskussionen mit Kindern. Die dokumentarische Interpretation von Spielpraxis und Diskursorganisation. In: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS), H. 1, S. 41-63.
- Nentwig-Gesemann, Iris (2006):** Regelgeleitete, habituelle und aktionistische Spielpraxis. Die Analyse von Kinderspielkultur mit Hilfe videogestützter Gruppendiskussionen. In: Bohnsack, R.; Przyborski, A.; Schäffer, B. (Hrsg.): Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis. Opladen, S. 25-44.
- Nentwig-Gesemann, Iris (2007):** Der Familienurlaub. Rituelle Praxis, Differenzbearbeitung und Lernprozesse. In: Wulf, Christoph et al. (Hrsg.): Lernkulturen im Umbruch. Rituelle Praktiken in Schule, Medien, Familie und Jugend. Wiesbaden, S. 220-252.
- Nestmann, Frank (1999):** Familie als soziales Netzwerk und Familie im sozialen Netzwerk. In: Böhnisch, L.; Lenz, K. (Hrsg.): Familie. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim, München, S. 213-234.
- Neyer, Franz Josef; Bien, Walter (1993):** Wer gehört zur Familie? In: Psychologie heute, Jg. 20, H. 3, S. 26-29.
- Nippert-Eng, Christena (1996):** Home and Work: Negotiating Boundaries Through Everyday Life. Chicago.
- Nixon, Elizabeth; Greene, Sheila; Hogan Diane (2015):** "It's What's Normal for Me": Children's Experiences of Growing Up in a Continuously Single-Parent Household. In: Journal of Family Issues, Vol. 36, No. 8, pp. 1043-1061.

-
- Noack, Anika; Schmidt, Tobias (2013):** Netzwerk und Narration: Erfahrungen mit der computergestützten Erhebung qualitativer Egonetzwerke. In: Schönhuth, Michael et al. (Hrsg.): Visuelle Netzwerkforschung: Qualitative, quantitative und partizipative Zugänge. Bielefeld, S. 81-97.
- Nohl, Arnd-Michael (2006):** Interview und dokumentarische Methode. Wiesbaden.
- Ohnmacht, Timo (2009):** Mobilitätsbiografie und Netzwerkgeografie: Kontaktmobilität in ego-zentrierten Netzwerken. Diss., Zürich.
- Oßenbrügge, Jürgen (2004):** Transstaatliche, plurilokale und globale soziale Räume – Grundbegriffe zur Untersuchung transnationaler Beziehungen und Praktiken. In: Oßenbrügge, Jürgen; Reh, Mechthild (Hrsg.): Social Spaces of African Societies. Applications and Critique of Concepts about "Transnational Social Spaces". Münster, S. 15-34.
- Panofsky, Erwin (2006):** Ikonographie und Ikonologie. Bildinterpretation nach dem Dreistufenmodell. Köln.
- Park, Robert E.; Burgess, Ernest W. (1921):** Introduction to the Science of Sociology. Chicago.
- Parsons, Talcott (1955):** The American Family: Its Relations to Personality and the Social Structure. In: Parsons, Talcott; Bales, Robert F.: Family, Socialization and Interaction Process. New York, pp. 3-34.
- Parsons, Talcott (1965):** The Normal American Family. In: Farber, Seymour M.; Mustacchi, Piero; Wilson, Roger H. L. (Eds.): Man and Civilization: The Family's Search for Survival. New York, pp. 31-50.
- Peacey, Victoria; Hunt, Joan (2008):** Problematic contact after separation or divorce. A national survey of parents. Gingerbread and Nuffield Foundation. <http://www.nuffieldfoundation.org/contact-problems-separated-families> (Zugriff: 22.02.2014).
- Perlesz, Amaryll et al. (2006):** Family in transition: parents, children and grandparents in lesbian families give meaning to 'doing family'. In: Journal of Family Therapy, Vol. 28, No. 2, pp. 175-199.
- Petzold, Knut (2010):** Wenn sich alles um den Locus dreht: Multilokalität, Multilokation, multilokales Wohnen, Inter- und Translokalität als Begriffe der Mehrfachverortung. In:

-
- Hühn, Melanie et al. (Hrsg.): Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. Berlin, S. 235-258.
- Petzold, Knut (2013):** Multilokalität als Handlungssituation. Lokale Identifikation, Kosmopolitismus und ortsbezogenes Handeln unter Mobilitätsbedingungen. Wiesbaden.
- Peuckert, Rüdiger (2012):** Familienformen im sozialen Wandel. 8. Auflage. Wiesbaden.
- Picot, Sibylle; Schroeder, Daniel (2007):** Kinderpersönlichkeiten: Porträts von 12 Mädchen und Jungen. In: World Vision Deutschland e.V. (Hrsg.): Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie. Frankfurt a.M.
- Pilarczyk, Ulrike; Mietzner, Ulrike (2005):** Das reflektierte Bild. Seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Bad Heilbrunn.
- Pries, Ludger (2008):** Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt a.M.
- Pries, Ludger (2010):** Transnationalisierung. Theorie und Empirie neuer Vergesellschaftung. Wiesbaden.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995):** Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen: Leske + Budrich.
- Przyborski, Aglaja (2004):** Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden.
- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2014):** Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch. München.
- Qu, Lixia; Weston, Ruth (2013):** Australian households and families. Australian Family Trends No. 4. <http://www.aifs.gov.au/institute/pubs/factsheets/2013/familytrends/aft4/aft4.pdf> (Zugriff: 22.02.2014).
- Raab, Jürgen (1998):** Die soziale Konstruktion olfaktorischer Wahrnehmung. Eine Soziologie des Geruchs. Dissertation Univ. Konstanz. <http://d-nb.info/956885314/34> (Zugriff: 06.02.2014).

-
- Reckwitz, Andreas (2001):** Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In: Rammert, Werner (Hrsg.): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Ethnologische, soziologische und historische Studien. Leipzig, S. 21-38.
- Reckwitz, Andreas (2004):** Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien. In: Manfred Gabriel (Hrsg.): Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie, 1. Aufl. Wiesbaden, S. 303-328.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1994):** Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen (TAIM). In: Göhler, Gerhard (Hrsg.): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie. Baden-Baden, S. 47-84.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2002):** Institutionen, Kognitionen und Symbole. Institutionen als symbolische Verkörperungen. Kultursoziologische Anmerkungen zu einem handlungstheoretischen Forschungsprogramm. In: Maurer, Andrea; Schmid, Michael (Hrsg.): Neuer Institutionalismus. Frankfurt a.M., New York, S. 39-56.
- Ricoeur, Paul (2005):** Narrative Identität. In: Ders.: Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970-1999). Hamburg, S. 209-225.
- Ritzenfeldt, Sigrun (1998):** Kinder mit Stiefvätern: Familienbeziehungen und Familienstruktur in Stiefvaterfamilien. Weinheim.
- Röhr-Sendlmeier, Una M.; Greubel, Stefanie (2004):** Die Alltagssituation von Kindern in Stieffamilien und Kernfamilien im Vergleich. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 16, H. 1, S. 56-71.
- Rolshoven, Johanna (2006):** Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 102, H. 2, S. 179-194.
- Rolshoven, Johanna (2007):** The temptations of the provisional. Multilocality as the (whole) way of life. In: Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology, Vol. 37, No. 1-2, pp. 17-25.
- Rönkä, Anna; Korvela, Pirjo (2009):** Everyday Family Life: Dimensions, Approaches and Current Challenges. In: Journal of Family Theory and Review, Vol. 1, No. 2, pp. 87-102.

-
- Rosa, Harmut (1996):** Identität und kulturelle Praxis: politische Philosophie nach Charles Taylor. Frankfurt a.M.
- Rosa, Hartmut (2005):** Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt a.M.
- Rose, Gillian (2003):** Family photographs and domestic spacings: a case study. In: Transactions of the Institute of British Geographers, Vol. 28, No. 1, pp. 5-18.
- Rose, Gillian (2012):** Doing Family Photography. The Domestic, The Public and The Politics of Sentiment. Farnham, Burlington.
- Rösel, Jakob (1988):** Tempelstadt Puri. Pilger und Priester am Hofe des Jagannath. Freiburg im Breisgau.
- Rost, Dietmar (2000):** Gesellschaftsbilder in Sardinien. Zur sozialen Konstruktion lokaler, regionaler und nationaler Identitäten. Münster.
- Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.)(2005):** Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden. Frankfurt a.M.
- Sacks, Harvey (1998):** Lectures on Conversations. Vol. 1 and 2, ed. by Gail Jefferson; with an introduction by Emanuel A. Schegloff. Oxford, Cambridge.
- Schäfer, Hilmar (2016):** Einleitung. Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektiven der Praxistheorie, in: Schäfer, Hilmar (Hg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld, S. 9–25.
- Schäfers, Bernhard (1999a):** Einführung in die Gruppensoziologie. Wiesbaden.
- Schäfers, Bernhard (1999b):** Die Kernfamilie als kleine Gruppe. In: ders.: Einführung in die Gruppensoziologie. Wiesbaden, S. 177-193.
- Schallberger, Peter (2003):** Identitätsbildung in Familie und Milieu. Zwei mikrosoziologische Untersuchungen. Frankfurt a.M.
- Schammann, Hannes (2015):** PEGIDA und die deutsche Migrationspolitik. Ein Beitrag zur Differenzierung des Opinion-Policy Gap in der Migrationsforschung. In: Zeitschrift für Politikwissenschaft, Jg. 25, H. 3, S. 309-333.
- Schatzki, Theodore R. (2001):** Introduction: practice theory. In: Ebd. et al. (Eds.): The Practice Turn in Contemporary Theory. London, New York, pp. 10-23.

-
- Schatzki, Theodore R.; Knorr Cetina, Karin; Savigny, Eike von (Eds.)(2001):** The Practice Turn in Contemporary Theory. London, New York.
- Scheibelhofer, Elisabeth (2006):** Migration, Mobilität und Beziehung im Raum. In: Hollstein, B.; Straus F. (Hrsg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden und Anwendungen. Wiesbaden, S. 311-331.
- Schier, Michaela; Proske, Anna (2010):** Ein Kind, zwei Zuhause. In: DJI Bulletin, Heft 89/1, S. 12-14.
- Schier, Michaela; Jurczyk, Karin (2007):** "Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 34, S. 10-17.
- Schier, Michaela (2009):** Räumliche Entgrenzung von Arbeit und Familie. Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 1./2., S. 55-66.
- Schier, Michaela (2010):** Multilokaler Alltag beruflich mobiler Eltern. (K)ein Handlungsfeld für die betriebliche Gestaltung? In: Brandt, Cornelia (Hrsg.): Mobile Arbeit - Gute Arbeit? Arbeitsqualität und Gestaltungsansätze bei mobiler Arbeit. Berlin, S. 101-115.
- Schier, Michaela (2013a):** Multilokale Wohnarrangements von Müttern, Vätern und ihren Kindern nach Trennung und Scheidung. In: Schwedes, Oliver (Hrsg.): Räumliche Mobilität in der Zweiten Moderne: Freiheit und Zwang bei Standortwahl und Verkehrsverhalten. Reihe Mobilität und Gesellschaft 3, Berlin, S. 189-212.
- Schier, Michaela (2013b):** Räumliche Entgrenzungen - Multilokales Familienleben: Spezifische Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung und die Rolle von Medien. In: Wagner, Ulrike (Hrsg.): Familienleben: Entgrenzt und vernetzt?! München, S. 39-55.
- Schier, Michaela; Hubert, Sandra (2015):** Alles eine Frage der Opportunität, oder nicht? Multilokalität und Wohnentfernung nach Trennung und Scheidung. In: Journal of Family Research, Jg. 27 , H. 1, S. 3-31.
- Schier, Michaela; Bathmann, Nina; Hubert, Sandra; Nimmo, Diane; Proske, Anna (2011):** Wenn Eltern sich trennen: Familienleben an mehreren Orten. In: DJI Thema 2011/12. <http://www.dji.de/index.php?id=42737> (Zugriff: 05. März 2014).
- Schier, Michaela; Schlinzig, Tino; Montanari, Giulia (2015):** The Logic of Multi-local Living Arrangements: Methodological Challenges and the Potential of Qualitative Approaches. In: Tijdschrift voor economische en sociale geografie / Journal of Economic

and Social Geography, Special Issue 'Multi-locality Studies - A Residential Perspective', Vol. 106, No. 4, pp. 425-438.

- Schinkel, Sebastian (2013):** Familiäre Räume. Eine Ethnographie des >gewohnten> Zusammenlebens als Familie. Bielefeld.
- Schmidt, Uwe (2002):** Deutsche Familiensoziologie. Entwicklungen nach dem zweiten Weltkrieg. Wiesbaden.
- Schmidt-Denter, Ulrich; Beelmann, Wolfgang (1995):** Familiäre Beziehungen nach Trennung und Scheidung. Veränderungsprozesse bei Müttern, Vätern und Kindern. Köln.
- Schneider, Norbert F.; Collet, Beate (Hrsg.)(2010):** Mobile Living Across Europe. Vol. 2: Causes and Consequences of Job-Related Spatial Mobility in Cross-National Comparison. Opladen.
- Schneider, Norbert F.; Meil, Gerardo (Hrsg.)(2008):** Mobile Living across Europe. Vol. 1: Relevance and Diversity of Job-Related Spatial Mobility in Six European Countries. Opladen.
- Schneider, Norbert F.; Krüger, Dorothea; Lasch, Vera; Limmer, Ruth; Matthias-Bleck, Heike (2001):** Alleinerziehen: Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. Weinheim, München.
- Schnettler, Bernt; Baer, Alejandro (2013):** Perspektiven einer Visuellen Soziologie. Schlaglichter und blinde Flecken einer aktuellen soziologischen Debatte. In: Soziale Welt, Jg. 64, H. 1-2, S. 7-15.
- Schroer, Markus (2006):** Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt a.M.
- Schulz, Forian; Blossfeld, Hans-Peter (2012):** The division of housework in the family. Results from a longitudinal analysis. In: Oechsle, Mechtild; Müller, Ursula; Hess, Sabine (Hrsg.): Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices, Structural Frames. Opladen.
- Schütz, Alfred (1971):** Gesammelte Aufsätze. Bd. 1 'Das Problem der sozialen Wirklichkeit'. Nijhoff, Den Haag.

-
- Schütze, Fritz (1983):** Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis*, Jg. 13, H. 3, S. 283-293.
- Schütze, Fritz (1987):** Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Studienbrief der Universität Hagen. Teil 1. Hagen.
- Seglias, Loretta (2007):** Die Bündner Schwabengänger. Kinderarbeit und saisonale Emigration nach Oberschwaben. In: *Histoire des Alpes - Storia delle Alpi - Geschichte der Alpen*. Band 12, S. 291-305.
- Seib, Sibylle (2006):** Internet Recherche von Grundschulkindern. Eine qualitative Studie mit dem Schwerpunkt auf Kindergesprächen. München.
- Sheller, Mimi; Urry, John (2006):** The New Mobilities Paradigm. In: *Environment and Planning A*, Vol. 38, No. 2, pp. 207-226.
- Sheller, Mimi (2011):** Mobility. In: *Sociopedia.isa*, <http://www.sagepub.net/isa/resources/pdf/Mobility.pdf> (Zugriff: 31.01.2013).
- Sieder, Reinhard (2008):** Patchworks - das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder. Stuttgart.
- Simmel, Georg (1992 [1908]):** Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig.
- Skjoerten, Kristin; Barlindhaug, Rolf (2007):** The Involvement of Children in Decisions about Shared Residence. In: *International Journal of Law, Policy and the Family*, Vol. 21, No. 3, pp. 373-385.
- Smart, Carol (2007):** *Personal Life. New Directions in Sociological Thinking*. Cambridge.
- Smart, Carol; Neale, Bren; Wade, Amanda (2001):** *The Changing Experience of Childhood*. Cambridge.
- Smith, Marjorie (2004):** Relationships of children in stepfamilies with their non-resident fathers. In: *Family Matters*, No. 6, pp. 28-35.
- Smyth, Bruce (2004):** Little or no contact. In: Smyth, Bruce (Ed.): *Parent-Child Contact and Post-Separation Parenting Arrangements*. Research Report No. 9, Australian Institute of Family Studies, Ch. 4, pp. 30-49.

-
- Smyth, Bruce (2009):** A 5-year retrospective post-separation shared care research in Australia. In: *Journal of Family Studies*, Vol. 15, No. 1, pp. 36-59.
- Smyth, Bruce; Whitfield, Carol (2004):** Holiday-only contact. In: Smyth, Bruce (Ed.): *Parent-Child Contact and Post-Separation Parenting Arrangements*. Research Report No. 9, Australian Institute of Family Studies. Ch. 5, pp. 53-66.
- Smyth, Bruce; Caruana, Catherine; Ferro, Anna (2004a):** Fifty-Fifty-Care. In: Smyth, Bruce (Ed.): *Parent-Child Contact and Post-Separation Parenting Arrangements*. Ch. 3, pp. 17-33. Research Report No. 9, Australian Institute of Family Studies.
- Smyth, Bruce; Caruana, Catherine; Ferro, Anna (2004b):** Father-Child Contact after separation. Profiling five different patterns of care. In: *Family Matters*, No. 67, pp. 20-27.
- Smyth, Bruce; Qu, Lixia; Weston, Ruth (2004):** The demography of parent-child contact. In: Smyth, Bruce (Ed.): *Parent-Child Contact and Post-Separation Parenting Arrangements*. Research Report No. 9, Australian Institute of Family Studies, Ch. 9, pp. 113-122.
- Smyth, Bruce; Weston, Ruth; Moloney, Lawrie; Richardson, Nick; Temple, Jeromey (2008):** Changes in patterns of post-separation parenting over time: Recent Australian data. In: *Journal of Family Studies*, Vol. 14, No. 1, pp. 23-36.
- Spigelman, Gabriella; Spigelman, Ami; Englesson, Irmelin L. (1992):** Analysis of Family Drawings: A Comparison Between Children from Divorce and Non-Divorce Families. In: *Journal of Divorce and Remarriage*, Vol. 18, No. 1/2, pp. 31-54.
- Spradley, James P. (1979):** *The ethnographic interview*. New York.
- Staistisches Bundesamt (2010):** *Demographische Standards*. Ausgabe 2010. Wiesbaden.
- Staistisches Bundesamt (Destatis); Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) (2013):** *Datenreport 2013: Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn.
- Steinbach, Anja (2008):** Stieffamilien in Deutschland. Ergebnisse des "Generations and Gender Survey"2005. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, Jg. 33, H. 2, S. 153-180.

-
- Steinbrink, Malte (2009):** Leben zwischen Land und Stadt. Migration, Translokaliät und Verwundbarkeit in Südafrika. Wiesbaden.
- Stock, Mathis (2009):** Polytopisches Wohnen – ein phänomenologisch-prozessorientierter Zugang. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 1./2., S. 107-116.
- Straub, Jürgen (1998):** Personale und kollektive Identitäten. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: Assmann, Aleida; Friese, Heidrun (Hrsg.): Identitäten. Frankfurt a.M., S. 73-104.
- Straus, Florian (1991):** Alltägliche Identitätsarbeit - Ein strukturorientiertes Modell. Materialien (12) des Teilprojekts A6. Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. München.
- Straus, Florian (2002):** Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven und Methoden für Forschung und Praxis. Wiesbaden.
- Straus, Florian (2010):** Netzwerkkarten - Netzwerke sichtbar machen. In: Stegbauer, Christian; Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden, S. 527-538.
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (1996):** Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Sünderhauf, Hildegund (2013):** Wechselmodell: Psychologie – Recht – Praxis. Abwechselnde Kinderbetreuung durch Eltern nach Trennung und Scheidung. Wiesbaden.
- Suter, Elisabeth A. (2008):** Discursive Negotiation of Family Identity: A Study of U.S. Families with Adopted Children from China. In: Journal of Family Communication, Vol. 8, No. 2, pp. 126-147.
- Sviggum, Greta (2000):** How children view their parents' divorce: Findings from a Norwegian study. In: Family Matters, No. 55, pp. 62-67.
- Tazi-Preve, Mariam Irene (2004):** Vaterschaft im Wandel? Eine Bestandsaufnahme von Verhalten und Einstellung von Vätern. In: Cizek, Brigitte (Hrsg.): Familienforschung in Österreich. Markierungen Ergebnisse Perspektiven. Schriftenreihe des Österreichischen Institutes für Familienforschung, H. 12, Wien, S. 109-129.
- Tazi-Preve, Mariam Irene et al. (2007):** Väter im Abseits. Zum Kontaktabbruch der Vater-Kind-Beziehung nach Scheidung oder Trennung. Wiesbaden.

-
- Teubner, Markus (2002a):** Wie viele Stieffamilien gibt es in Deutschland? In: Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hrsg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Opladen, S. 23-50.
- Teubner, Markus (2002b):** Stieffamiliientypen und haushaltsübergreifende Stiefkonstellationen. In: Bien, Walter et al. (Hrsg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Opladen, S. 51-82.
- Thomas, William I.; Znaniecki, Florian (1918-1920):** The Polish peasant in Europe and America. Monograph of an immigrant group. Boston.
- Tinapp, Sybilla (2006):** Visuelle Soziologie. Eine fotografische Ethnographie zur Veränderung des kubanischen Alltagslebens. Dissertation. Konstanz. <http://www.ub.uni-konstanz.de/kops/volltexte/2006/1947/> (Zugriff: 08. März 2016).
- Tönnies, Ferdinand (1887):** Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirische Culturformen. Leipzig.
- Trautmann, Thomas (2010):** Interviews mit Kindern. Grundlagen, Techniken, Besonderheiten, Beispiele. Wiesbaden.
- Trinder, Liz (2010):** Shared residence: a review of recent research evidence. In: Child and Family Law Quarterly, Vol. 22, No. 4, pp. 475-498.
- Trost, Jan (1990):** Do we mean the same by the concept of family? In: Communication research, Vol. 17, No. 4, pp. 431-443.
- Trost, Jan (1999):** Family as a Set of Dyads. In: Marriage and Family Review, Vol. 28, No. 3, pp. 79-91.
- Turner, Victor (1989):** Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt a.M., New York.
- Tyrell, Hartmann (1983):** Zwischen und Organisation II: Die Familie als Gruppe. In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): Gruppensoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 25. Opladen, S. 362-390.
- Uhlig, Otto (2003):** Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg. Bad Vöslau.
- Urry, John (2000):** Sociology beyond Societies. Mobilities for the Twenty-first Century. London.
- Urry, John (2003):** Global Complexity. Cambridge.

-
- Venohr, Jane C.; Griffith, Tracy E. (2003):** Arizona Child Support Guidelines. Findings from a Case File Review. Denver.
- Vertovec, Steven (2009):** Transnationalism. New York.
- Vogl, Susanne (2005):** Gruppendiskussionen mit Kindern. Methodische und methodologische Besonderheiten. In: ZA-Informationen 57, S. 28-60.
- Voß, G. Günter (1998):** Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Jg. 31, H. 3, S. 473-487.
- Wagner, Michael; Franzmann, Gabriele; Stauder Johannes (2001):** Neue Befunde zur Pluralität der Lebensformen. In: Zeitschrift für Familieinforchung, Jg. 13, H. 3, S. 52-73.
- Waldschmidt, Anne (1998):** Flexible Normalität oder stabile Ausgrenzung: Veränderung im Verhältnis Behinderung und Normalität. In: Soziale Probleme, Jg. 9, H. 1, S. 3-25.
- Walper, Sabine; Wild, Elke (2002):** Wiederheirat und Stiefelternschaft. In: Hofer, Manfred et al. (Hrsg.): Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. 2. vollständig überarb. und erweiterte Auflage. Göttingen, S. 336-361.
- Walper, Sabine; Krey, Mari (2009):** Familienbeziehungen nach Trennungen. In: Lenz, Karl; Nestmann, Frank (2009): Handbuch Persönliche Beziehungen. Weinheim, München, S. 715-744.
- Walper, Sabine (2010):** Die Trennung kann für Kinder eine Erlösung sein. In: DJI Bulletin, H. 29, S. 10-11.
- Weber, Max (1922):** Grundriss der Sozialökonomie. III. Abteilung: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen.
- Weichhart, Peter (2008):** Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Stuttgart.
- Weichhart, Peter (2009):** Multilokalität - Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. In: Informationen zur Raumentwicklung, H. 1/2., S. 1-14.
- Weichhart, Peter (2015):** Multi-Local Living Arrangements – Terminology Issues. In: Weichhart, Peter; Rumpolt, Peter A. (Hrsg.): Mobil und doppelt sesshaft. Studien zur residenziellen Multilokalität. Wien, S. 61-82.

-
- Weigel, Daniel J. (2008):** The Concept of Family. An Analysis of Laypeople's Views of Family. In: *Journal of family issues*, Vol. 29, No. 11, pp. 1426-1447.
- Weiske, Christine; Petzold, Knut; Schad, Helmut (2015):** Multi-local Living. The Approaches of Rational Choice Theory, Sociology of Everyday Life and Actor-Network-Theory. In: *Tijdschrift voor economische en sociale geografie / Journal of Economic and Social Geography*, Special Issue 'Multi-locality Studies - A Residential Perspective', Vol. 106, No. 4, pp. 392-408.
- Weiske, Christine; Petzold, Knut; Zierold, Diana (2008):** Multilokale Haushalte - mobile Gemeinschaften. Entwurf einer Typologie multilokaler Lebensführung. In: *Sozialer Sinn*, Jg. 9, H. 2, S. 281-300.
- Weiske, Christine; Petzold, Knut; Zierold, Diana (2009):** Multilokale Haushaltstypen. Bericht aus dem DFG-Projekt "Neue multilokale Haushaltstypen"(2006-2008). In: *Informationen zur Raumentwicklung*, H. 1/2, S. 67-75.
- Wentura, Dirk; Frings, Christian (2013):** *Kognitive Psychologie*. Wiesbaden.
- Werlen, Benno (2008):** *Sozialgeographie. Eine Einführung*. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien.
- West, Candace; Zimmermann, Don H. (1987):** Doing Gender. In: *Gender and Society*, Vol. 1, No. 2, pp. 125-151.
- Weston, Ruth et al. (2011):** Shared care time. An increasingly common arrangement? In: *Family Matters*, No. 88, pp. 51-56.
- Witzel, Andreas (2000):** Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1 (1), <http://qualitative-research.net/fqs> (Zugriff: 30.10.2007).
- Witzel, Andreas; Medjedovic, Irena; Kretzer Susanne (2008):** Sekundäranalysen qualitativer Daten. Zum gegenwärtigen Stand einer neuen Forschungsstrategie. In: *Historical Social Research*, Vol. 33, No. 3, pp. 10-32.
- Wood, Gerald; Hilti, Nicola; Kramer, Caroline; Schier, Michaela (2015):** Dossier: Multi-locality studies - A residential perspective. In: *Tijdschrift voor economische en sociale geografie/Journal of Economic and Social Geography*, Special Issue, Vol. 106, No. 4, pp. 363-502.

- Wuggening, Ulf (1990):** Die Photobefragung als projektives Verfahren. In: *Angewandte Sozialforschung*, H. 1/2, S. 109-129.
- Zartler, Ulrike (2011):** Reassembling Families after Divorce. In: Widmer, Eric; Jallinoja, Riitta (Eds): *Families and Kinship in Contemporary Europe: Rules and Practices of Relatedness*. Basingstoke, pp. 178-191.
- Zartler, Ulrike (2012):** Die Kernfamilie als Ideal. Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 24, H. 1, S. 67-84.
- Zeiber, Helga (1988):** Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern - Einheitlichkeit oder Verinselung? In: Herlyn, U.; Bertels, L. (Hrsg.): *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen, S. 35-58.
- Zeiber, Helga; Zeiber, Hartmut. J. (1993):** Organisation von Raum und Zeit im Kinderalltag. In: Marfeka, M.; Nauck, B. (Hrsg.): *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied, S. 389-401.
- Zöbl, Dorothea (1985):** Die Transhumanz: Zur Prozeßhaftigkeit einer agrarischen Wirtschaftsform. In: *Historical Social Research*, Jg. 10, No. 4, S. 99-104.

Abbildungsverzeichnis

2.1 Familien mit minderjährigen Kindern nach Lebensform in Deutschland, 1996 bis 2013 (Datenquelle: Statistisches Bundesamt Mikrozensus, Berechnungen: BiB 2015)	19
5.1 Terminologische Konventionen der Wohn- und Wanderungsforschung [überarbeitete Darstellung der Abbildung aus Weichhart (2009: 6)]	48
5.2 Wohn- und Sorgearrangements von Nachtrennungsfamilien aus der Perspektive der Kinder (eigene Darstellung)	63
5.3 Rohe Scheidungsziffer (für ausgewählte Staaten der EU 1960-2014, pro 1.000 Einwohner, Daten: EUROSTAT 2016, eigene Darstellung)	67
5.4 Gesamtzahlen der von Ehescheidungen betroffenen Kinder in Deutschland 1990-2014 in absoluten Zahlen (Daten: Statistisches Bundesamt, Statistik der rechtskräftigen Beschlüsse in Eheauf Lösungssachen, 2015, eigene Darstellung)	68
5.5 abgegebene Sorgeerklärungen in Deutschland 2004-2014 in absoluten Zahlen (Daten: Statistisches Bundesamt, Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe, eigene Darstellung)	70
5.6 Die sechs häufigsten Formen von Nachtrennungsfamilien, Daten: AID:A – DJI-Survey 2009: 0- bis 17-Jährige, Daten gewichtet, n = 12.412, Quelle: Schier 2013	71
5.7 Multilokalität Dresdner Kinder und Jugendlicher (Daten: Dritte Dresdner Kinderstudie 2010, Kinder und Jugendliche der 7.-9. Klasse, n = 665, Quelle: Lenz/Schlinzig 2012	72
8.1 Struktur der Familienarrangements und Analyseeinheiten der Untersuchung .	128
8.2 Datengrundlage der Studie, Anzahl getrennt nach Teilnehmerinnen und Teilnehmern, Modus und Eigenerhebung (BFF)/Sekundärdaten (NTF)	144

9.1	Raum-zeitliches Arrangement Familie BFF1 (eigene Darstellung)	157
9.2	Raum-zeitliches Arrangement Familie BFF2 (eigene Darstellung)	159
9.3	Raum-zeitliches Arrangement Familie BFF3 (eigene Darstellung)	161
10.1	Schematische Zusammenschau der empirischen Befunde: Herstellung familiärer Identität(en) in paritätischen Wohnarrangements nach Trennung und Scheidung	169
11.1	Netzwerkkarte, aktiv multilokales Kind Jasmin, Familie BFF3	204
11.2	Foto, (sozialer) Vater Jan mit Sohn, Familie BFF3	207
11.3	Foto, Mutter Kirsten mit Tochter, Familie BFF3	208
11.4	Fotodokumentation, aktiv multilokale Tochter Jasmin, Familie BFF3	211
11.5	Skizze, Setting und (Selbst-)Positionierung der Personen während der Gruppendiskussion, Familie BFF3 (Zeichnung: Grit Koalick, www.visuranto.de)	212
11.6	Netzwerkkarte, (sozialer) Vater Jan, Familie BFF3	214
11.7	Netzwerkkarte, Mutter Kirsten, Familie BFF3	216
11.8	Fotodokumentation, aktiv multilokale Kinder Eva und Louisa, Familie BFF2	223
11.9	Foto, Tischszene, Haushalt des Vaters Sören, Familie BFF2	225
11.10	Foto, Tischszene, Haushalt der Mutter Marlena und ihres Partners Samuel, Familie BFF2	226
A.1	Regeln des <i>Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems</i> (GAT) für das Basistranskript	373

A Appendix

Aufgrund des Umfangs der Materialien sowie aus forschungsethischen Gründen zum Schutz der teilnehmenden Familien enthält der Anhang lediglich die für das unmittelbare Verständnis der Arbeit dienliche Konvention des *Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems* (GAT).

Sämtliche Instrumente und empirischen Daten der Studie stehen auf Anfrage zur Einsicht und für Sekundäranalysen zur Verfügung:

- Formblatt „Erklärung zum Datenschutz und zur absoluten Vertraulichkeit der Angaben“ sowie die Einverständniserklärung
- Leitfäden für narrativ-problemzentrierte Interviews, Netzwerkinterviews und Gruppendiskussionen
- Fotoauftrag der Kinder
- standardisierter Kurzfragebogen zur Erhebung soziodemografischer Daten und zur Konfiguration der Wohnarrangements
- anonymisierte Transkripte der Interviews und Gruppendiskussionen
- egozentrierte Netzwerkkarten der StudienteilnehmerInnen
- Fotografien der Kinder

Bei Interesse wenden Sie sich bitte an:

E-Mail: тино.schlinzig@tu-dresden.de | mikrosoziologie@tu-dresden.de

Technische Universität Dresden
Philosophische Fakultät
Institut für Soziologie
01062 Dresden

Sequenzielle Struktur/Verlaufsstruktur	
[]	Überlappungen und Simultansprechen
=	schneller, unmittelbarer Anschluß neuer Turns oder Einheiten
Pausen	
(.)	Mikropause
(-), (--), (---)	kurze, mittlere, längere Pausen von ca. 0.25 - 0.75 Sek.; bis ca. 1 Sek.
(2.0)	geschätzte Pause, bei mehr als ca. 1 Sek. Dauer
(2.85)	gemessene Pause (Angabe mit zwei Stellen hinter dem Punkt)
Sonstige segmentale Konventionen	
und=äh	Verschleifungen innerhalb von Einheiten
:, ::, :::	Dehnung, Längung, je nach Dauer
äh, öh, etc.	Verzögerungssignale, sog. "gefüllte Pausen"
'	Abbruch durch Glottalverschluss
Lachen	
so(h)o	Lachpartikeln beim Reden
haha hehe hihi	silbisches Lachen
((lacht))	Beschreibung des Lachens
Rezeptionssignale	
hm,ja,nein,nee	einsilbige Signale
hm=hm,ja=a, nei=ein, nee=e	zweisilbige Signale
'hm'hm	mit Glottalverschlüssen, meistens verneinend
Akzentuierung	
akZENT	Primär- bzw. Hauptakzent
ak!ZENT!	extra starker Akzent
Tonhöhenbewegung am Einheitenende	
?	hoch steigend
,	mittel steigend
-	gleichbleibend
;	mittel fallend
.	tief fallend
Sonstige Konventionen	
((hustet))	para- und außersprachl. Handlungen u. Ereignisse
<<hustend>	> sprachbegleitende para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse mit Reichweite
<<erstaunt>	> interpretierende Kommentare mit Reichweite
()	unverständliche Passage je nach Länge
(solche)	vermuteter Wortlaut
al(s)o	vermuteter Laut oder Silbe
(solche/welche)	mögliche Alternativen
((...))	Auslassung im Transkript
>	Verweis auf im Text behandelte Transkriptzeile

Abbildung A.1: Regeln des *Gesprächsanalytischen Transkriptionssystems* (GAT) für das Basistranskript